

JENNIFER ALICE JAGER

# TIP TOWN GIRL

*Dein Lied unter  
meiner Haut*

KARIBU

JENNIFER ALICE JAGER

# LIP TOWN GIRL

*Dein Lied unter  
meiner Haut*

Mit Illustrationen der Autorin

KARIBU



*Für alle,  
die funktionieren, weil sie es müssen.  
Die über sich hinauswachsen, während niemand hinsieht.  
Die lächeln, obwohl sie längst zerbrochen sind.  
Die jedes einzelne Mal wieder auf die Füße kommen –  
auch ohne eine helfende Hand, die ihnen gereicht wird.  
  
Ihr seid nicht allein.*



Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte in Form von emotionalem Missbrauch, psychischer Belastung, Alkoholkonsum, sexuellen Handlungen, sexualisierter Gewalt (angedeutet, nicht explizit), toxischen Beziehungen und Identitätskonflikten. Geh bitte behutsam mit dir um, und sprich mit jemandem darüber, falls es dir während des Lesens nicht gut geht.



## INHALT (PLAYLIST)

<b>Kapitel 1</b>	
<b>Piano Man</b> by Billy Joel . . . . .	11
<b>Kapitel 2</b>	
<b>Uptown Girl</b> by Billy Joel . . . . .	31
<b>Kapitel 3</b>	
<b>Because the Night</b> by Patti Smith . . . . .	50
<b>Kapitel 4</b>	
<b>Don't Bring Me Down</b> by Electric Light Orchestra . . . . .	69
<b>Kapitel 5</b>	
<b>Hit Me With Your Best Shot</b> by Pat Benatar . . . . .	88
<b>Kapitel 6</b>	
<b>(I Just) Died in Your Arms</b> by Cutting Crew . . . . .	103
<b>Kapitel 7</b>	
<b>More Than a Feeling</b> by Boston . . . . .	123
<b>Kapitel 8</b>	
<b>You Keep Me Hangin' On</b> by Kim Wilde . . . . .	142
<b>Kapitel 9</b>	
<b>Bad Reputation</b> by Joan Jett & The Blackhearts . . . . .	167
<b>Kapitel 10</b>	
<b>Don't Stop Me Now</b> by Queen . . . . .	190
<b>Kapitel 11</b>	
<b>What's Up?</b> by 4 Non Blondes . . . . .	207
<b>Kapitel 12</b>	
<b>These Boots Are Made for Walkin'</b> by Nancy Sinatra . . . . .	230
<b>Kapitel 13</b>	
<b>That's All</b> by Genesis . . . . .	250
<b>Kapitel 14</b>	
<b>Sweet Dreams (Are Made of This)</b> by Eurythmics . . . . .	272
<b>Kapitel 15</b>	
<b>Nothing Compares to You</b> by Sinéad O'Connor . . . . .	292
<b>Kapitel 16</b>	
<b>The Sound of Silence</b> by Simon & Garfunkel . . . . .	315





## PIANO MAN

**Samstag, 22. November 2025:** Bei all dem Gejubel, Gläserklirren und Gelächter um mich herum hätte man meinen können, ich säße in der Lounge eines gut besuchten Nachtclubs und nicht in einer Limousine.

»Halten Sie hier«, bat ich den Chauffeur, kam aber nicht gegen den Lärm an. »Leute, ich will –«

»Du verstehst das nicht!«, lallte Cheryl neben mir. Wie immer, wenn sie zu tief ins Glas geschaut hatte, war ihr Tonfall gleich mehrere Oktaven höher und so schrill, dass es mir in den Ohren klingelte.

Es wirkte, als wäre sie im Begriff, eine Rede vor einem Millionenpublikum zu halten, als sie sich ihr schickes Etuikleid zurechtrückte, um anschließend mit dem Thema des Abends fortzufahren: Colton. Ihr Ex. Sie untermalte ihre Ausführungen über seinen schlechten Charakter mit ausladenden Gesten, für die es selbst in einer so geräumigen Limousine zu beengt war.

Als sie schwungvoll die Arme ausbreitete, zog ich meinen Kopf gerade noch rechtzeitig ein, um ihrer Clutch auszuweichen. Die Tasche knallte unmittelbar über mir gegen den Sitz. Ein paar Zentimeter niedriger, und Cheryl hätte meiner Stirn einen Prada-Stempel verpasst.



»Dieser Abend verspricht denkwürdig zu werden«, sagte ich lachend. »Du musst mir aber nicht gleich eine dauerhafte Erinnerung in die Stirn einprägen.«

»Ich hätte dich schon nicht getroffen«, versicherte sie mir nuschelnd.

Neben ihr schüttelte sich Travis grölend vor Schadenfreude. »Das war filmreif!« Er deutete mit seinem Champagnerglas auf mich und beleckerte dabei sein Hemd. »Shit, das ist Seide! Hat jemand ein Tuch?«

»Warte, warte!« June saß neben der Minibar und machte sich auf die Suche nach einer Serviette. In ihrem knapp geschnittenen Paillettenkleid, kombiniert mit Sonnenbrille und rettungsringgroßen, diamantbesetzten Ohrringen, sah sie an diesem Abend gar nicht nach der Vorzeigestudentin aus, als die sie bekannt war. So perfekt die Sonnenbrille auch zu ihrem Outfit passte, June konnte damit kaum etwas sehen und hatte schnell die halbe Bar abgeräumt. Als sie die Servietten zu fassen bekam, warf sie Travis den ganzen Stapel zu und sorgte für einen Papierregen, der uns alle zum Lachen brachte.

Ich rutschte auf dem Sitz nach vorn und tippte dem Chauffeur auf die Schulter. »Halten Sie bitte hier.«

»Wieso das denn?«, beschwerte sich Cheryl.

Der Fahrer lenkte den Wagen zur Seite und holperte ungeschickt über den Bordstein. Wir wurden durchgeschüttelt, Travis rettete sein Hemd nur mit Mühe vor dem nächsten Champagnerschwall, June quiekte erschrocken auf, und ich wäre beinahe im Fußraum gelandet.

Cheryl zog mich zurück auf den Sitz. »Wir wollten doch zu den Chicks«, erinnerte sie mich.

Bei den Chicks handelte es sich um eine Studentenverbindung der University of Chicago, die für ihre skandalösen Partys bekannt war. Cheryl hatte schon oft versucht, mich zu einer dieser Veranstaltungen

zu schleppen. Da ich weder verhaftet werden noch am Morgen danach mit Gedächtnislücken in einem Gebüsch aufwachen wollte und mein Vater sicher auch nicht begeistert wäre, von den Partyexzessen seiner Tochter in irgendeinem Boulevardblatt zu lesen, hatte ich mich bisher davor gedrückt.

Leider waren mir nach Cheryls tränenreicher Trennung von Colton die Ausreden ausgegangen. Sie brauchte es, sich mal richtig gehen zu lassen und zu amüsieren, ich hatte ihr einen legendären Abend versprochen, und für sie gehörte dazu eine Chicks-Party.

Travis öffnete die Tür und fiel mehr aus der Limousine, als dass er ausstieg. Schwankend kam er auf die Füße. Ich folgte ihm und bot Cheryl meine Hand an.

»Keine Sorge, wir gehen noch zu dieser Party«, versicherte ich ihr. »Ich will mir dort hinten nur etwas anschauen.«

Ich deutete mit einem Nicken in die Richtung, aus der wir gekommen waren, und rieb mir die frierenden Arme. Dank der zwei Flaschen Champagner, die wir bereits geleert hatten, war mir zwar nicht so kalt, wie es mir in Minirock und Jeansjacke hätte sein sollen. Gegen einen Schal hätte ich dennoch nichts einzuwenden gehabt.

Es herrschte das typische Chicagoer Novemberwetter. Trocken, eine Nachttemperatur knapp über dem Gefrierpunkt, und seit Tagen lag der Duft nach Schnee in der Luft. Ich liebte es, wenn der Winter sich früh ankündigte und man jeden Morgen beim Blick aus dem Fenster auf Schnee hoffen konnte. Lange ließen die ersten Flocken bestimmt nicht mehr auf sich warten.

Ich hob den Blick zum nachtschwarzen Himmel, nahm einen tiefen Atemzug in der klirrend kalten Luft und fühlte mich gleich wacher und klarer im Kopf. Ein paar Meter zu Fuß würden uns allen sicher guttun.



Cheryl schielte die Straße entlang. »Da ist nichts.«

»Gleich um die Ecke.« Ich hakte mich bei ihr ein und zog sie mit mir.

Nachdem June den Chauffeur angewiesen hatte zu warten, folgte sie uns. Leichtfüßig sprang sie uns von hinten an und schob sich in unsere Mitte. »Warum finden solche Irrfahrten quer durch die Stadt eigentlich immer in meiner Limo statt?«

Travis stieß ein vielsagendes Lachen aus. »Warum? Du bist die Einzige von uns, die eine eigene Limousine hat. Unsereins müsste sich die Familienkutsche leihen oder zum Mietservice gehen. Wer kann sich das heutzutage schon leisten?«

»Und das von dem Typen mit dem brandneuen Ferrari in der Garage, der fünf Minuten vom Strand entfernt wohnt und sich trotzdem einen zweiten Pool bauen lässt«, höhnte Cheryl.

»Zum einen ist mein Ferrari ein Zweisitzer ohne eingebaute Minibar, und wäre das Meer beheizt, bräuchte ich keinen Indoorpool.« Travis setzte eine gespielt snobistische Miene auf, konnte sich ein Schmunzeln aber nicht verkneifen. Wir brachen wieder in Gelächter aus.

Ich hatte mich schon lange nicht mehr so unbeschwert gefühlt. Was gab es Besseres als diese zwanglosen Abende, an denen wir tun und lassen konnten, was wir wollten? Einfach von Club zu Club touren, ohne Termine und ohne Druck – ohne einen Gedanken an den nächsten Morgen zu verschwenden. Das konnten wir uns zwischen Unistress und familiären Pflichten viel zu selten erlauben.

Zugegeben, keiner von uns hatte es schlecht getroffen.

Das Pharmaunternehmen von Cheryls Großvater heimste Milliardenbeträge ein, Travis' Mütter leiteten eine erfolgreiche Softwarefirma, Junes Eltern besaßen Luxushotels rund um die Welt, und

dank der Holdinggesellschaft meiner Familie zählten auch wir Lancasters zu den oberen Zehntausend. Daher dachte ich ganz bestimmt nicht daran, mich zu beschweren.

Wir bogen um die Ecke, und ich sah, was mir vorhin im Vorbeifahren ins Auge gesprungen war. Bis eben hatte ich noch geglaubt, es mir eingebildet zu haben. Aber es war echt. Ein Rauschen setzte in meinen Ohren ein und ließ alles um mich herum in die Ferne rücken. Wie angewurzelt blieb ich stehen, löste mich von Cheryl und June und starrte auf eine Leuchttafel, die es gar nicht mehr geben dürfte. Sie hing über einer unscheinbaren Bar, war mit blinkenden Glühbirnen besetzt und zeigte den grünen, geschwungenen Schriftzug *Green Mill Lounge*.

Alles sah genau wie auf dem vergilbten Foto aus, das ich vor wenigen Tagen in der Hand gehabt hatte. Wie konnte das sein? Wie konnte ich vor mir sehen, was mindestens fünfzig Jahre in der Vergangenheit liegen müsste?

»Dein Ernst?«, fragte Cheryl stutzig. »Eine Cocktailbar?«

»Nicht irgendeine«, ergriff Travis das Wort und mimte den Uni-professor. »Das dürfte eine der ältesten und ersten Jazz-Bars überhaupt sein, wenn ich mich nicht irre. Ich glaube, der Name ist ans Moulin Rouge angelehnt.«

»Oh, ich liebe den Film!«, schwärmte June.

»Euch ist schon klar, dass wir eigentlich auf dem Weg zur Party des Jahres sind?«, erinnerte uns Cheryl.

Travis verdrehte die Augen. »Das vielleicht nicht unbedingt.«

»Ich ziehe Cocktails schalem Bier aus Pappbechern vor«, meinte June.

Cheryl drehte der Lounge den Rücken zu und breitete die Arme vor uns aus. »Eine Chicks-Party! Dort wollen wir hin! Cocktails schlürfen in Uptown können wir an jedem anderen Abend.«



»Es dauert nicht lange«, versprach ich und trat an ihr vorbei auf die Lounge zu. Was Travis gesagt hatte, erklärte einiges. Dieser Ort wirkte nicht zufällig wie ein Überbleibsel aus der Vergangenheit. Er war mit Absicht so erhalten worden. »Ich habe ein Foto von meiner Grandma, auf dem sie in meinem Alter genau vor diesem Schild steht.«

Mir war, als könnte ich sie vor mir sehen, ihr Lachen hören und ihre Freude spüren, wie sie Arm in Arm mit ein paar jungen Männern in Nadelstreifenanzügen vor dieser Bar in die Kamera gestrahlt hatte. In einem schulterfreien Cocktailkleid, mit kirschroten Lippen und Blumenschmuck im Haar. Kein anderes Foto von ihr zeigte sie in einer solchen Aufmachung – keines zeigte sie so unbeschwert.

Das war einer der Gründe, wieso sich dieses Foto in mein Gedächtnis gebrannt hatte. Es war mir wie ein Rätsel vorgekommen, das nur darauf wartete, gelöst zu werden. Wer waren diese Männer? Was hatte Peggy Lancaster damals an diesen Ort verschlagen?

Viele Jahrzehnte waren seit der Aufnahme vergangen, viel hatte sich verändert – war verschwunden, neu entstanden, in Vergessenheit geraten. Aber diese Bar war wie in der Zeit eingefroren. Sogar die Musik, die dumpf aus dem Inneren drang, passte perfekt zu dem alten Foto. Schwungvoller Jazz. Zeitlos und doch wie ein Tor in die Vergangenheit. Wie hätte ich nicht glauben können, dass mich dieses Tor direkt zur Lösung des Rätsels führte, das mir meine Grandma hinterlassen hatte?

Jemand berührte meine Schulter und riss mich aus den Gedanken. Cheryl war an mich herangetreten, schaute mich aus glasigen Augen an und kam mir so nah, als wollte sie meine Poren zählen.

»Also gut, dann lass uns auf einen Cocktail reingehen.« Sie hob mahnend den Zeigefinger. »Aber wirklich nur einer.« Ihre Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen.

»Versprochen.« Ich erwiderte ihr Grinsen und hakte mich wieder bei ihr ein, um sie stützen zu können, falls sie das Gleichgewicht verlor.

»Dann nichts wie rein!« Travis öffnete die Tür, schlug auf überzogene Weise die Hacken zusammen, verbeugte sich tief und deutete ins Innere.

»Ein wahrer Gentleman«, lobte ihn June und ging an ihm vorbei.

Der große Andrang machte es uns schwer, bis zur Bar zu kommen. Der Geräuschpegel war hoch, das Licht schummrig und die Stimmung ausgelassen. Auf der Bühne, kaum mehr als ein niedriges Podest am anderen Ende des Raumes, wurden Saxofon, Klavier, Schlagzeug und Bass gespielt. Auf der Freifläche davor tanzten Pärchen in Kleidung, die perfekt zum Foto meiner Grandma passte. Schwingende Röcke, Haarbänder, Filzhüte und Hosenträger fielen mir ins Auge.

»Findet hier ein Kostümwettbewerb statt, oder warum tragen die Leute so alberne Klamotten aus den Fünfzigern?«, brüllte uns Cheryl über den Lärm hinweg zu.

»Der Vintage-Style passt doch super zum Ambiente«, meinte Travis. »Wenn ich unsere Reiseroute für heute im Vorhinein gekannt hätte, wäre ich hier auch in einem unwiderstehlichen Rockabilly-Kostüm aufgeschlagen. Meint ihr, mir würden Koteletten stehen?«

»Eher nicht«, sagte ich lachend.

War ein Kostümfest die Lösung des Rätsels? Passte das Foto deswegen nicht zu Peggy Lancaster, der knallharten Geschäftsfrau im Hosenanzug, weil sie lediglich in eine Rolle geschlüpft war? Wenn dem so war, hatte sie diese Rolle mehr als überzeugend gespielt, denn auf keinem ihrer anderen Fotos wirkte sie so echt, so lebendig und ganz wie sie selbst. Nein, es musste mehr als ein Kostüm dahinterstecken. Da war ich mir ganz sicher.



June winkte den Barkeeper zu sich. »Ein Manhattan«, bestellte sie.  
»Was wollt ihr?«

»Dirty Martini«, rief ich und schaute gleich wieder zur Tanzfläche und Bühne. Das Lied ging gerade in ein Klaviersolo über, das seinesgleichen suchte. Die Finger des Pianisten flogen schneller über die Tasten, als die Tanzpaare über das Parkett wirbeln konnten. Die Melodie überschlug sich geradezu, wurde eindringlicher, emotionaler und löste dabei eine Begeisterung in mir aus, die ich nicht in Worte fassen konnte. Dieser Pianist war unbeschreiblich gut. Sein Talent fesselte mich so sehr, dass ich auf die Zehenspitzen ging, ohne es zu merken. Erst als mir Cheryl etwas zurief, hörte ich damit auf.

»Was hast du gesagt?«, fragte ich.

Sie deutete zur Bühne. »Ob du dich in den Klavierspieler verguckt hast!?!«

Mal abgesehen davon, dass ich nicht der Typ für Liebe auf den ersten Blick war, hätte ich ihn dazu erst mal richtig sehen müssen. Obwohl ich mich hochgereckt hatte und auf Cheryl wie ein Groupie gewirkt haben musste, war es mir nicht gelungen, mehr als einen dichten, dunklen Haaransatz, ein schwarzes Hemd und das Aufblitzen einer blassweißen Hand zu erkennen.

Es befanden sich zu viele Gäste und nicht zuletzt das Klavier selbst zwischen mir und diesem Virtuosen, der nicht nur mich begeistert hatte. Als das Solo endete, applaudierte das Publikum überschwänglich. Die Leute jubelten, brüllten und rissen die Arme hoch, sodass ich den Pianisten selbst dann nicht erkennen konnte, als er sich erhob und die Bühne verließ.

»Hier spielen nur die Besten der Besten!«, rief uns ein Gast zu. Meine Begeisterung war wohl nicht nur Cheryl ins Auge gefallen.

Ein neues Lied setzte ein, und eine Sängerin ergriff das Mikrofon. Ihr schwungvolles Lied, begleitet vom Schnipsen der Band, Bass und Saxofon, tauchte die Lounge umgehend in eine komplett andere Stimmung.

Es musste sich unglaublich anfühlen, dort oben auf der Bühne zu stehen, ganz auf sich allein gestellt, nur mit der eigenen Stimme bewaffnet – und zu wissen, wie diese Waffe einzusetzen war, um den ganzen Raum für sich zu gewinnen. Ich hätte das nicht gekonnt.

Ich nippte an meinem Martini und genoss die Musik. Vielleicht lag es an der Wirkung des Songs, vielleicht aber auch daran, dass ich mich meiner Grandma nah fühlte, aber in diesem Moment war ich so zufrieden und ruhte in mir wie schon lange nicht mehr. Bei dem Gedanken lächelte ich.

Auch June war begeistert von der Sängerin. Live-Musik war eben etwas anderes als die übliche Club- und Partybeschallung aus Boxen. Sie sprang von ihrem Barhocker.

»Lass uns tanzen!«, forderte sie Travis auf und zog ihn mit sich.

Cheryl bekam davon nichts mit. Obwohl sie hoch und heilig versprochen hatte, ihr Handy zumindest für diesen einen Abend ausgeschaltet zu lassen, hing sie wie hypnotisiert daran.

»Hätte ich es dir wegnehmen sollen?«, fragte ich im Scherz und deckte es mit meiner Hand ab.

»Du verstehst das nicht!« Wütend entzog sie mir ihr Handy und überflog gehetzt eine Nachricht.

Das bestätigte mir, was ich befürchtet hatte. »Ist er es?«

Cheryl riss erschrocken den Blick hoch. Sie sah so überrumpelt und schuldbewusst aus wie eine Grundschülerin, die von ihrem Lehrer mit einem Spickzettel erwischt worden war. »Nein es ... es ist was ganz anderes! Ich muss darauf antworten.«



»Du hast dir geschworen, dass es diesmal vorbei ist«, erinnerte ich sie. »Er tut dir nur wieder weh.«

»Ich sage doch, er ist es nicht!«, warf sie mir entgegen. »Kümmere dich um deinen eigenen Kram.«

»Cheryl!«, ließ ich nicht locker.

Wir veranstalteten diesen ganzen Abend nur, um sie von Colton abzulenken. Sie hatte uns angebettelt, auf sie aufzupassen, nicht zuzulassen, dass sie sich wieder von ihm um den Finger wickeln ließ, und jetzt sollte ich mich um meinen Kram kümmern? Ich dachte nicht daran.

Sie hielt mir ihren Schweigefinger hin und wollte eine Sprachnachricht abhören. Dafür war es an der Bar allerdings zu laut, weswegen sie kurzerhand aufsprang und sich in Richtung Ausgang durch die Menge schlängelte.

Ich seufzte schwer. Die anderen waren zu weit weg und bekamen nicht mit, dass ich versuchte, sie herbeizuwinken, also folgte ich ihr allein. Als ich mich endlich nach draußen gekämpft hatte, war sie allerdings schon verschwunden.

Es war noch kälter geworden. Ich blies mir warme Luft in die Hände, umschlang meinen Körper mit den Armen und sprang von einem Fuß auf den anderen. Viel lieber hätte ich drinnen im Warmen gesessen und die Musik auf mich wirken lassen. Ich hatte Cheryl aber nun mal versprochen, sie zur Not auch gegen ihren Willen von Colton fernzuhalten, und ich gehörte nicht zu den Leuten, die ihre Versprechen brachen. Selbst dann nicht, wenn es sich wie ein Kampf gegen Windmühlen anfühlte. Es war nicht das erste Mal, dass ich für Cheryl in die Rolle des Don Quijote schlüpfte.

Ich suchte nach ihr und entdeckte sie auf dem Parkplatz einer Autowerkstatt gegenüber der Bar. Sie irrte dort etwas abseits im Schatten

der Fahrzeuge umher und hielt immer wieder ihr Handy in die Höhe. Ein mulmiges Gefühl ergriff mich. Ich schaute mich flüchtig um und überquerte die Straße.

»Cheryl, was treibst du da?«, rief ich ihr zu.

»Ich kriege kein Netz!«, beschwerte sie sich bei mir, als wäre das ganz allein meine Schuld.

»Das brauchst du doch auch nicht.« Ich legte noch einmal meine Hand auf ihr Handy und drückte es sanft nach unten. »Weißt du noch, was ich dir versprechen sollte?«

»Ach, vergiss das!« Sie stolperte von mir weg. »Es geht dir doch nur darum, mich zu kontrollieren.«

»Ich soll dich kontrollieren?«, fragte ich verwirrt.

Sie hob ihr Handy wieder hoch und schwenkte es von links nach rechts. »Tu nicht so unschuldig! Erst bringst du mich dazu, Colton den Laufpass zu geben, dann versprichst du mir einen unvergesslichen Abend, an dem sich alles um mich dreht. Aber am Ende geht es wieder nur um dich.«

»Colton hat sich von *dir* getrennt«, widersprach ich.

Ihre anderen Vorwürfe schrieb ich dem Alkohol zu und ging gar nicht erst darauf ein. Ich ersparte es uns auch, sie an den Grund der Trennung zu erinnern. Für Cheryl war Treue schon immer ein sehr dehnbarer Begriff gewesen. Früher oder später hatte Colton das herausfinden müssen. Und ja, ich war der Meinung gewesen, dass sie es beenden sollte, bevor er dahinterkam, aber das hatte sie nicht getan.

»Ach ja?«, brüllte sie wutentbrannt und so laut, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn in den umliegenden Gebäuden Lichter angegangen wären und genervte Anwohner mit der Polizei gedroht hätten. Doch es blieb dunkel und still um uns herum. Das ungute Gefühl, das



schon vor dem Überqueren der Straße Besitz von mir ergriffen hatte, wallte noch einmal in mir auf. »Er hat nur Schluss gemacht, weil du mich gegen ihn aufgehetzt hast!«

»Du weißt, dass ich das nicht getan habe«, sagte ich in ruhigem Ton. Es brachte nichts, wenn wir beide laut wurden.

»Nein, natürlich nicht«, gab sie sarkastisch zurück und verdrehte die Augen. »Die ach so liebe und brave Siena will immer nur für jeden das Beste und denkt nie an sich. Und dass wir in so einer öden Jazz-Bar landen, weil die irgendwas mit *deiner* Oma zu tun hat, ist reiner Zufall, oder was?«

Sie machte es mir wirklich nicht leicht, ruhig zu bleiben. »Cheryl, ich wollte nicht –«

»Nein, das willst du nie!«, fiel sie mir ins Wort. »Und trotzdem heißt es immer nur Siena hier, Siena da. Als ob du der Nabel der Welt wärst. Merkst du nicht, wie egoistisch das ist?«

Ungläubig starrte ich sie an. Egoistisch? Ich? Ihretwegen zogen wir mitten in der Prüfungszeit von Club zu Club, waren sogar bereit gewesen, auf eine Chicks-Party zu gehen, wo ich mich nie freiwillig würde blicken lassen. Ich konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft Cheryl in Tränen aufgelöst zu mir gekommen war – egal, ob es um Colton, ihre Eltern oder die Uni ging. Ich war immer für sie da gewesen, hatte ihr zugehört, ihr Trost gespendet, stand ihretwegen nachts auf dem stockfinsternen Parkplatz einer Autowerkstatt und fror mir die Zehen ab. Es tat weh, mir nach alldem Egoismus vorwerfen zu lassen, auch wenn ich wusste, dass Alkohol und Liebeskummer aus ihr sprachen. Vorrangig weckte ihr Ausbruch aber den Wunsch in mir, auf dem Absatz kehrtzumachen und sie wortlos stehen zu lassen. Bloß mit meinem Gewissen hätte ich das nicht vereinbaren können.

»Lass uns zu dieser Party fahren, okay?«, schlug ich vor, um sie veröhnlich zu stimmen. »Vergiss das Green Mill und alles andere. Wir machen das, was du willst.«

»Ich will nur von Beatrice abgeholt werden!«

»Coltons Schwester?«, hakte ich nach. Dann hatte sie mit ihr geschrieben und doch nicht mit Colton?

Cheryl entfernte sich auf der Suche nach besserem Empfang weiter von mir. »Rate mal, wohin sie und ihre Freundinnen gerade unterwegs sind?«

»Zur Chicks-Party, wo sich garantiert auch Colton herumtreibt«, murmelte ich vor mich hin. Ich schaute zu Cheryl. »Du wusstest die ganze Zeit, dass er dort sein wird.«

»Jeder, der etwas auf sich hält, ist dort!« Sie drehte sich mit angehobenem Handy im Kreis. »Fuck!«

Ohne Netz kein Abholservice von Beatrice und ihrer Clique. »Wie lange hast du schon geplant, uns für Colton sitzen zu lassen? Seit dem Green Mill? Oder hast du das schon eingefädelt, als ich dich vor ein paar Stunden mit dem Handy erwischt habe?«

Sie warf mir einen abschätzigen Blick zu, der keinen Zweifel an ihrer Antwort ließ. Ich schüttelte enttäuscht den Kopf und wollte mich nun tatsächlich umdrehen und zur Bar zurückgehen. In dem Moment kam Cheryl auf die aberwitzige Idee, auf eines der Autos zu klettern, um ihr Handy höher halten zu können.

»Was tust du da?!« Ich war sofort bei ihr und mühte mich damit ab, sie von der Motorhaube zu ziehen.

»Lass mich los!« Sie schlug und trat um sich und traf dabei sowohl mich als auch das Auto.

»Hast du eine Ahnung, welchen Ärger du bekommst, wenn du hier Autos demolierst?« Ich wusste nicht, welche Strafe einem bei Sach-



beschädigung dieser Art blühte. Ins Cook County Jail würde man sie wohl nicht gleich stecken, ich konnte mir aber auch nicht vorstellen, dass Cheryl in einem orangefarbenen Overall beim Müllsammeln am Straßenrand eine gute Figur machen würde.

Sie versuchte, sich aus meinem Griff zu befreien. »Das sind doch alles Schrottkarren, wen interessieren die?«

»Die Besitzer wahrscheinlich?«

»Jetzt lass mich!« Mit einem weiteren Ruck befreite sie sich endgültig von mir, sprang von der Motorhaube und brach sich dabei einen Absatz ab. »Verdammt, nein!«, schrie sie entsetzt. Sie stützte sich am demolierten Wagen ab und befreite ihren Fuß von dem ebenso demolierten Bootie, nur um damit drohend auf mich zu zeigen. »Das sind nagelneue Manolo Blahniks! Wieso musst du immer ...? Wieso kannst du nicht ...?«

»Weil wir nun mal Freundinnen sind«, sagte ich nicht nur zu ihr, sondern auch zu mir selbst, um mich bei meiner Wut über ihr Verhalten daran zu erinnern, wie viel sie mir bedeutete. »Du bist mir zu wichtig. Ich kann nicht zulassen, dass du solche Dummheiten machst.«

Cheryl öffnete den Mund, um mir eine schlagfertige Antwort ins Gesicht zu pfeffern, fand aber offenbar keine.

»Obwohl ich dich nicht wirklich erfolgreich davon abhalten konnte«, gab ich schmunzelnd zu und deutete auf das Auto.

Cheryls Streitsucht schien irgendwo zwischen meinem Hinweis auf unsere Freundschaft und dem Einräumen meines Versagens verpufft zu sein. Sie biss sich auf die Unterlippe, konnte damit aber kaum verhindern, mein Schmunzeln zu erwidern, und hielt schließlich ihren Schuh hoch. »Mit den ruinierten Booties kann ich die Chicks-Party sowieso vergessen.«

Erleichtert wollte ich etwas erwidern, als ein Geräusch an mein Ohr drang. Es war sehr leise, in der nun vorherrschenden Stille des Parkplatzes aber deutlich zu hören – das unverkennbare Knistern von Tabakglut bei einem tiefen Zug an einer Zigarette.

Wie vom Blitz getroffen, wirbelten wir herum, und ich sog erschrocken Luft ein. Der Gestank nach Motoröl, Schotter und Zigarettenqualm füllte meine Lunge.

Keine zwei Meter von uns entfernt hing ein Glutpunkt im konturlosen Schwarz der Schatten. Wer auch immer dort stand, musste uns bereits eine Weile beobachtet haben.

»Fuck, wer ...?«, stieß Cheryl aus und packte meinen Arm.

Mir war der Schrecken genauso in die Glieder gefahren wie ihr, und ich schaute unwillkürlich zur Straße. In High Heels auf Schotter und mit Cheryls abgebrochenem Absatz konnten wir es vergessen zu fliehen. Vielleicht war der Gedanke an Flucht auch verfrüht, da wir noch nicht wussten, mit wem wir es zu tun hatten. Aber wer lauerte jungen Frauen nachts vor einer geschlossenen Autowerkstatt auf?

Mir schlug das Herz bis zum Hals. Trotzdem straffte ich meine Haltung. Wer auch immer die Person war, ich wollte nicht eingeschüchtert wirken, also hob ich zu sprechen an. Doch der Qualm, den ich vor Schreck tief eingeatmet hatte, machte mir einen Strich durch die Rechnung. Ich hustete, während der Fremde näher kam.

Als hätte er alle Zeit der Welt – als stünde nicht er, sondern Cheryl oder ich in einer Sackgasse mit dem Rücken zur Wand –, schlenderte er auf uns zu. Wahrscheinlich hatte er sich genau wie ich ausgerechnet, dass wir niemals schnell genug sein konnten, um ihm zu entkommen.

In der Dunkelheit erkannte ich nichts weiter von ihm als zerschlissene Jeans, einen schwarzen Hoodie mit hochgezogener Kapuze und



die von der Zigarette beschienene Hand. Er nahm einen weiteren Zug. Das unstete Flackern der Glut erhellte ein scharf geschnittenes Kinn und hämisch gekräuselte Lippen. Das Licht reichte nicht bis zu seinen Augen, sodass ich neben seiner unteren Gesichtspartie nur noch ein Tattoo an seinem Hals erahnen konnte. Es zog sich von seinem Schlüsselbein hinauf bis hinter sein Ohr. Ob es Totenköpfe, nackte Frauen oder Gangsymbole zeigte, konnte ich nicht sagen. Ich war mir allerdings sicher, dass es sich nicht um Einhörner und Schmetterlinge handelte.

Der Fremde blieb breitbeinig stehen, stieß den Rauch durch die Nase aus und deutete mit dem Zigarettenstummel auf Cheryl.

»Um was wetten wir, dass die hübsche Designertasche in deiner Hand mehr wert ist als alle Schrottkarren auf diesem Parkplatz zusammen?« Die Verachtung, die im rauen Klang seiner Stimme lag, wurde nur noch von der Arroganz übertroffen, mit der er sich vor uns aufgebaut hatte.

»Nimm sie!«, stieß Cheryl aus und streckte ihm ihre Clutch entgegen.

Mir war zwar noch nie eine umständlichere Formulierung für *Her mit den Wertsachen* untergekommen, aber die Absicht des Fremden war klar. Ich hatte jedoch nicht vor, ihm irgendetwas von Wert zu geben, ihn dafür näher an uns heranzulassen und zu riskieren, dass er sich am Ende doch nicht mit einer Prada-Tasche und etwas Schmuck als Beute zufriedengab.

»Um was wetten wir, dass sogar der Elektroschocker in meiner Hand einen höheren Tauschwert hat als die meisten dieser Karren?«, gab ich herausfordernd zurück.

Falls er vorgehabt hatte, sich Cheryls Clutch nach ihrer Aufforderung zu schnappen, entschied er sich um. Er schaute von ihr zu mir,

wirkte jedoch alles andere als eingeschüchtert und stieß ein hohles Lachen aus.

»Die Wette nehme ich nicht an«, sagte er spöttisch. »Eine wie du würdest mit einem diamantbesetzten Taser rumlaufen und sich noch beschweren, dass er farblich nicht zu den Schuhen passt.«

Angst beherrschte mich. Ich umfasste den Lippenstift in meiner Hand fester und schluckte hart. Wenigstens hatte er mir abgekauft, dass es sich bei dem Teil um einen Elektroschocker handelte. Ich wollte nicht riskieren, dass sich etwas daran änderte, also verbarg ich ihn, so gut es ging, in meiner Faust. »Wenn du so ein Problem mit Leuten hast, die etwas aus sich gemacht haben, bist du hier in der Gegend falsch«, sagte ich. »In Uptown hat einer wie du nichts zu suchen, also verzieh dich, oder ich jage dir ein paar Tausend Volt durch den Körper.«

»Du spuckst große Töne, *Uptown Girl*«, raunte er. Meine Drohung war spurlos an ihm abgeperlt. Er trat einen Schritt auf mich zu und drückte sich meinen Lippenstift zwischen die Rippen. Mein Herz pochte heftig.

Entweder war ich mutiger, als ich es mir selbst zutraute, oder ich stand unter Schock. So oder so bewegte ich mich kein Stück, obwohl mir der Fremde so nah war, dass er den Kopf senken musste, um mich weiterhin direkt anschauen zu können. Er gab mir damit das Gefühl, mich unter sich zu begraben, was die Panik in mir weiter schürte. Aber ich durfte mir das nicht anmerken lassen und blickte unverwandt zu ihm auf, auch wenn es nur Dunkelheit war, in die ich mit weit offenen Augen starrte.

»Und du wünschst dir wohl eine Karriere als Grillhähnchen«, sagte ich so gefasst wie möglich und hoffte, dass ihm das Zittern in meiner Stimme entging.



Er beugte sich zu mir vor. Sein Atem streifte warm mein Ohr, flatterte über meine Haut und sorgte dafür, dass sich die feinen Härchen aufstellten. Ich hielt die Luft an, als er leise und doch mit aller Deutlichkeit raunte: »Das wären wenigstens ehrlich verdiente Dollar, meinst du nicht?«

Ich hatte vergessen zu atmen und war kaum in der Lage, seine Antwort zu erfassen, als er auch schon in einer fließenden Bewegung um mich herum und an Cheryl vorbei war. Ich sah zu, wie er noch ein paar Schritte rückwärtsging, sich erst dann der Straße zuwandte und vom Parkplatz schlenderte, als wäre er nicht gerade mit einem Stromstoß bedroht und um seine Diebesbeute gebracht worden.

»O mein Gott, ich kippe gleich um!«, stieß Cheryl aus. Sie schwankte, als stünde sie kurz vor einem Ohnmachtsanfall, und hielt sich an mir fest. »Was für ein Glück, dass du einen Taser dabei hast.« Sie lachte erleichtert, die Anspannung fiel von ihr ab.

»Lippenstift«, gab ich zu und hielt unseren Retter hoch. Ich konnte kaum fassen, was gerade geschehen war. Ich hatte den Typen auf Abstand halten wollen und genau das Gegenteil erreicht. Der bedrohliche Klang seiner Stimme hallte in mir nach, ich spürte seinen Atem immer noch auf meiner Haut. Aber ich hatte ihn vertrieben und fühlte mich dadurch lebendiger denn je. Ich war wie berauscht. Das Adrenalin kochte in mir.

»Nicht dein Ernst!« Cheryl riss die Augen auf. »Den Trick muss ich mir für's nächste Mal merken.«

»Hoffen wir, dass es kein nächstes Mal geben wird.« Ich schüttelte das seltsame Gefühl ab, das mich ergriffen hatte, und stützte Cheryl, als wir uns auf den Rückweg machten.

## REN

Ren zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, bevor er sie von sich schnipste. Es war Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Siena Lancaster an diesem Abend in der Green Mill Lounge aufgetaucht war. Lancaster. Allein der Name löste schon Ekel in ihm aus. Ein Blick auf Siena hatte genügt, um eine tief sitzende Abscheu in ihm aufkeimen zu lassen, gepaart mit dem erstickenden Gefühl der Machtlosigkeit. Wie sehr er es hasste, dem ausgesetzt zu sein. Es hatte ihn alles vergessen lassen und eine Kälte in ihm wachgerufen, die viel zu lange schon ein Teil von ihm war – tief verwurzelt in seinem Inneren lag, untrennbar von dem, was über all die Jahre aus ihm geworden war.

Er hatte gelernt, diese Kälte zu kontrollieren, sie für sich zu nutzen. Doch ein Wort aus Siena Lancasters Mund hatte gereicht, ihm jede Kontrolle zu entreißen.

»Alle warten auf dich«, sprach ihn jemand an.

Ren nickte knapp. »War nur eine rauchen.«

Er warf einen Blick zurück zum Parkplatz. Es hatte gutgetan, dieser verzogenen Prinzessin eine Lektion zu erteilen. Ein wenig zu gut, wenn er ehrlich war. Ein hämisches Grinsen huschte ihm übers Gesicht. Sie hatte ihn tatsächlich mit einem Lippenstift bedroht. Wie lächerlich. Und dumm. Aber auch mutig.



Er hatte diesen Mut in ihren Augen lesen können, als er ihr ganz nah gewesen war. Aber auch Angst. Angst, die ebenso tief in ihr verwurzelt lag wie die Kälte in ihm.



## UPTOWN GIRL

**Sonntag, 23. November 2025:** Es war viel zu früh am Morgen, um nach einer so ereignisreichen Nacht schon auf den Beinen zu sein. Mein Terminplan hatte mir allerdings keine andere Wahl gelassen. Ich verbarg meine Müdigkeit unter einer Schicht Make-up und einem Lächeln, zog den Kaschmirpullover an, den mir Dad letzten Monat geschenkt hatte, dazu passend einen Burberry Wollrock im klassischen Karomuster und gefütterte Overknees. Im Vorraum zu meinem Schlafzimmer fing mich Charlotte ab.

Sie hätte mir nicht deutlicher machen können, dass ich spät dran war, denn üblicherweise wartete sie nicht direkt vor meiner Tür, sondern im Korridor auf mich.

Im Businesslook – Midirock, Bluse und Pumps – stand sie, vertieft in ihr Tablet, da und schrak hoch, als sie mich wahrnahm. Ohne Umschweife redete sie auf mich ein und eilte mir hinterher. »Ihr Tennis-match mit der Vorsitzenden der CDAM-Vereinigung habe ich um eine Stunde verschieben können. Mrs. Cunnigham war nicht begeistert, hat aber Verständnis gezeigt. Im Anschluss habe ich einen Brunch mit Vertretern der ICM arrangiert. Alle nötigen Infos dazu habe ich Ihnen per E-Mail geschickt.«



»Das habe ich gesehen«, grätschte ich in der ersten Atempause, die sie sich gönnte, dazwischen.

»Außerdem gibt es eine Anfrage für eine Schirmherrschaft«, fuhr sie fort.

Vor dem Esszimmer blieb ich stehen. »Schirmherrschaft wofür?«

»Oh, das ...« Panisch wischte sie über das Tablet.

»Das hat bestimmt auch Zeit bis nach dem Frühstück.«

»Aber sicher«, bestätigte sie, auch wenn sie aussah, als wollte sie mir in Anbetracht des vollen Tagesplans das Frühstück ausreden.

»Guten Morgen übrigens.« Ich zwinkerte ihr zu.

Sie lächelte erleichtert und ein wenig verlegen. »Ja natürlich, guten Morgen, Miss Lancaster.«

»Siena«, erinnerte ich sie an unsere Abmachung, uns beim Vornamen anzusprechen, und betrat das Esszimmer. Charlotte blieb im Korridor zurück und versank wieder in ihr Tablet.

»Morgen«, grüßte ich Dad auf dem Weg zu meinem Platz am anderen Ende der langen Tafel.

Er las Zeitung und hatte seinen Kaffee kaum angerührt. Sein zugeknöpfter Anzug verriet mir, dass er ins Büro fahren würde. Er gehörte zwar zu der Art von Männern, die aussahen, als wären sie im akkurat sitzenden Dreiteiler zur Welt gekommen – er saß auch an freien Tagen nicht in Shirt und Jogginghose am Frühstückstisch und verzichtete höchstens im Golfclub auf einen maßgeschneiderten Designeranzug –, allerdings legte ihm unsere Haushälterin Martha nur Krawatte, Einstecktuch und Manschettenknöpfe heraus, wenn er vorhatte, das Haus zu verlassen. Nicht selten kam das auch am Wochenende vor.

»Wurde es gestern spät?« Er schaute nicht auf.

Ich nahm mir einen Sesambagel und setzte mich. »Gar nicht mal so

spät. Wir waren in einer Jazz-Bar, wo ein Pianist gespielt hat, von dem ich total verzaubert war. Ich hätte ihm stundenlang zuhören können.«

Dad von der Begegnung auf dem Parkplatz zu erzählen, verbot ich mir. Es würde ihn nur aufregen. Martha schenkte mir Kaffee ein, wofür ich ihr dankbar lächelnd zunickte.

»Du weißt schon, dass in deinem Vorzimmer ein Flügel steht, an dem du unzählige Klavierstunden absolviert hast?«, erinnerte er mich.

»Du könntest jeden Tag ein Klavierstück spielen, wenn du wolltest.«

Ich nippte an meinem Kaffee. »Oh, ich würde unheimlich gern jeden Tag mit einem Lied beginnen, mir fehlt nur leider das Talent dafür.«

Dad faltete seine Zeitung zusammen. »Können besteht zu neunundneunzig Prozent aus Übung und einem Prozent Talent, das sage ich dir immer wieder.«

»Und ich sage dir immer wieder, dass dieses eine Prozent entscheidend ist«, konterte ich.

Dad kam zu mir herüber und legte die Zeitung neben meinen Teller. »Dort warst du also nicht?«

Er deutete auf einen Artikel über die Chicks-Party, auf die wir zum Glück nicht mehr gegangen waren. Wie es aussah, hatte die Polizei sie aufgelöst. Ich überflog die Zeilen.

»Du weißt, dass solche Partys nichts für mich sind«, sagte ich abwinkend.

Er nickte zufrieden, tippte mit dem Zeigefinger aber mehrmals auf den Artikel. »So einen Skandal können wir nicht gebrauchen. Nicht so kurz vor dem Abschluss der Baybird-Übernahme.«

»Du meinst wohl feindliche Annektierung«, sagte ich trocken.

Ich wusste natürlich, was Dad meinte. Die Lancaster Corp hatte mit genug schlechter Presse zu kämpfen, da käme den Paparazzi ein



weiterer Skandal wie gerufen. Ich war die Letzte, die dafür verantwortlich sein wollte, dass der Name unserer Familie öffentlich durch den Dreck gezogen wurde.

»Wir sind keine Piraten, Siena«, meinte er.

»Ich weiß, Dad«, sagte ich und seufzte schwer. »Das war nur ein Scherz. Wenn du das nicht mitbekommen hast, brauchst du dringend eine Pause. Du arbeitest zu viel.«

»Ich passe schon auf mich auf.« Er drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Genieß dein Frühstück, ich muss ins Büro.«

Er machte sich auf den Weg zur Tür.

»Du hast nicht einmal deinen Kaffee angerührt«, rief ich ihm nach.

»Kaffee gibt es auch im Büro.«

»Aber kein ausgewogenes Frühstück«, fügte ich hinzu. »Du weißt, was der Arzt gesagt hat.«

»Schöner Pullover übrigens«, lenkte er vom Thema ab und stieß beim Verlassen des Esszimmers beinahe mit Charlotte zusammen.

»Dad!«, rief ich ihm enttäuscht nach. Es war, als würde ich gegen eine Mauer reden. Nach Moms Tod und dem, was Grandma passiert war, hätte ich mir gewünscht, er würde mehr auf sich aufpassen.

Charlotte kam mit gezücktem Tablet zu mir.

»Willst du nicht mal ein paar Tage für Mr. Lancaster arbeiten und ihn daran erinnern, etwas Vernünftiges zu essen?«, fragte ich sie.

Sie schmunzelte. »Wenn man es genau nimmt, arbeite ich für Mr. Lancaster.«

»Wer tut das nicht ...«, murmelte ich. Mir war klar, dass er es nur gut gemeint hatte, eine Assistentin für mich einzustellen. Seit Charlotte an meiner Seite war, fühlte sich das Tochtersein aber mehr und mehr wie ein Job an. Im Grunde war es das auch, zumindest in einer Familie wie meiner.

»Was die Schirmherrschaft angeht ...«, begann Charlotte.

Mein Handy klingelte. Cheryl rief mich an. »Einen Moment«, bat ich und ging dran.

»Du musst mich abholen!«, plärrte sie mir ins Ohr.

Mein Blick fiel auf die Zeitung. »Sag bloß, du warst auf der Party.«

»Jetzt keine Standpauke! Wir sind abgehauen, als die Polizei aufgetaucht ist. Und jetzt sitze ich hier in irgendeinem Wohnheim fest.«

»Dann nimm doch *irgendeinen* Bus und fahr heim«, riet ich ihr.

»Hast du sie noch alle?«, schimpfte sie. »Ich brauche keinen zweiten Überfall in vierundzwanzig Stunden! Bring mir was zum Umziehen mit, und wenn jemand fragt, ich habe bei dir übernachtet.«

»Cheryl ...«

»Für dich würde ich dasselbe tun«, fiel sie mir ins Wort. »Ich bin hier im, ähm ... Burtons.«

Ich rieb mir den Nasenrücken. »Bin unterwegs.«



Vor mir lag eine Zwanzig-Minuten-Fahrt von Uptown zum Hyde Park, wo die University of Chicago den Mittelpunkt der Stadt bildete. Charlotte war gar nicht begeistert gewesen, meinen Terminplan für diesen Abstecher ändern zu müssen. Ich hingegen war erleichtert, auf die Gesellschaft von Mrs. Cunnigham am frühen Morgen verzichten zu können. Meine Grandma hatte diese Frau aufwachsen sehen, sie stets unterstützt und ihre Ernennung zur Vorsitzenden der CDAM arrangiert. Eine Vereinigung, die mit ihren Spendensammlungen und Charity-Projekten eher unscheinbar wirkte, deren Einfluss auf die Geschäftswelt aber nicht von der Hand zu weisen war. Es lag nun an mir, mich mit Cunnigham und der CDAM gutzustellen. Auch wenn



das bedeutete, mir zum wiederholten Male anhören zu müssen, dass diese Frau für meine Großmutter wie eine Tochter gewesen war. Diese Behauptung hätte nicht weiter weg von der Wahrheit sein können. Grandma hatte eine Tochter gehabt. Meine Mutter. Sie brauchte ganz gewiss keinen Ersatz für sie. Und ich ebenfalls nicht. An einem Tag wie diesem, an dem mein Kopf flirrte und meine Gedanken Karussell fuhren, würde ich ihr das im schlimmsten Fall bei der erstbesten Gelegenheit unverblümt an den Kopf werfen. Cheryls Anruf hatte mir das erspart.

An einem Sonntag war es nicht schwer, einen Parkplatz auf dem Südcampus zu ergattern. Ich stellte meinen Wagen nur ein paar Schritte vom Logan Center ab, von dem aus es keine fünf Minuten zu Fuß bis zum Burton-Wohnheim waren. Auch wenn mein kupferroter Lexus nicht der einzige Luxuswagen war, der regelmäßig auf dem Unigelände stand, zog er schnell die Blicke auf sich. Einige Studierende waren stehen geblieben, tuschelten oder gafften unverhohlen. Für mich war das nichts Neues. Egal, wo ich auftauchte, die Leute erkannten mich. Und obwohl die wenigsten auch nur ein paar Worte mit mir gewechselt hatten, glaubten die meisten, mich zu kennen. Ich war die verwöhnte Tochter, das oberflächliche It-Girl, ein Snob oder – wie ich erst kürzlich genannt worden war – das Uptown Girl. Trug ich keine Designerklamotten, hielt man mir vor, Bescheidenheit zu heucheln. Trug ich welche, rieb ich ihnen damit meinen Reichtum unter die Nase. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass es keine Rolle spielte, wer ich war, wie ich mich gab, welche Musik ich hörte. Die Leute glaubten zu wissen, wen sie vor sich hatten. Egal, was ich tat, sie legten es so aus, dass es zu ihrer Meinung über mich passte. Ihre Blicke zu ignorieren, war das Beste, was ich tun konnte. Ich zog mir meinen Wintermantel enger um den Körper, schulterte

die Tasche mit den Wechselsachen für Cheryl und machte mich auf den Weg.

»Du heute hier?!«, rief mir jemand nach. Ich drehte mich halb um und entdeckte Clark Gibson, der gerade mit seiner Theatertruppe das Logan Center of the Arts verlassen hatte. Der schlaksige Student mit Brille und struppigem Haar trug neben seiner Schultertasche ein zerlesenes Skript unter den Arm geklemmt, ein Headset baumelte um seinen Hals, und seine Jeans war mit Farblecksen übersät. Er war so vollgepackt, dass es ihm kaum gelang, nichts fallen zu lassen, während er schnellen Schrittes zu mir aufschloss. »Ich weiß, unser Referat ist erst in zwei Wochen, aber ich habe schon mal alle Infos zusammengetragen und einen Arbeitsplan erstellt. Ich muss ihn nur finden.« Er ging neben mir her und durchwühlte seine Papiere.

Seinem Vater gehörten ein paar Imbisse etwas außerhalb der Innenstadt, und in der Zusammenarbeit mit mir witterte er seine große Chance, den Grundstein für eine zukünftige Geschäftspartnerschaft zu legen. Deswegen versuchte er alles, mir zu beweisen, wie nützlich er für mich sein konnte.

»Ich bin nicht wirklich hier«, erklärte ich ihm. »Ich hole nur etwas ab und verschwinde dann gleich wieder.«

»Oh, klar, das verstehe ich.« Es wirkte nicht, als hätte er mir zugehört. »Lass mich nur kurz den Plan raussuchen.«

»Du hättest dir die Mühe nicht machen müssen«, versicherte ich ihm. »Wir haben die Arbeit aufgeteilt, und du kannst dich ganz auf deinen Teil konzentrieren. Wenn es dir aber lieber ist, dass wir alles gemeinsam erarbeiten ...«

»Nein, nicht nötig, ich wollte dir nur etwas unter die Arme greifen.« Er durchsuchte weiter seine Notizen.



»Das ist lieb von dir. Mail mir doch, was du hast«, schlug ich vor.  
»Ich schaue es mir in den nächsten Tagen an, und wir treffen uns am Freitag davor, um alles durchzusprechen?«

»Okay.« Er blieb stehen. »Also sehen wir uns dann?«

»Auf jeden Fall«, bestätigte ich und ging weiter.

»Hat sie dich abblitzen lassen?«, fragte ihn jemand in meinem Rücken, wohl in der Annahme, ich wäre bereits außer Hörweite.

»Klar hat sie das«, murrte Clark. »Ich werde ihren Part komplett übernehmen müssen, jede Wette.«

»Ach, die findet bestimmt einen Idioten, der das für sie macht«, meinte ein anderes Mitglied der Theatergruppe.

»Nur wäre ich gern der Idiot«, sagte Clark.

Ich ignorierte das Gerede und setzte meinen Weg zum Burton-Wohnheim fort, in das Cheryl geflüchtet war. Es dauerte nicht lange, bis ich es gefunden hatte.

Die Pappbecher und leeren Chipstüten auf dem Boden deuteten darauf hin, dass die Party hier weitergegangen war. Ich kam an offenen Türen vorbei, stieg über den ein oder anderen Studenten, der den Weg zurück in sein Zimmer nicht gefunden hatte, und erntete neugierige Blicke.

»Wen haben wir denn da?«, machte mich ein verkaterter Typ an und verstellte mir den Weg. Er lächelte süffisant und wackelte mit den Augenbrauen.

»Die Frau deines Lebens«, flüsterte ich ihm ins Ohr und machte eine kurze Pause, bevor ich zu einer der offenen Türen deutete.

»Gleich dort hinten.«

Er schaute in die Richtung, und ich ließ ihn stehen.

»Ich mag Frauen mit Humor!«, rief er mir nach.

Ein paar Türen weiter packte mich jemand am Arm und zog mich

ins Zimmer. Der kurze Schreck wurde schnell von der Erkenntnis abgelöst, dass es sich um Cheryl handelte.

»Pssst!«, zischte sie mit einem Finger vor dem Mund. Sie sah aus wie geteert und gefedert. Ihre Schminke war so verwischt, dass sie einer Clownsgrimasse glich, in ihrem nassen Haar und über ihren Schultern hing Lametta, und sie trug ein verwaschenes Männershirt, unter dem sich ihre Unterwäsche abzeichnete.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte ich belustigt.

»Still!«, ermahnte sie mich und deutete auf ein Bett, in dem sich irgendein Typ rekelte.

Wenigstens war es nicht Colton. Andererseits wusste ich nicht, was schlimmer gewesen wäre: sie wieder mal in den Armen ihres Ex vorzufinden oder bei einem völlig Fremden, mit dem sie nur mitgegangen war, um Colton eifersüchtig zu machen. Eine Masche, die sie schon viel zu oft abgezogen hatte.

»Hast du die Wechselklamotten?«

»Ja, hier.« Ich ließ die Tasche von meiner Schulter gleiten.

»Super, ich beeile mich.« Sie verschwand im Badezimmer, und ich blieb allein mit dem schlafenden Fremden zurück. Stöhnend rollte er sich auf die Seite und gab dabei den Blick auf gleich vier Füße frei. Offenbar hatte sich Cheryl nicht mit nur einer Eroberung zufriedengegeben.

Ich trat an die Badezimmertür heran. »Du hattest letzte Nacht deinen Spaß, was?«

»Das kannst du laut sagen! Oder besser doch nicht.« Sie tauchte als völlig neuer Mensch im Türrahmen auf. »Und jetzt schnell raus hier.«

»Du willst dich ganz sicher nicht verabschieden?«, zog ich sie auf.

Sie verdrehte nur die Augen, zerrte mich aus dem Zimmer und



schloss leise die Tür. »Die kennen nicht mal meinen richtigen Namen, und so soll es auch bleiben. Gib mir deine Sonnenbrille.«

»Ich habe keine dabei.«

Verdutzt schaute sie mich an.

»Es ist Winter«, erklärte ich.

»Du musst echt noch viel lernen.« Sie seufzte theatralisch.

Vor dem Wohnheim wandte sie sich in Richtung der Parkplätze. Ich hielt ihr meinen Autoschlüssel hin. »Fahr ohne mich. Ich muss noch etwas erledigen.«

»Ein Besuch im Buchladen?«, riet sie und schnappte sich den Schlüssel.

»Dir würde es auch nicht schaden, deine Nase mal in ein Buch zu stecken«, gab ich scherzhaft zurück.

»Und dir würde ein bisschen Spaß nicht schaden.«

Ich hob die Augenbrauen. »Wie du ihn letzte Nacht hattest?«

»Zum Beispiel.« Sie zwinkerte mir zu. »Wenn du wüsstest, wo ich gestern meine Nase überall stecken hatte.«

»Too much information!«, wehrte ich ab.

Cheryl grinste vielsagend.

»Wiedersehen macht Freude!« Ich deutete auf den Autoschlüssel, mit dem sie zum Abschied klimperte.

Nicht weit entfernt gab es auf dem Campus einen kleinen Buchladen samt Café. Vor einiger Zeit waren ein paar Fotos von mir in einem Boulevardmagazin erschienen, wie ich mit einem Mehrwegbecher in dem Café saß. Die Überschrift »Greenwashing to go« sagte schon alles über den wenig schmeichelhaften Artikel. Cheryl wusste es nicht, aber seitdem mied ich den Laden, um den Gerüchten keinen Nachschub zu liefern.

Mein Weg führte mich am Café vorbei zu einem kleinen Park. Ich

hatte ihn halb durchquert, als mir jemand auffiel, der an einem Baum lehnte. Die Schatten der tief hängenden Äste verbargen ihn zwar gut, aber nicht gut genug, um ihn vor mir zu verstecken.

Außer uns war niemand zu sehen. Ich lief auf ihn zu und zog ihn hinter den Baum. »Was tust du hier?«, zischte ich mit gesenkter Stimme. »Wir wollten uns doch bei dir treffen.«

Henry ließ seinen Körper für sich sprechen. Er packte meine Hüfte, zog mich nah an sich heran und ließ seinen Atem über meine Haut wandern – meinen Hals hinauf, über meine Wangen bis zu meinem Mund. »Was glaubst du denn?«, hauchte er und biss mir leicht in die Lippe.

Hitze durchströmte mich, und alles in mir verlangte danach, ihn zu packen und den Kuss zu erwidern, den er mit seinem zärtlichen Knabbern angedeutet hatte. Ich kämpfte dagegen an.

»Wenn uns jemand sieht ...«, entkam es mir kaum hörbar.

Er liebte meinen Hals und presste seine Hüfte fester gegen meine. »Was dann?« Seine Brust bebte in einem verächtlichen Lachen. »Wir sind ein Paar, schon vergessen?«

Offiziell waren wir das, ja. Das Netz war voll mit Fotos von uns, Händchen haltend auf dem roten Teppich diverser Galas, Premieren und Charity-Events. Aber keine dieser Aufnahmen zeigte, wie wir uns öffentlich unserem Verlangen hingaben, und daran durfte sich auch nichts ändern.

Das war mir mehr als klar, und dennoch überwältigte mich seine Nähe. Ich eroberte mir den Kuss, den er mir versprochen hatte, ließ meine Hände durch sein blondes Haar gleiten und verlor mich ganz in dem Moment ... bis mich die Wirklichkeit einholte.

Ich drückte mich von ihm weg. »Nicht hier.«

»Schlägt denn dein Herz nicht auch wie wild?«



»Natürlich, weil uns hier jeder sehen kann!« Es war das Adrenalin, die Angst, erwischt zu werden, die mich fest im Griff hatte.

Henry drehte mich um und zog meinen Rücken an sich. »Es ist niemand da«, hauchte er über meine Schulter. Seine Hand glitt unter meinen Parka, hob meinen Rock, fuhr über meine Innenschenkel. »Und selbst wenn, sieht man nur ein Pärchen, das eng umschlungen an einem Baum lehnt.«

Ich biss mir auf die Lippe, als seine Finger zwischen meine Beine glitten und ein Aufstöhnen provozierten, das ich kaum unterdrücken konnte.

»Du überschreitest jede Grenze.« Obwohl ich das sagte und auch so meinte, griff ich nach hinten und öffnete seine Hose. Er umschlang meinen Oberkörper, zog mich in seinen Schoß und ließ mich spüren, wie sehr er mich wollte. Genau wie ich ihn.

»Hast du ...?«, fragte ich mit erstickter Stimme.

»Klar«, raunte er und zeigte mir ein Dreierpack Kondome.

Ich befreite mich von meinem Slip, während er sich den Schutz überstreifte, bewegte meine Hüfte in seinem Takt und verlor die Kontrolle über meine Gesichtszüge, als er tief in mich eindrang.

Henrys Lippen verschmolzen mit meinem Hals. Er bewegte sich rhythmisch, wurde schneller und schneller, trieb mir mit jedem Stoß die Luft aus der Lunge.

Ich wollte schreien und war doch noch klar genug, um stattdessen zu lächeln und so zu tun, als wäre nichts. Meine Mundwinkel zuckten hilflos bei dem Versuch, den Schein zu wahren. Ich drehte den Kopf zu Henry um, sodass sich unsere Nasenspitzen beinahe berührten. Alles, was die Linse eines Fotografen hätte einfangen können, war ebenjenes süße Pärchen in einer innigen Umarmung, für das wir gehalten wurden.

Henry legte seine Hand an meine Wange und verbarg mein Gesicht, als er so heftig zustieß, dass ich alles um uns herum vergaß. Er stieß noch einmal zu und noch einmal. Jedes Mal drang er tiefer in mich ein, jedes Mal explodierte mein Körper regelrecht. Mein Atem stockte, eine Welle durchfuhr mich von meiner Körpermitte bis in die Fingerspitzen, und auch Henry rang für einen Moment nach Luft.

Anschließend küsste er mich sanft, und wir lösten uns voneinander, um unsere Kleidung zu richten. Ich taumelte, meine Beine waren ganz weich, und es dauerte einen Moment, bis sie mein Gewicht wieder hielten.

»So etwas passiert nie wieder«, sagte ich entschieden und wandte mich Henry zu.

»Kommst du nicht genau deswegen zu mir?« Er lächelte süffisant. »Damit du wenigstens fünf Minuten lang nicht die brave Tochter sein musst?«

»Fünf Minuten?« Ich beugte mich zu ihm vor. »Das waren höchstens dreißig Sekunden, Henry.«

»Und es war jede einzelne Sekunde wert.« Er ließ eine Strähne, die sich aus meiner Frisur gelöst hatte, um seinen Finger gleiten.

Ich strich sie zurück hinter mein Ohr. Wenn ich nur halb so mitgenommen aussah, wie ich mich fühlte, wäre mein Anblick ein gefundenes Fressen für die Presse. »Mein Vater hat Karten für die Premiere des neuen Musicals von Andrew Lloyd Webber geschenkt bekommen. Nächsten Freitag, zwanzig Uhr.«

»Dein Alibi-Lover ist für alle Schandtaten bereit.«

»Trag es diesmal in deinen Kalender ein«, bat ich ihn. »Beim letzten Mal bist du nicht aufgetaucht.«

Er schaute versöhnlich. »Ich werde da sein, versprochen.«



Ich nickte und trat einen Schritt zurück, bevor ich mich zum Gehen wandte.

»Bis dann«, sagte er leise.

»Bis dann.« Ein sanftes Lächeln legte sich auf meine Lippen.

Auf dem Weg zur Bushaltestelle checkte ich meine Nachrichten. Falls uns jemand gesehen hatte, würde es ein paar Stunden dauern, bis darüber in der Presse berichtet wurde, aber nur Minuten, bis sämtliche Social-Media-Plattformen von Fotos und Videos überschwemmt waren. Zu meiner Erleichterung war nichts zu finden, und das würde hoffentlich auch so bleiben.

Ein Auto fuhr langsam neben mir her und zwang mich, von meinem Handy aufzuschauen. Es war mein Lexus.

Cheryl öffnete das Seitenfenster und beugte sich zu mir vor. »Na, Süße? Lust auf ein Abenteuer?«

Lachend stieg ich ein. »Was machst du denn noch hier?«

»Was wohl? Ich habe auf dich gewartet.« Sie lächelte selbstzufrieden. »Du bist nur halb so undurchschaubar, wie du glaubst. Buchladen, na klar. Ich weiß doch längst, dass du dich seit dem Artikel im Sommer dort nicht mehr blicken lässt. Du holst dir deinen Spaß ganz woanders.« Sie zwinkerte mir zu.

Ich tat so, als wüsste ich nicht, worauf sie hinauswollte, klappte den Sonnenschutz nach unten und richtete meine Haare. »Ich habe mit Henry ein Date ausgemacht«, erklärte ich beiläufig. »Wir müssen uns mal wieder öffentlich zeigen, damit keine Gerüchte aufkommen.«

»Ich weiß schon, das Gerücht, dass der berühmt-berüchtigte Henry Callahan mit einer unscheinbaren Dorfpomeranze in die Kiste springt. Wie heißt die Kleine noch gleich, Joyce? Um das zu vertuschen, hast du dich damals auf die Fakebeziehung eingelassen. Aber

alle wissen doch längst, dass zwischen Henry und seinem Landei nichts mehr läuft. Zwischen Henry und dir hingegen ...«

»Läuft auch nichts«, wehrte ich ab. »Es ist und bleibt eine Show für die Presse. Wir sind nur Freunde.«

»Fickfreunde, meinst du wohl.«

»Wie ...?«, stieß ich aus.

»Dachtest du wirklich, dass du so etwas vor deiner besten Freundin verheimlichen kannst? Ich sehe doch, wie du jedes Mal strahlst, nachdem ihr euch getroffen habt. Und wozu überhaupt dieses Treffen? Die Infos für euer nächstes Fake-Date hättest du ihm auch mailen können. Ich bin echt traurig, dass du mir nichts davon erzählt hast.« Sie zog eine beleidigte Schnute.

»Wir sind kein Paar, es ist nur ...«

»Spaß, ich weiß.« Sie stieß mir mit dem Ellbogen in die Seite. »Er ist aber auch verdammt sexy. Gut, dass du ihn dir geangelt hast. Das mit dieser Josie wäre sowieso nicht lange gut gegangen.«

»Joyce«, verbesserte ich sie.

Sie lachte laut auf. »Du merkst dir wirklich die Namen der Mädchen, denen du die Kerle ausgespannt hast?«

»Es war vorbei, bevor wir etwas miteinander angefangen haben.«

Sie warf mir einen misstrauischen Blick zu. »Hat er dir das erzählt?«

»Er war am Boden zerstört.« Ich erinnerte mich noch gut, wie fertig er gewesen war. Es hatte mir das Herz zerrissen, ihn so verzweifelt zu sehen.

»Ach, der Arme. Hat er ein paar Tränen verdrückt, Trost in deinem Schoß gesucht, und du hast ihn unter dein Röckchen gelassen?«

Erschreckenderweise traf sie damit genau ins Schwarze. »Okay, es ist, wie du sagst. Er ist heiß, und wir haben unseren Spaß. Mehr auch nicht.«



»Für ihn vielleicht«, widersprach sie.

»Für uns beide.«

»Sieh es ein, Siena, du stehst auf ihn. Er hat Jenny in den Wind geschossen, und du hast deine Chance genutzt.«

»Joyce. Und du irrst dich.«

»Lass mich eine Prophezeiung wagen: Er wird sich ein neues Unschuldslamm suchen, die Sache mit dir aber weiter durchziehen, weil es ja nur Spaß ist, wie du sagst. Aber dir wird es das Herz brechen.«

»Ich würde mich freuen, wenn er jemanden findet.« Henry übte eine starke Anziehungskraft auf mich aus, das konnte ich nicht leugnen. Doch das zwischen uns war und blieb rein körperlich. Wir passten nicht zueinander. Er war viel zu unzuverlässig, zu desinteressiert an den Dingen, die mir wichtig waren, und er zeigte keinerlei Ambitionen, mehr aus sich zu machen, als der reiche Erbe zu sein.

»Siena, ich meine es nur gut mit dir«, sagte Cheryl in ernstem Ton. »Du bist zu zerbrechlich für diese Friends-with-Benefits-Sache. Und weißt du was? Genau das macht deinen Charme aus. Deine Unschuld, deine Naivität. Du und Joyce, ihr fallt beide in Henrys Beuteschema. Tja, Henry dachte, die Unschuld vom Lande würde ihn glücklich machen, aber dann kam das Uptown Girl.« Sie zwinkerte mir zu und startete ihre Playlist. Aus den Boxen des Lexus ertönte ein Song, den sie ganz sicher für diesen Moment heruntergeladen hatte. *Uptown Girl* von Billy Joel.

»Ich bin nicht naiv, du hast nur zu viel Fantasie«, rief ich ihr über den Lärm hinweg zu.

In meiner Hand vibrierte mein Handy. Ich warf einen Blick darauf und erstarrte vor Schreck. Eine unbekannte Nummer hatte mir ein eindeutiges Foto von Henry und mir unter dem Baum geschickt.

## REN

Ren legte sein Handy beiseite. Sein Blick versank in dem leeren Whiskeyglas, das vor ihm auf dem Tresen stand. Das Kondenswasser, das über die letzten Stunden Tropfen um Tropfen am Glas herabgeperlt war, hatte Ringe auf dem dunklen Holz hinterlassen.

Deon hob das Glas an, wischte den Tresen ab und füllte Whiskey nach. »Jetzt sag schon, wie viel hat dir der Gig im Green Mill eingebracht?«

»Um einiges mehr, als ich hier verdiene.« Er ließ die Flüssigkeit im Glas kreisen.

Deon lehnte sich zu ihm vor. »Ich habe dir gerade deinen einen Gratisdrink pro Auftritt zum dritten Mal aufgefüllt. So einen Service hast du im Green Mill bestimmt nicht.«

Ren lachte hohl. »Wir beide sind unzertrennlich, seit du noch in die Windeln geschissen hast, dieser Club gehört nur noch auf dem Papier deinem Vater, und du willst mir erzählen, dass für mich keine drei Drinks drin sind?«

»Nicht bei der Kohle, die du dir durch die Lappen gehen lässt.« Deon tippte auf Rens Handy. Das Display sprang an und zeigte den entgangenen Anruf, den Ren schon seit Stunden ignorierte.

Er kannte die Nummer nur zu gut und dachte nicht daran, zurückzurufen. Zumindest versuchte er, sich das einzureden und seine Ge-



danken an alles, was mit diesem Anruf zusammenhing, in Whiskey zu ertränken. Genutzt hatte das jedoch nichts. »Du stellst dir das einfacher vor, als es ist.«

»Oder du machst es dir nur unnötig kompliziert«, spekulierte Deon. »Dass du auf kompliziert stehst, ist ja nichts Neues.«

»Das sagt gerade der Richtige«, höhnte Ren.

Deon hob abwehrend die Hände. »Ich suche mir das bei meinen Dates nicht aus. Männer mit Komplexen finden ihren Weg von allein in meine Kiste, und ich Sorge dafür, dass sie die alle hübsch wieder einpacken, bevor sie verschwinden. Nur dich kann ich nicht so leicht abschießen. Dich habe ich an der Backe, bis du endlich unter der Haube bist und sich jemand anderes um dich kümmert.«

Ren schnaubte verächtlich und trank einen Schluck Whiskey.

»Hey, Any!«, rief Deon der Barfrau quer durch den Club zu. »Was hältst du von einem Date mit einem heißen Keyboarder Mitte zwanzig?«

Any war damit beschäftigt, die Stühle von den Tischen zu ziehen. Sie stieß ein grölendes Lachen aus und stützte sich auf einem Stuhl ab. »Den kannst du behalten! Da hole ich mir weniger Probleme ins Haus, wenn ich den flohverseuchten Kater mit Triefnase adoptiere, der sich hinten bei den Mülltonnen rumtreibt.«

»Unvermittelbar, wie ich es mir gedacht habe.« Deon zuckte mit den Schultern. »Willst du es nicht doch mal mit Männern versuchen? Du weißt, ich habe ein Herz für Streuner.«

Ren stand auf und raufte Deon über die Dreads. »Sollte sich in der Hinsicht jemals etwas bei mir rühren, wärst du der Erste, der es erfährt.«

Er steckte sein Handy ein und machte sich auf den Weg zum Back-

stagebereich. Wenn er mit den Garfield's Claws performen wollte, musste er weg von der Bar und dem Whiskey.

»Denk nicht mal dran, dich umzuorientieren!«, rief Deon ihm nach. »Du machst mir auch jetzt schon mehr Ärger als jeder Typ, mit dem ich mich je eingelassen habe!«

Ren hob die Hand über den Kopf und winkte ab. »Ich halte dich auf dem Laufenden, was das angeht!«

In einem Punkt hatte Deon recht. Er war immer für ihn da gewesen. Auf seinen Rat und Beistand konnte sich Ren verlassen. Bei dieser einen Sache waren sie aber unterschiedlicher Meinung, und daran würde sich so schnell nichts ändern. Sich das Geld zu krallen, das für Deon so greifbar nah wirkte, war alles andere als eine Kleinigkeit. Das war Ren in dem Moment klar geworden, als ihm Siena Lancaster den Lippenstift fest gegen die Rippen gepresst hatte. Diese Entschlossenheit in ihrem Blick, dieser ungebrochene Mut, der die Angst in ihr überschattet hatte, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Nichts, was nur im Ansatz mit dieser Frau in Verbindung stand, war einfach. Nichts daran war unkompliziert.





## BECAUSE THE NIGHT

**Montag, 24. November 2025:** Mein voller Terminplan, samt quälendem Tennismatch mit Mrs. Cunnigham, war gestern genug Ablenkung gewesen, um nicht ständig an das Foto zu denken. Als ich am Nachmittag von der Uni heimkehrte, ging ich auf direktem Weg in Grandmas altes Plattenzimmer. Neben einer beachtlichen Sammlung von mehreren Hundert Schallplatten, Kassetten und CDs, hatte sich in diesem Zimmer auch der Flügel befunden, der mittlerweile ungenutzt in meinem Vorzimmer stand.

Ich erinnerte mich noch gut an die Zeit, als ich neben Grandma gekniet und ihr beim Spielen zugehört hatte. Auch wenn die Bilder allmählich verblassten, blieben die Gefühle, die damit einhergingen: meine Unbeschwertheit, der feste Glaube, es würde immer so bleiben, das übersprudelnde Glück an den Abenden, an denen es nur Grandma und mich gegeben hatte.

Es war tröstlich, mich noch einmal in die damalige Zeit hineinzuversetzen, auch wenn es nicht ausreichte, um mich davon abzuhalten, immer wieder auf mein Handy zu schauen.

Cheryl gegenüber hatte ich mir nichts anmerken lassen, und auch Henry wollte ich nicht involvieren, bevor der unbekannte Absender

keine Forderungen gestellt hatte. Dem Foto war bisher allerdings kein Text gefolgt. Mehrmals hatte ich nachgefragt, was das sollte, doch meine Nachrichten wurden genauso ignoriert wie meine Anrufe. Die Nummer zu googeln, hatte mir gestern auch kein Ergebnis gebracht. Sehr wahrscheinlich schrieb mir jemand über ein anonymes Wegwerfhandy. Wer auch immer dahintersteckte, ließ mich leiden. Und das gelang ihm sehr gut.

Als sich das Foto nun in meine Gedanken schlich, malte ich mir wieder die Folgen aus, die eine Veröffentlichung für mich und meine Familie haben würde. Mein Puls begann zu rasen, und mir wurde flau im Magen.

Immer wieder sagte ich mir, dass es mich nur um den Verstand brachte, mir das Schlimmste vor Augen zu führen. Es gab nichts, was ich tun konnte, außer abzuwarten und zu hoffen, dass es bald eine Geldforderung geben würde.

Ich steckte mein Handy weg, leerte meinen Kopf und ließ meine Hand über die Schallplatten wandern. Ein paar Klicks, und ich hätte jedes dieser Lieder meiner Playlist hinzufügen können. Doch das war nicht dasselbe, wie die Schallplatten unter den Fingern zu spüren, die Erinnerungen beim Anblick der Hüllen in mir aufflammen zu lassen und das zarte Knistern zu hören, wenn die Nadel nach dem Einlegen in den Schallplattenspieler das Vinyl berührte.

Seit gestern, als wir im Green Mill gewesen waren, wurde ich das Gefühl nicht los, das Stück zu kennen, das der Pianist gespielt hatte. Das Lied war fast greifbar. Meine Finger wanderten von Platte zu Platte, jede Single ließ andere Emotionen in mir aufkommen, und ich hielt inne, als mir mein Gespür verriet, ganz nah am Ziel zu sein.

Ich zog eine Platte ein Stück heraus, schob sie wieder zurück und nahm die daneben zur Hand. Das Cover zeigte vier Männer



mit zottligem Haar auf felsigem Grund vor einer Betonsäule. The Who.

Das musste es sein. Ich legte die Schallplatte ein, und die Musik begann mit einem temporeichen Gitarrensolo. Dieses Solo hatte der Pianist zum Ausklang gespielt, hatte sowohl den Part der Gitarre als auch das später einsetzende Keyboard übernommen. Fast so, als hätte er vier Hände. Unglaublich, dass jemand so begabt sein konnte. Ich hätte Knoten in den Fingern bekommen.

Ich sank in den Ohrensessel, schloss die Augen und ließ den Song auf mich wirken. Es war, als wäre ich wieder in der Bar und würde dem Pianisten lauschen.

Die Sängerin ergriff das Mikro, und mit einem Mal war ich es, die auf der Bühne stand. Ich spürte das kalte Metall unter meinen Fingern, mein Herz klopfte wild, ich sah das Publikum vor mir, spürte die Wärme des Scheinwerferlichts auf meinen Wangen und gab dem überwältigenden Drang nach, den Kopf zu wenden und zum Klavier zu schauen.

In meinem Rücken saß nicht der Pianist von gestern, sondern ein anderer Mann. Er war nicht ganz so hochgewachsen, seine Haut war nicht weiß, sein Gesicht wurde nicht von seinem dichten Haar, sondern von einem Hut mit breiter Krempe verborgen. Mich durchströmte eine erfüllende Wärme, als ich zu ihm schaute. Ich begann zu singen und richtete die Worte ganz allein an ihn. »Don't cry«, hörte ich die Singstimme meiner Grandma. »Peggy, take my hand, we'll travel south cross land.«

Ich schrak hoch. Die lange Nacht hatte doch noch ihren Tribut gezollt. Ich war eingeschlafen. Das Lied war längst zu Ende, und aus dem Plattenspieler schallte *Who are you?*, was die Strophe erklärte, die Grandma in meinem Traum gesungen hatte.

Ich ging zu der Stelle des Regals, wo ich zwischen den Platten das Foto von Grandma vor der Green Mill Lounge gefunden hatte, und zog es hervor. Da war er, der Mann aus meinem Traum. Er trug denselben Hut und einen Nadelstreifenanzug. Zwar waren auf dem alten Foto nicht viele Details zu erkennen, aber seine Hände sahen aus wie die eines Pianisten. Kein Wunder, dass mein Unterbewusstsein ihn ans Klavier gesetzt hatte.

»Who are you«, erklang es wieder aus dem Lautsprecher.

»Miss Lancaster?«, sprach mich Martha an. Sie stand in der Tür. »Das Abendessen ist bereit.«

Ich steckte das Foto ein.

»Du arbeitest hier schon wie lange?«, fragte ich sie auf dem Weg zum Esszimmer. Ihr Haar war ursprünglich schwarz gewesen, hatte mittlerweile aber fast schon die Farbe ihres Dienstenkleides angenommen.

»Oh, das müssten nun dreißig Jahre sein.«

Ich machte mir eine innerliche Notiz, Vater an einen besonders großzügigen Weihnachtsbonus für sie zu erinnern. »Dann kannst du Grandma gut, bevor ...«

»Das würde ich nicht unbedingt sagen«, verneinte sie. »Mrs. Lancaster war immer eine sehr distanzierte Frau, besonders nach dem Tod ihrer Tochter.«

Ich konnte nicht übersehen, wie unwohl sich Martha nach der Erwähnung meiner Mutter fühlte, und überspielte die Situation eilig, indem ich ihr das Foto zeigte. »Dann sagen dir diese Leute hier nichts?«

»Nein, das Foto sehe ich zum ersten Mal. Die Aufnahme muss zu einer Zeit entstanden sein, als Mrs. Lancaster in deinem Alter gewesen war, also lange vor meiner Zeit in diesem Haus. Vielleicht sind es Mitarbeiter der Holdinggesellschaft auf einem Kostümfest?«



»Ja, so wird es sein.« Gedankenverloren schlug ich mir das Foto mehrmals auf die Handfläche, während wir das Esszimmer betraten. Wenn Martha diese Leute nicht kannte, wusste ich nicht, wen ich sonst fragen konnte.

»Darf ich gleich servieren?«, fragte sie.

»Ja, bitte.« Ich setzte mich an die menschenleere Zwanzig-Personen-Tafel. Es wunderte mich nicht, dass ich beim Abendessen allein war. Nicht selten verließ Dad das Büro erst weit nach Mitternacht, und wenn er zu Hause war, ließ er sich sein Essen oft ins Arbeitszimmer bringen. Das gab mir die Gelegenheit, mein Studienmaterial auf dem Tisch auszubreiten. Platz genug dafür bot er ja.

Als mein Handy vibrierte, zuckte ich zusammen. Eine Weile starrte ich es nur an, bevor ich mich überwinden konnte, danach zu greifen.

### Henry

*Abendessen allein?*

Ich atmete erleichtert auf und wollte ihm antworten, als mich Martha ansprach.

»Du wirst deinem Vater von Tag zu Tag ähnlicher«, meinte sie, während sie sein Tischgedeck abräumte.

»Das sagst du mir ständig.« Ich deutete auf das Geschirr in ihrer Hand. »Hat er abgesagt?«

»Seine Sekretärin«, bestätigte sie. »Wenn du ihn vermisst, schau nach rechts.«

Ich drehte den Kopf und erblickte den Spiegel, der über der Anrichte hing. Er zeigte mich, gebeugt über meine Bücher.

»Schon hast du einen Eindruck, wie dein Vater gerade mit Arbeit überhäuft in seinem Büro sitzt.«

Eine Bewegung verriet mir, dass sich Martha irrte. Hinter ihr betrat Dad den Raum.

»Oh, es hieß, dass Sie nicht kommen!«, sagte sie mit übereifriger Stimme. »Ich decke sofort wieder für Sie ein.«

»Nicht nötig, ich habe bereits gegessen. Fleißig am Lernen, wie ich sehe«, wandte er sich an mich. Er nahm neben mir Platz und trommelte auf der Suche nach passenden Worten mit den Fingern auf den Tisch. »Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht.«

»Ich höre.«

»Der Baybird-Deal ist so gut wie in trockenen Tüchern.«

»Das sind wirklich gute Nachrichten.« Ich hatte schon damit gerechnet, Dad bis ins nächste Jahr kaum zu Gesicht zu bekommen, weil diese Übernahme seine ganze Zeit beanspruchte. »Und jetzt das *Aber*.«

»Die abschließenden Verhandlungen werden in Houston stattfinden«, rückte er heraus.

»Okay, wann fliegst du?«

»Schon morgen. Aber ich verspreche dir, zum ersten Advent zurück zu sein. Du wirst hier bestimmt alles prima im Griff haben. Ich vertraue dir.«

»Und ich vertraue darauf, dass du dich an dein Wort hältst. Keine Feiertage im Büro.« Ich hob mahrend den Zeigefinger.

»Es ist ein Zwei-Stunden-Flug. Selbst wenn die Verhandlungen bis Ostern dauern, sitze ich spätestens am ersten Dezember im Flugzeug.«

»Das will ich dir auch geraten haben. Wenn du mich mit den Vorbereitungen für die Golden Door Gala allein lässt, könnte es sein, dass der diesjährige Höhepunkt eine Ein-Dollar-Versteigerung der Lancaster Corporation sein wird.«



Er setzte einen nachdenklichen Blick auf. »Die Firma würde ich ungern für so wenig hergeben, aber eine Versteigerung ist gar keine schlechte Idee. Behalt das im Hinterkopf.«

Mein Handy vibrierte erneut und versetzte mir einen weiteren Schreck.

»Alles gut?«, fragte Dad.

»Ich bin nur etwas müde.« Ein Blick auf mein Handy zeigte mir eine neue Nachricht von Henry.

So sehr, wie mich dieses Foto aufwühlte, wäre es eine Überlegung wert, Dad einzuweihen und ihn die Sache regeln zu lassen. Er würde ein paar Strippen ziehen – nichts offensichtlich Illegales oder vielmehr nichts, was man ihm als illegal nachweisen könnte –, jemanden anheuern und dafür sorgen, dass der Absender auf die eine oder andere Art zum Schweigen gebracht wurde.

Aber wie groß wäre seine Enttäuschung von mir? Er würde mich nie wieder mit denselben Augen sehen. Von diesem Moment an wäre ich eine Fremde für ihn, und ich war nicht bereit, ihm seine Tochter wegzunehmen – zumindest nicht nur auf den Verdacht hin, dass das Foto Folgen für uns haben könnte.



Ich lag bereits im Bett und schrieb immer noch mit Henry. Lange Chats waren eigentlich nicht mein Ding. Mir waren ein kurzes Telefonat, eine Mail oder ein Treffen lieber. In meiner aktuellen Lage tat es aber gut, mein Handy in der Hand zu halten und die springenden Punkte zu beobachten, die seine nächste Nachricht ankündigten. Das war jedenfalls besser, als bei jeder Benachrichtigung zusammenzuzucken.

**Henry**

*Abendessen allein?*

**Henry**

*Warum so schweigsam?*

*Hatte den Mund voll.*

**Henry**

*Das hält dich doch nicht vom Tippen ab.*

**Henry**

*Voll ... womit?*

*Versuchst du, mich zum Dirty Talk zu animieren?*

**Henry**

*Genau das. Gib mir Tiernamen.*

*Pandabär.*

**Henry**

*O ja, das ist es! Mehr davon!*

*Koalabär.*



**Henry**

*Ich piss mich gleich ein und steh dann ohne Hose da.*

*Ist das nicht das Ziel des Dirty Talks?*

**Henry**

*Nicht, wenn man mit der ganzen Callahan-Sippe am Tisch sitzt.*

*Wie kriege ich jetzt das Bild von zehn Koalabären beim Abendessen aus dem Kopf?*

**Henry**

*Komm vorbei. Wir wiederholen das von heute Mittag. Damit kriegst du deinen Kopf leer.*

*Ich kann vorbeikommen und deinen Eltern diesen Chatverlauf zeigen.*

**Henry**

*Okay, das war ein Tiefschlag.*

*Muntern dich ein paar Eukalyptusblätter auf?*

**Henry**

*An deinen Eukalyptusblättern knabbere ich gern.*

*Vergiss unser Date nicht.*

**Henry**

*Ist das dein Schlusswort für heute Abend?*

*Träum von Koalabären und Eukalyptus.*

**Henry**

*Das werde ich.*

*Nacht.*

Er antwortete nicht mehr, also legte ich mein Handy beiseite. Genau in dem Moment vibrierte es dann doch noch einmal. Schmunzelnd nahm ich es wieder zur Hand.

**Anonym**

*Süße Träume!*

Ich brauchte einen Moment, um zu realisieren, dass die Nachricht nicht von Henry gekommen war. Seit Stunden schwankte ich zwischen der Angst und der Hoffnung auf eine Antwort des Unbekannten, und das sollte nun alles sein? Keine Forderung, keine Drohung? Wer auch immer dahintersteckte, spielte mit mir. Und ich hatte nicht



vor, mich darauf einzulassen. Ich stellte mein Handy auf lautlos und legte es wieder weg.

**Freitag, 28. November 2025:** Im Laufe der Woche waren der ersten Nachricht keine weiteren gefolgt, und das Foto war auch nicht im Netz aufgetaucht. Um mich abzulenken, hatte ich Charlotte gebeten, jede freie Minute für mich zu verplanen. Ich war also bei allen Gremien, Sitzungen und Veranstaltungen zugegen gewesen, für die Grandma bisher zuständig gewesen war. Auch für Dad war ich eingesprungen und hatte unter anderem einen Weihnachtsmarkt für ihn eröffnet. Jede Atempause dazwischen hatte ich meinem Studium gewidmet, und so blieb keine Gelegenheit, an das Foto zu denken.

Als am Freitag die Premiere des Andrew-Lloyd-Webber-Musicals anstand, fiel Cheryl gleich morgens mit einem ganzen Stylingteam bei mir ein. Ich hielt die Tür auf und schaute verduzt dabei zu, wie ohne Abbruch Equipment hereingebracht wurde.

»Was soll das werden?«, fragte ich und lachte.

»Betrachte es als Entschuldigung für letztes Wochenende«, sagte sie gönnerhaft und legte die Hände auf meine Schultern. »Du wirst mir dankbar sein. Und Henry wird dahinschmelzen.«

»Bist du immer noch auf dem Trip, dass ich in ihn verliebt bin?« Es war superlieb von ihr, wie sehr sie sich bemühte, mir mit Henry zu helfen. Dafür hätte ich sie küssen können – wenn ich diese Hilfe gebraucht hätte.

Sie beugte sich zu mir vor. »Ich kenne dich nun mal besser als du dich selbst.«

»Wenn du dich da mal nicht irrst«, erwiderte ich.

Sie wandte sich der Treppe zu und winkte ihre Helfer nach oben.

»Wart's nur ab! Spätestens wenn die Hochzeitsglocken läuten, wirst du mir recht geben.«

Die Crew baute ihren Stützpunkt in meinem Vorzimmer auf, und die nächsten Stunden verbrachten wir mit Anproben, Maniküre und jeder Menge Schampus.

»Ich werde heute Abend nicht mehr aufrecht stehen können, wenn das so weitergeht«, sagte ich, als mir jemand nachschenken wollte, obwohl mein Glas noch nicht einmal leer war. Dankend lehnte ich ab.

Ein Wellnessstag in den eigenen vier Wänden war auch eine Art, sich abzulenken. Zwar sammelte ich dabei keine Pluspunkte bei Leuten, mit denen ich eigentlich nichts zu tun haben wollte, aber dafür hatte ich mich schon lange nicht mehr so entspannt gefühlt.

Cheryl schlug ein paar Tasten auf dem Flügel an.

»Vorsicht mit dem Nagellack«, bat ich sie.

»Ach, da passiert nichts, der ist längst getrocknet.« Sie pustete über ihre pinken Krallen. »Ich habe dich noch nie spielen gehört.«

»Ich bin auch nicht besonders gut.«

»Spiel das hier!« Sie deutete auf die Blätter auf dem Notenständer.

»Das kann ich nicht.«

»Ach komm, für mich!« Sie stand auf und zog mich zur Bank.

»Vorsicht, der Schampus!«, stieß ich aus.

Sie nahm mir das Glas aus der Hand und machte eine ausholende Geste. »Maestro!«

Mit einem Seufzer schlug ich die ersten Noten von *Yankee Doodle* an. Cheryl schaute abwechselnd von mir zu den Notenblättern. »Du verarschst mich.«

»Das ist alles, was ich spielen kann.« Mein Blick blieb an den Notenblättern hängen, die dort seit ein paar Tagen standen. *The Who: Baba O'Riley* lautete die Überschrift. Ich war immer noch so fasziniert



davon, dass der Pianist im Green Mill dieses vierhändige Stück allein gespielt hatte, dass ich es auch versuchen wollte. Doch ich war nicht mal über die ersten paar Noten hinausgekommen.

»Dann verstehe ich nicht, warum du den riesigen Klotz hier noch stehen hast.« Cheryl lehnte sich gegen den Flügel.

»Er gehörte meiner Grandma«, sagte ich gedankenversunken. Irgendwann war es bestimmt an der Zeit, mich von dem Flügel zu trennen. Noch war es aber nicht so weit.

»Na dann.« Sie hob ihr Glas und gab mir meins zurück. »Auf deine Granny!«

Wir stießen an und hatten schon die erste Champagnerflasche geleert. Einige Zeit später war meine Verwandlung von einer ausgelaugten Studentin in ein hochglanzfotowürdiges It-Girl komplett. Ich trug ein opulentes, schulterfreies Kleid aus roter Seide, passenden Lippenstift und silbernen Schmuck. Cheryl, die sich für schwarze Spitze entschieden hatte, betitelte mich daraufhin als *Femme fatale*.

»Henry wird dich noch in der Limo vernaschen wollen!«, versprach sie, nachdem Martha uns über sein Eintreffen informiert hatte.

»Dann nimm lieber den mit.« Ich griff auf dem Weg zur Tür nach einem Seidenschal und reichte ihn ihr. »Als Augenbinde.«

»Gar keine schlechte Idee!« Sie schlang sich den Schal um den Hals.

Als wir die Treppe zum Foyer hinuntergingen, tat Henry geradezu hypnotisiert, schlug sich die Hände vor die Brust und taumelte übertrieben.

»Habt ihr euch abgesprochen?« Ich schaute von ihm zu Cheryl und wieder zurück. Es war nicht der erste rote Teppich, der auf uns wartete, und entsprechend auch nicht das erste Galakleid, in dem er mich sah. Allerdings mimte er das erste Mal Cinderellas Prinz für mich.

»Ein bisschen vielleicht«, gab Cheryl zu.

Henry reichte mir seinen Arm. »Du warst in der letzten Woche ziemlich durch. Wir waren uns einig, dass dir ein bisschen mehr Glamour als sonst guttun würde.«

»Ich bin schon damit zufrieden, dass du diesmal aufgetaucht bist.« Ich legte meine Hand um seinen Ellbogen.



Auftritte auf dem roten Teppich war ich seit meinem zwölften Lebensjahr gewohnt. Das Blitzlichtgewitter, der Lärm, die Flut an Fragen, die über mich hereinbrachen, schüchterten mich schon lange nicht mehr ein. Ich war nie der Star einer solchen Veranstaltung gewesen, aber die Presseleute gaben einem das Gefühl, genau das zu sein, um so die besten Fotos zu bekommen.

»Ihr seid das schönste Paar auf dem Teppich!«, rief ein Fotograf.

Henry legte seinen Arm um meine Hüfte. Ich lächelte, posierte und ließ mich von ihm über den Teppich führen.

»Siena, schau hierher!«

»Von wem stammt das Kleid?«

»Was sagen Sie zur Baybird-Übernahme?«

»Schenk uns dein Lächeln, Siena!«

»Mr. Callahan, wo bleibt der Ring?«

Selbst im angetrunkenen Zustand spielte ich meine Rolle gut. Immer freundlich, lächeln, lachen, hin und wieder ein verliebter Blick oder zärtlicher Kuss, andere Gäste grüßen, als wären sie gute Freunde, und niemals zeigen, was wirklich in mir vorging, wie erschöpft, gestresst oder eben angetrunken ich war. Ob Regisseur, Popstar oder Millionärstochter, auf dem roten Teppich trugen wir alle eine Maske.



»Ich liebe dein Kleid!«, rief mir ein Reporter der Chicago Sun Times zu. Das war Jorge Pérez, von dem ich schon einiges gelesen hatte.

»Und ich habe Ihre letzte Reportage geliebt«, gab ich zurück.

Henry führte mich in das Gebäude. Die Vorhalle des Chicago Theatre war immer wieder beeindruckend. Ich hatte das Gefühl, ein Schloss zu betreten, wenn ich die meterhohen Marmorsäulen sah und hinauf zu dem Kronleuchter blickte, der zwei Stockwerke über uns an der stuckverzierten Gewölbedecke hing.

Als Kind war es für mich das Größte, wenn Dad mich mit Theaterkarten überraschte. Er im Frack, ich im pinken Prinzessinnenkleid und ein Abend voller kleiner und großer Wunder, der von keinem Anruf aus dem Büro unterbrochen wurde. Ich konnte mich nicht erinnern, wann wir das letzte Mal gemeinsam im Theater gewesen waren. Es musste Jahre her sein.

Kellnerinnen reichten den Gästen Sekt und Häppchen, und ich nahm aus Höflichkeit ein Glas, um es erheben zu können, sollte eine Rede gehalten werden. Allerdings machte sich bei mir der Champagner bemerkbar, noch bevor der Abend offiziell eingeläutet wurde.

Ich zog Henry beiseite. »Ich muss mal.«

»Du machst Scherze, oder?« Er zog die Brauen zusammen.

Wenn es doch nur ein Scherz gewesen wäre. »Nein, wirklich«, zischte ich durch zusammengebissene Zähne.

»Komm mit.« Er legte seine Hand unter meinen Ellbogen und führte mich unauffällig von den Gästen weg in einen leeren Korridor.

Vor den Toiletten herrschte kein Andrang, wie man es bei diesen Menschenmengen erwartet hätte, denn niemand wollte sich mit Toilettenpapier am Schuh oder einem in den Slip gesteckten Rock erwischen lassen, also erleichterte man sich vor oder nach der Veranstaltung – es sei denn, man hatte schon ein paar Gläser zu viel intus.

Henry schob mich mit dem Rücken gegen die Wand, schmiegte sich eng an mich und ließ seine Hand von meinem Schenkel bis hinauf zu meiner Hüfte wandern.

»Gib es zu, du wolltest nur mit mir allein sein«, raunte er.

Zu spüren, wie sein heißer Atem über meine Haut wanderte, ließ mich schnell vergessen, was uns in den abgeschiedenen Korridor geführt hatte. Auch wenn ich wusste, dass es der Alkohol war, der aus mir sprach, hauchte ich ihm ein provokantes »Vielleicht ...« ins Ohr.

Er knabberte an meinem Hals und entlockte mir ein leises Stöhnen.

»Nein, ich muss wirklich«, flüsterte ich mehr mir selbst als ihm zu. Meine Hände ballten sich zu Fäusten, als er sein Knie zwischen meine Beine schob.

»Genau das suchst du.« Seine Zunge umspielte mein Ohr. »Du willst die Gefahr, du willst das Verbotene, und ich kann es dir geben.«

Blitzlicht ließ mich erstarren. Ich riss die Augen auf, schob Henry von mir und sah gerade noch, wie ein Fotograf um die Ecke verschwand.

»Verdammt!«, stieß ich aus. Das hatte mir gerade noch gefehlt. »Hast du erkannt, von welcher Zeitung der war?«

Henry wirkte ernüchert und enttäuscht zugleich. Müde hob er die Schultern. »Nein, wahrscheinlich ein Freier.«

Ich schüttelte den Kopf. Meine Gedanken rasten. »Mit Akkreditierung? Wohl kaum.« Wenn ich ihn noch zu fassen bekam, könnte ich vielleicht Schlimmeres abwenden, indem ich ihm ein Exklusivinterview oder Ähnliches anbot.

Henry ergriff meinen Arm, bevor ich dem Mann folgen konnte. »Der kommt bestimmt nicht mehr so schnell zurück. Wir können ruhig dort weitermachen, wo wir aufgehört haben.«



Er kam näher, doch ich befreite mich von ihm. »Du hast wirklich nur das eine im Sinn, oder?«

»Ich?«, stieß er fassungslos aus. »Du hast mich doch von den Gästen weggeschleift!«

»Ich muss zur Toilette«, beharrte ich. »Such den Fotografen, ich komme gleich nach.«

## REN

Die Stadt schlief noch, als Ren den Nightblue Club mit der Aussage verließ, den Heimweg anzutreten. Nicht weit entfernt stand ein Street-Food-Wagen, der gutes Essen zu guten Preisen anbot. Auch wenn Burritos zum Frühstück bestimmt nicht der WHO-Empfehlung entsprachen, gab es für Ren nach einer langen Nacht nichts Besseres.

Der letzte Auftritt der Garfield's Claws hatte ihm etwas Trinkgeld eingespielt. Nicht viel, aber genug, um dem Verkäufer ein paar Extradollar zuzustecken, damit er seine Kasse noch einmal öffnete. Die Street-Food-Leute hatten um diese Uhrzeit ihre Geschäfte mit den aus Bars und Clubs Heimkehrenden längst gemacht und packten zusammen, während in den ersten Läden die Lichter angingen.

Ren hatte nicht vor, nach Hause zu gehen. Er aß den Burrito, streifte dabei durch das Viertel und blieb vor einem Kiosk stehen, an dem gerade die Morgenzeitungen in die Auslage gepackt wurden. Das Gesicht der Frau auf dem Titelblatt zu sehen, die er seit zwei Tagen nicht mehr aus dem Kopf bekam, verdarb ihm den Appetit. Siena Lancaster.

Nach der kurzen Begegnung mit ihr waren ihm Zweifel an seiner Meinung über sie gekommen. Das Foto von ihr im Glamour-Outfit neben einem reichen Schnösel, der ihr wie ein Blutegel am Hals hing, ließ ihn seine Zweifel schnell vergessen.



Er nahm die Zeitung zur Hand und überflog den Artikel. Während ihr Vater dabei war, ein Traditionsunternehmen zu zerschlagen, was Hunderte Arbeitsplätze vernichten würde, schwelgte Siena im Luxus, vertrieb sich die Zeit mit Partys und verprasste Geld, für das sie nie einen Finger krumm gemacht hatte. Sie war der Inbegriff eines Uptown Girls.

»Was du anfasst, musst du bezahlen!«, schnauzte ihn der Verkäufer an.

Ren steckte die Zeitung wieder weg, hob verteidigend die Hände und warf beim Losgehen die zerknüllte Burritoverpackung knapp am Verkäufer vorbei in den Mülleimer.

»Hey!«, rief der Mann wütend.

Ren zog sein Handy aus der Hosentasche. Der verpasste Anruf wurde immer noch auf dem Display angezeigt. Er dachte kurz nach. Letztendlich konnten sich Menschen wie er kein schlechtes Gewissen leisten. Ganz im Gegensatz zu denen, die sich alles leisten konnten und gar kein Gewissen hatten. Er rief die Nummer auf und traf eine Entscheidung.



## DON'T BRING ME DOWN

**Samstag, 29. November 2025:** Martha weckte mich am Morgen nach der Premiere, indem sie die Fenster in meinem Schlafzimmer weit aufriß.

»Die Sonne scheint!«, trällerte sie fröhlich.

Ich stöhnte und vergrub mich tiefer in den Kissen. »Das würde mich nicht mal aus dem Bett bringen, wenn ich der Fotosynthese mächtig wäre.«

Blind suchte ich nach der Kaffeetasse, die sie mir freundlicherweise immer dann ans Bett brachte, wenn ich es nicht aus den Federn schaffte. Statt der Tasse ertastete ich eine Zeitung und ahnte bereits, was das zu bedeuten hatte.

Wie vermutet, prangte mein Gesicht auf dem Titelblatt. Dass es Henry war, mit dem ich auf dem Schnapsschuss zugange war, konnte man zu seinem Glück nicht erkennen. Es hätte ebenso gut ein Kellner sein können, und natürlich spekulierte der Verfasser des Artikels auch genau darauf.

»Ich hätte dich lieber sanfter geweckt«, meinte Martha entschuldigend.

»Du kannst ja nichts dafür.« Mich schockierte der Aufhänger



der Morgenzeitung nicht. Dass so etwas kommen würde, hatte ich vorausgesehen, nachdem der Fotograf unauffindbar geblieben war. Ich warf die Zeitung beiseite und stand auf.

Im Vorzimmer wurde ich von Charlotte empfangen.

»Guten Morgen!«, begrüßte sie mich übereifrig. »Es hat sich eine kleine Änderung in Ihrem heutigen Terminplan ergeben.«

»Lass mich raten, ein Videocall mit Dad.« Es stand außer Frage, dass er den Artikel gelesen hatte.

»Er hat um einen Termin um fünfzehn Uhr gebeten.«

»Bestätige den.«

Am Tag vor dem ersten Advent stand im Hause Lancaster die Weihnachtsdekoration ganz oben auf der To-do-Liste. Grandma hatte sich dafür stets den ganzen Tag Zeit genommen, und auch auf meinem Plan hätte am heutigen Tag kein anderer Termin stehen sollen. Zum Glück war bis fünfzehn Uhr noch genug Zeit.

Die Inneneinrichterin wurde mir kurz nach dem Frühstück angekündigt. Babette Trinsdale arbeitete seit Jahrzehnten mit den Lancasters zusammen. Sie kannte jeden Winkel der Villa und übertrumpfte sich jedes Jahr aufs Neue mit ihren Ideen, Themenvorschlägen und Farbgestaltungen zur Weihnachtszeit. Darunter war einiges, das mindestens genauso exzentrisch und ausgefallen war wie sie.

Ich erreichte gerade das Foyer, als sie dort mit ihrer Helferschar einfiel. Wie eine Fernsehdiva aus den Fünfzigern stolzierte sie über den Marmor. Pelzboa und Seidenhandschuhe waren seit jeher ein fester Bestandteil ihrer Garderobe, und auch ihr Goldschmuck hatte über die Jahre kaum an Glanz verloren.

Sie klatschte laut in die Hände. »Ihr dort ab ins Obergeschoss, diese Kisten gehören in den Salon. Und ein bisschen Tempo bitte, hopp, hopp!«

Ich ging die Treppe zu ihr nach unten und warf einen Blick in eine der Kisten, in der sich Gliedmaßen von Schaufensterpuppen befanden. »Ich dachte, wir wären uns einig, dass das Winter-Wonderland-Motiv etwas zu kitschig ist.«

»Oh, das ist nur zur Ansicht«, sagte sie und winkte ab. »Wenn du erst einmal siehst, wie schön sich das Motiv hier in der Eingangshalle machen wird ...« Sie breitete die Arme aus, und man konnte ihr ansehen, wie vor ihrem inneren Auge eine weihnachtliche Landschaft entstand. »Außerdem ist kitschig das neue chic.«

»Die Deko sollte im besten Fall sowohl zur Adventszeit als auch zum Bankett passen, das wir wie jedes Jahr am 24. Dezember geben werden«, meinte ich. »Und an dem Abend ist bekanntlich nicht einmal chic chic genug, geschweige denn Kitsch.«

Mrs. Trinsdales Gesicht schrumpelte zusammen, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. »Eine Dekoration für zwei verschiedene Anlässe? Das verkraftet mein altes Herz nicht.« Sie fasste sich an die Brust.

Ich schmunzelte. »Es ist beides Weihnachtsdeko, oder? Hallo erst mal«, begrüßte ich sie und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Lange nicht mehr gesehen.«

»Ein Jahr, meine Liebe, wieder einmal ist ein Jahr ins Land gezogen und nicht spurlos an mir vorübergegangen.« Sie deutete an sich herunter. »Du hingegen siehst jedes Jahr hübscher aus. Ganz die Mama.«

»Ich würde alles dafür geben, wenn ich in Ihrem Alter noch so gut aussehen würde.«

»Welches Alter?« Sie gab sich schockiert.

»Fünfunddreißig? Vierzig?«, schmeichelte ich ihr.

Natürlich wusste sie, dass ich mir ihres hohen Alters bewusst war.



Auch wenn sie sich meiner Meinung nach in den letzten zwanzig Jahren so gut wie nicht verändert hatte.

Sie tat verlegen. »Du bist mir vielleicht eine.«

»Also, wo soll ich mit anpacken?« Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen.

»Alles zu seiner Zeit!« Sie klatschte noch einmal in die Hände. »Musik!«, rief sie, und wie durch Zauberhand wurde der Raum von Glocken, Geigenspiel und Frank Sinatras warmer Stimme erfüllt.

Allein das versetzte mich bereits in Weihnachtsstimmung. Ich hatte diesen Tag schon als Kind geliebt und herbeigesehnt, und daran würde sich hoffentlich so bald auch nichts ändern. Wir schmückten das Geländer mit bronzeüberzogenen Ranken und schwarzen Schleifen, und es dauerte nicht lange, bis wir laut mitsangen.

»Das Gesicht der Mama, aber die Stimme der Großmutter.«

Ich hielt inne. »Sie kannten Grandma gut, nicht wahr?«

»Was heißt schon gut? Wir haben uns einmal im Jahr gesehen, so wie du und ich.« Sie deutete mit dem Zeigefinger in meine Richtung. »Dazu sei gesagt, dass ich eine außerordentlich gute Menschenkenntnis habe, also ja, ich kannte sie ein wenig. Sie war eine strenge Frau, das steht außer Frage. Aber in ihren jungen Jahren, wenn sie – wie wir heute – mit mir gemeinsam die Weihnachtszeit einläutete, hatte sie immer ein Lied auf den Lippen. Und im Klang ihrer Stimme war sehr viel Herzengüte zu erkennen. Du wirst es nicht für möglich halten.«

»Darf ich Ihnen ein Foto zeigen? Vielleicht erkennen Sie es wieder.« Ich hatte das Bild aus dem Musikzimmer abfotografiert und zog mein Handy aus der Tasche.

»Aber sicher doch«, erwiderte sie.

Mir war entfallen, dass ich mein Handy auf lautlos gestellt hatte. Bei der Unmenge an Benachrichtigungen, die mir den Weg zu meiner

Bildergalerie verbauten, war das auch gut gewesen. Entgangene Anrufe, Textnachrichten und jede Menge Social-Media-Meldungen waren die übliche Folge negativer Presse. Henry versprach, es wiedergutzumachen, Travis bot mir an, mit Schokolade und einer frisch aufgefüllten Mediathek vorbeizuschauen, und Cheryl meinte, dass ich eine Shoppingtour gebrauchen könnte. Ich wischte eilig eine Mitteilung nach der anderen weg, stockte aber, als mir das Wort »Anonym« entgegenstierte.

Mein Puls begann zu rasen, meine Knie wurden weich. Was, wenn die ganzen Meldungen nicht auf den Artikel abzielten? Was, wenn ein ganz anderes Foto von mir die Runde machte? Ich war wie erstarrt und wagte es nicht, die Nachricht zu öffnen.

»Du wirst ja ganz bleich!« Mrs. Trinsdale legte ihre Hand auf meinen Arm. »Willst du dich setzen?«

Eine Benommenheit hatte Besitz von mir ergriffen, die ich kaum überwinden konnte. »Nein ich ... es ist nichts.«

Ich wischte die Meldung weg und rief das Foto auf. »Haben Sie diese Leute schon einmal gesehen?«

Mrs. Trinsdale nahm mir das Handy aus der Hand, und es war, als hätte sie mir damit die Stütze genommen, die mich aufrecht gehalten hatte. Sie griff mir unter den Arm und half mir, mich auf die Stufen zu setzen.

»Unterzuckert, ganz bestimmt«, meinte sie. »Du bist aber auch spindeldürr, isst du denn genug?«

»Ja, sicher«, versuchte ich, sie zu beruhigen.

Sie richtete sich auf, schob die Schultern zurück und drehte die Ellbogen zur Seite. »Tief einatmen«, forderte sie mich auf und machte es mir vor. »Die Luft anhalten, danach ganz langsam ausatmen. Besser?«

Ich atmete mehrmals ein und aus, dann lächelte ich. »Besser.«



»Gut, komm jetzt, man lungert nicht auf der Treppe herum«, scheuchte sie mich hoch. »Wir gehen in die Küche. Dort gibt es bestimmt ein paar Weihnachtsplätzchen. Die werden dir guttun.«

»Und, erkennen Sie jemanden auf dem Foto?«, fragte ich auf dem Weg zur Küche.

»Nun ja, ich kannte das Herz deiner Grandma, aber nicht ihr Privatleben«, meinte sie. »Die Bar erkenne ich jedoch. Die Green Mill Lounge. Wusstest du, dass es die Bar auch heute noch gibt?«

»Ja, das habe ich gerade erst herausgefunden.«

»Frag dort nach, Liebchen. Ich erinnere mich an Gerüchte, die in der Jugendzeit deiner Grandma um sie und diese Bar kursierten. Vielleicht kann dir der Inhaber weiterhelfen. Er hat meines Wissens nicht gewechselt.«

»Welche Gerüchte?«, hakte ich neugierig nach.

»Oh, ich will nicht aus dem Nähkästchen plaudern.« Sie hob abwehrend die Hände. »Dir muss ich sicher nicht erklären, wie schnell aus einer Fehlinterpretation eine üble Verleumdung wird. Ich werde dir sicher keinen Floh über deine Grandma ins Ohr setzen. Behalte sie lieber so in Erinnerung, wie du sie kanntest.«



Nach der kurzen Unterbrechung ging unser Dekorationsmarathon zügig voran. Mrs. Trinsdale hatte anhand meiner Farb- und Stilwünsche einen detaillierten Plan ausgearbeitet und wusste sehr genau, wo sie welche Schleife anbringen wollte und welche Blume in welchem Winkel an welche Stelle gesteckt werden musste, um den Kranz, die Tischdeko oder den Wandbehang perfekt in Szene zu setzen. Ich bewunderte sie für ihr Talent. Es war beneidenswert, dass sie ihre

Erfüllung in einem Beruf gefunden hatte, der wie für sie geschaffen war.

Immer dann, wenn sie nicht hinschaute, warf ich einen schnellen Blick auf mein Handy. Ich wollte nicht, dass sie mitbekam, wie sehr mich die Sache von vorhin beschäftigte, und Fragen dazu stellte. So ging ich nach und nach die Beiträge im Netz durch und war erleichtert, weil es darin nur um den Zeitungsartikel ging. An die anonyme Nachricht hatte ich mich noch nicht herangewagt.

Eines musste ich dem Unbekannten lassen: Durch ihn oder sie hatte es eine weitaus weniger beunruhigende Wirkung auf mich, mit ansehen zu müssen, wie mein Name und der meiner Familie durch den Dreck gezogen wurde.

Ich stellte mein Handy wieder auf Vibrieren, wollte es wegstecken, wagte es dann aber doch, die Nachricht aufzurufen – was ich augenblicklich bereute.

Mir wurde heiß und kalt zugleich, als ich die Zeilen las.

**Anonym**

*Na, erleichtert?*

**Anonym**

*Wir beide wissen, dass die Schlagzeile des Tages auch ganz anders hätte lauten können.*

Es war, als wäre die Person in meinem Kopf, als wüsste sie ganz genau, was ich beim Überfliegen der Beiträge gefühlt hatte. Wer würde mir so etwas antun?

Ich wollte vor Mrs. Trinsdale nicht noch einmal die Fassung verlie-



ren, also riss ich mich zusammen und wischte den Chatverlauf weg, bevor ich mein Handy verstaute.

»Wussten Sie schon immer, was Sie beruflich machen wollten?«, fragte ich – nicht nur, um sie von meiner mit Sicherheit wieder fahl gewordenen Haut abzulenken, sondern auch, weil ich selbst eine Ablenkung brauchte.

Mrs. Trinsdale legte gerade letzte Hand an den pompösen Kranz, der die Tischdekoration im Esszimmer krönte. »Das wäre doch absurd.«

»Wieso?« Ich zupfte die Stuhlhussen zurecht.

»Es gibt eine Sache, mit der du dein Leben lang beschäftigt sein wirst«, holte sie aus. »Dich selbst kennenzulernen und daran zu wachsen. Wenn du glaubst, dass du damit schon mit Anfang oder Mitte zwanzig fertig bist, hast du nichts verstanden oder bist sehr einfach gestrickt.« Sie schmunzelte provokant.

Ich hob fragend die Schultern. »Heißt es nicht, Menschen ändern sich nie?«

»Ja, das stimmt wohl«, bestätigte sie. »Es ist ungefähr so wie bei den Zutaten für Plätzchen, die sich nicht ändern, nachdem der Teig erst einmal angerührt ist. Aber bleibt der Teig deswegen roher Teig, oder ändert sich nicht doch etwas, wenn er erst einmal im Ofen ist?«

»Das Gleichnis muss ich mir merken.« Ich hatte noch den Geschmack von Marthas leckeren Plätzchen im Mund, von denen wir vorhin in der Küche genascht hatten.

Mrs. Trinsdale machte mit erhobenem Finger darauf aufmerksam, dass sie noch nicht fertig war. »Und wenn du den Teig nicht selbst gemischt hast, woher willst du alle Zutaten kennen? Woher weißt du, wie lange er gehen muss und wie heiß der Ofen sein sollte? Jeder von uns probiert sein Leben lang von seinem eigenen Teig und lernt dabei

hoffentlich die feinsten Nuancen kennen. Über die sollte man nämlich Bescheid wissen, bevor man selbst ein Blech in den Ofen schiebt.«

»Ich hatte nicht vor, so schnell Mutter zu werden«, sagte ich lachend.

Mrs. Trinsdale breitete die Arme aus. »Mein Kind ist das hier. Meine ganze Liebe steckt in meiner Arbeit, und es hat mich viele Irrwege gekostet, bis ich mich gut genug kannte, um zu wissen, wie das, was andere als meine Schwäche bezeichnet haben, zu meiner Stärke wird. Und jetzt sieh mich an.«

Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet. Ihre Worte berührten etwas tief in mir und hallten in meinen Gedanken wider. So musste es sein. Das Leben. Das Wachsen an sich und der Welt. Das Suchen und Ankommen, genau dort, wo jeder von uns hingehörte. Doch hier und jetzt, in diesem Moment, fühlte ich mich verlorener denn je.

Viel zu lange stand ich einfach nur da und ließ das Gesagte auf mich wirken, bis mein Handy vibrierte und mich aus meiner Erstarrung befreite.

»Eine Sekunde«, bat ich und schaute nach.

**Henry**

*Komm raus.*

Ich legte die Stirn in Falten. »Entschuldigen Sie mich bitte kurz.«

Vor der Villa wartete Henry neben einer Limousine auf mich. Der Chauffeur öffnete mir die Wagentür.

»Was soll das werden?«, rief ich Henry erstaunt zu.

»Ich habe dir eine Wiedergutmachung versprochen, schon vergessen?« Er trat durch das Eingangstor und kam zu mir.

Ich zögerte, die Villa so überstürzt zu verlassen. Mir war ganz und



gar nicht nach Überraschungen, aber vielleicht war das genau die Ablenkung, die ich brauchte, und es war süß von Henry, dass er sich solche Mühe gab.

Mrs. Trinsdale war mir bis zum Foyer gefolgt.

»Na, geh schon, Liebes!«, forderte sie mich auf.

Ich nickte ihr lächelnd zu und nahm meinen Parka von der Garderobe. »Aber nichts Verrücktes, okay?«, sagte ich zu Henry, der mich zur Limousine begleitete.

»Ich kann nichts versprechen.«

»Du weißt, dass dir die verrückten Sachen diesen Ärger erst eingebrockt haben«, erinnerte ich ihn scherzhaft, während ich einstieg.

Henry rückte nah an mich heran. Mit einem tiefen Atemzug nahm er meinen Duft in sich auf und raunte mir zu: »Das war unsere wilde Begierde. Nenn sie verrückt, wenn du willst, ich nenne sie unumgänglich.«

Er knabberte an meinem Ohr, was mir ein unwillkürliches Kichern entlockte. Hitze stieg in mir auf. Die Anziehung, die zwischen uns herrschte, konnte ich nicht leugnen.

»Uns kann hier niemand sehen«, hauchte er.

»Außer der Fahrer und alle, die durchs Fenster schauen«, widersprach ich.

Ohne von mir zu lassen, drückte er den Knopf, der die Trennwand hochfahren ließ. »Ich habe auf doppeltverspiegelte Scheiben bestanden.«

»Gibt es so was? Und heißt das dann nicht, dass sie wieder entspiegelt sind?« Ich lachte bei dem Gedanken und lehnte mich ein Stück zurück, um Henrys Reaktion zu sehen. Doch er folgte meiner Bewegung und küsste mein Schlüsselbein. Seine Hände fanden ihren Weg unter meinen Pullover, hinterließen eine brennende Spur und

zwangen mich, tiefe Atemzüge zu nehmen, um bei klarem Verstand zu bleiben.

Mein Handy kündigte einen eingehenden Videocall an.

»Das ist Dad!« Ich hatte die Zeit aus den Augen verloren. Es war bereits nach fünfzehn Uhr.

Henry ließ nicht von mir ab.

»Hörst du nicht?« Ich schob ihn mit Nachdruck von mir.

»Was für ein Timing«, murrte er.

»Hey, Dad!« Ich warf mir die Strähnen aus dem Gesicht, richtete meinen Parka und setzte ein Lächeln auf.

»Wo bist du?«, fragte Dad argwöhnisch. »In einem Mietwagen?«

»Ja, ich ...«, begann ich, auf der Suche nach einer Erklärung.

»Sag bloß, Charlotte hat dir meinen Anruf nicht angekündigt«, unterbrach er mich.

»Doch, doch, ich habe nur nicht auf die Uhr geschaut.«

Dad atmete hörbar aus und rieb sich den Nasenrücken. »Genau deswegen habe ich eine Assistentin für dich eingestellt. Damit so etwas nicht passiert. Es ist eine Sache, wenn dein Vater dich auf dem Handy kontaktieren muss, anstatt ein Gespräch unter vier Augen im Büro zu führen. Ganz anders sieht es aus, wenn du wichtige Geschäftspartner verprellst. Termine nicht einzuhalten, lässt dich unzuverlässig wirken. Und du weißt, dass sich Meinungen nur schwer ändern lassen, wenn sie sich aufgrund deiner Taten erst einmal etabliert haben.«

Ich seufzte. »Der Zeitungsartikel, ich weiß ...«

»Mr. Lancaster.« Henry schob sich ins Bild.

»Ah, mit ihm bist du also unterwegs«, stellte Dad abschätzig fest.

»Es sieht übel aus, das ist uns allen bewusst«, begann Henry. »Aber vertrauen Sie Ihrer Tochter. Genau aus diesem Grund sind wir un-



terwegs. Um dem Schaden entgegenzuwirken, bevor sich eine falsche Meinung festsetzen kann.«

»Siena, sag mir, was er damit meint«, forderte Dad mich auf.

Wenn ich das nur wüsste. Henry war das genaue Gegenteil von jemandem, der vorausschauend plante, strategisch vorging oder darauf bedacht war, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Deswegen verbrachte ich so gern Zeit mit ihm, und es war zugleich der Grund, aus dem wir nie zusammenpassen würden.

»Es ist –«

»Eine Überraschung«, unterbrach mich Henry.

Ich musste Dads Reaktion nicht abwarten, um mir sicher zu sein, dass das so ziemlich das Letzte war, was er hören wollte.

»Ich habe Sie nur um eine Sache gebeten, Mr. Lancaster«, fuhr Henry fort.

»Und das wäre?«, fragte Dad.

»Vertrauen Sie Ihrer Tochter«, wiederholte er mit Betonung auf dem letzten Wort.

Dad schaute zu mir. »Du weißt, dass ich das immer tue. Und ich hoffe sehr, dass du dir diese Scharade nicht ausgedacht hast, um dir einen Scherz mit mir zu erlauben.« Er hob die Hand, bevor ich antworten konnte. »Auf mich wartet der nächste Termin. Nur noch kurz wegen morgen ...«

»Du schaffst es nicht, zum ersten Advent zu Hause zu sein?«, sprach ich das Offensichtliche aus.

»Ein, zwei Tage wird es hier noch dauern«, meinte er.

Das passte ja perfekt zu seiner Standpauke von eben. »Verstehe.«

»Kümmere dich um alles, und sieh zu, dass sich die Wogen um deinen Fauxpas glätten.«

»Genau das haben wir vor!« Henry drückte den Anruf weg.

»Haben wir das?« Er hatte mich in eine üble Lage gebracht. Wenn er keinen wirklich guten Plan hatte, würde es mich viel Zeit kosten, Dads Vertrauen zurückzugewinnen, und Henry wäre endgültig bei ihm unten durch.

»Du wirst nicht enttäuscht sein«, versprach er verheißungsvoll.

»Wenn du mir verräts–«

Er brachte mich mit einem Zeigefinger auf meinen Lippen zum Verstummen. »Überraschung bleibt Überraschung. Du wirst kein Wort von mir erfahren.«

Statt dort weiterzumachen, wo wir aufgehört hatten, lehnte er sich im Sitz zurück, nahm meine Hand und verschränkte seine Finger mit meinen.



Kurze Zeit später erreichten wir den Campus. Die Limousine fuhr zu der Parkanlage, in der mir vor gut einer Woche mein Zusammenreffen mit Henry zum Verhängnis geworden war. Mir wurde flau im Magen.

»Wenn du vorhast, was ich denke, wirst du Dad damit nicht mildestimmen können«, scherzte ich, um über meine Unsicherheit hinwegzutäuschen.

Ich schraubte meine Hand fester um Henrys und schloss in der Hoffnung, meine Nervosität loszuwerden, für einen Moment die Augen. Henry war zu sehr mit der Umsetzung seiner Überraschung beschäftigt, um meine Anspannung zu bemerken.

Er lehnte seine Schulter gegen meine, seine Finger wanderten spielerisch mein Bein hinauf. »Um das zu machen, was dir durch dein süßes Köpfcchen geht, müssen wir nicht bis zum Aussteigen warten.«



»Du bist wirklich unersättlich«, tadelte ich ihn und schob seine Hand weg.

»Aber doch nur, weil du so unwiderstehlich bist.« Er griff nach einer meiner Strähnen, wurde aber unterbrochen, als die Limousine mit einem sanften Ruck zum Stehen kam.

Henry knurrte genervt, setzte sich auf und bot mir die Hand an, um mir aus dem Wagen zu helfen. Er führte mich auf den Platz in der Mitte des Parks, wo uns alle sehen konnten. Es gab keinen Grund, nervös zu sein, denn hier würde selbst ein Playboy wie Henry nichts Unanständiges tun. Meine Anspannung ließ allmählich nach und wurde von Neugier ersetzt. »Du spannst mich wirklich auf die Folter.«

»Einen Moment noch«, bat er und nahm meine Hände. In seinen Augen funkelte eine Art Stolz, wie ich ihn schon öfter bei Henry gesehen hatte – immer dann, wenn es ihm gelungen war, durch Tricks und Täuschungen einem lästigen Familienurlaub zu entkommen oder eine schlechte Note aufzubessern. »Schließ die Augen.«

Ich blinzelte durch die Lider. »Muss das sein?«

»Vertrau mir einfach«, bat er.

Das war leichter gesagt als getan. Ich kannte Henry gut genug, um zu wissen, wie überdreht seine Ideen manchmal waren. Spaßig, oft unvergesslich, aber für gewöhnlich auch sehr riskant.

Nun verriet mir sein Blick jedoch, dass er fest davon überzeugt war, die Meinung der Presse mit seinem Vorhaben um einhundertachtzig Grad drehen zu können. Und bisher war es ihm jedes Mal gelungen, sich selbst aus den unmöglichsten Situationen unbeschadet herauszumanövrieren.

Ich atmete tief durch und schloss die Augen.

»Und jetzt?«, fragte ich nach einer gefühlten Ewigkeit, bei der es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur um Sekunden handelte.

»Pssst.« Er legte mir wieder einen Finger auf den Mund. »Hör hin.«

Ich lauschte und vernahm zarte Geigenklänge, die sich allmählich näherten. Weitere Instrumente schlossen sich an, vereinten sich zu einem Orchester, das um uns herum spielte und mir das Gefühl gab, in der Musik zu versinken wie in kühlem Wasser.

Henry nahm seinen Finger von meinen Lippen. »Und jetzt sag die Zauberworte, und schau, was passiert.«

»Let it snow?«, flüsterte ich den Titel des Stücks und schlug die Augen auf.

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Es war unglaublich, was in den wenigen Minuten in der Parkanlage entstanden war. Lichterketten funkelten in den Bäumen, Schneekanonen katapultierten daunengroße Flocken in die Luft, die sanft auf uns und das im Kreis versammelte Chicago Symphony Orchestra herabsegelten.

Wie hatte Henry das nur möglich gemacht? Ich war fassungslos und konnte mir kaum vorstellen, welche Hebel er in Bewegung gesetzt haben musste, um etwas derart Fantastisches in so kurzer Zeit zu organisieren.

Mein Herz überschlug sich vor Freude, Tränen der Rührung stiegen mir in die Augen. Es war mir gar nicht klar gewesen, dass er gewusst hatte, wie sehr ich mir den ersten Schnee des Jahres herbeisehnte.

Einige Schaulustige näherten sich, und ich wandte mich Henry zu. In seinem Blick funkelte wieder diese Zuversicht. Offenbar stand mir der Höhepunkt seiner Überraschung noch bevor. Ich rechnete mit allem, nur nicht damit, dass er vor mir auf ein Knie sank, eine Schmuckschatulle hervorzog und mir einen Verlobungsring präsentierte.

Ein Schock durchfuhr mich. War das sein Ernst? Blitzlichter tauchten uns in grelles Weiß. Es wurden Fotos geschossen, Stimmen



mischten sich unter die Musik, wurden zu einem Rauschen in meinen Ohren. Meine Gedanken überschlugen sich, sodass ich keinen einzigen zu fassen bekam.

»Henry, ich ...«, keuchte ich tonlos.

Er stand auf und steckte mir in derselben Bewegung den Ring an den Finger.

»Sie hat Ja gesagt!«, brüllte er lauthals. Er nahm mich in die Arme und drückte mich fest an sich, während um uns herum Jubel ausbrach. »Aus deinem Fake-Freund ist soeben ein Fake-Verlobter geworden«, flüsterte er mir ins Ohr und löste sich von mir. »Einfach lächeln und winken«, riet er mir und tat genau das. »Siehst du? Problem gelöst! Ab morgen wird es nur noch gute Presse über dich geben.«

Ich fühlte mich wie unter einer Glasglocke. Alles um mich herum wirkte dumpf und fern. Mir gratulierten Dutzende Leute, mit denen ich zuvor noch nie ein Wort gewechselt hatte. Unter ihnen war auch Colton, den ich kaum wiedererkannte, wenn er nicht gerade betrunken an Cheryls Ohr knabberte. Henrys Ex-Freundin Joyce umarmte mich, Clark schüttelte formell meine Hand, June reichte mir ein Glas, und Cheryl gab mir zu verstehen, dass sie eingeweiht gewesen war und sich unglaublich für mich freute.

*Lächeln und winken*, betete ich mir in Endlosschleife vor. Mein Verstand wollte nicht verarbeiten, was gerade geschehen war. Wenn das wirklich Fake sein sollte, warum hatte das niemand vorher mit mir besprochen?

Ich sollte Henry anschreien, ihn verfluchen, ihm eine Ohrfeige verpassen, die noch Tage später heiß auf seiner Wange pochen würde. Doch ich tat nichts davon. Ich hatte meinem Red-Carpet-Ich die Kontrolle überlassen. So schwer es mir auch fiel, einen klaren Gedanken zu fassen, ich wusste, dass Henry recht hatte. Zwar ganz bestimmt

nicht damit, so etwas ohne meine Zustimmung durchzuziehen und auch Dad im Unklaren zu lassen, aber die Presse würde morgen ganz anders aussehen – wenn ich brav meine Rolle spielte. Und darin war ich gut.

**Anonym**

*Herzlichen Glückwunsch!*

**Anonym**

*Spiel dein Spiel, dann erfährt niemand, was du letzte Woche in diesem Park getrieben hast.*



## REN

Alles an Rens rostigem, alten Pontiac schrie danach, dass er in dieser Ecke der Stadt nichts verloren hatte. Uptown. Wo die Reichen und Schönen wohnten, wie man sagte. Er schnaubte verächtlich, schüttelte den Kopf und zog noch einmal an seiner Zigarette.

Seit er hier stand – angelehnt an seinen Wagen, gekleidet in einen geliehenen Anzug, der ihn aussehen ließ, als wäre er auf dem Weg zu einer Beerdigung –, hatte er einige missgünstige Blicke geerntet.

Teure Kleidung und ein abgedecktes Tattoo reichten nicht aus, um in diese Welt zu passen. *Ihre* Welt, die ihm schon immer zuwider war.

Seit der ersten Zigarette beobachtete er die gegenüberliegende Villa mit dem protzigen Eingangstor. Das Anwesen war eins der größten in dieser Straße – wahrscheinlich in der ganzen Gegend. Alles strotzte nur so vor Reichtum, als stünde die Villa im Konkurrenzkampf mit den Bauten links und rechts. Und nur darum ging es, wenn man Geld im Überfluss hatte. Es spielte keine Rolle, ob man es zu Lebzeiten ausgeben konnte oder wofür. Man wollte nur allen beweisen, dass man mehr hatte, sich mehr leisten konnte, besser war. Diese Villa hätte nur deutlicher sagen können, dass darin die reichste Familie der Gegend wohnte, wenn es in fetten Buchstaben auf die Fassade gesprayt gewesen wäre.

Allmählich kam Ren sich wie ein Stalker vor. Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, bevor er den Stummel zu den anderen auf den Boden warf.

Gedankenverloren nahm er die verbeulte Packung aus seiner Innentasche und wollte die nächste Zigarette herausklopfen. Stattdessen schlug er sich die halb leere Packung grübelnd auf die Handfläche, traf eine Entscheidung und steckte sie wieder weg.

Dann überquerte er die Straße.

Hätte er noch länger dort verharrt, unfähig zu tun, weswegen er hergekommen war, wären am Ende noch die Bullen aufgetaucht. Und Ärger mit denen war das Letzte, was er gebrauchen konnte.





## HIT ME WITH YOUR BEST SHOT

**Sonntag, 30. November 2025:** Ich verbrachte den Großteil des Tages in meinem Bett und starrte immer wieder die Nachricht von Anonym an. *Spiel dein Spiel.* Hatte ich denn eine Wahl?

Zwischen Henry und mir herrschte Funkstille, nachdem ich ihm gesagt hatte, wie unmöglich es gewesen war, mich mit dieser Sache zu überfallen. Den Verlobungsring hatte ich bei der erstbesten Gelegenheit abgestreift und im Badezimmer in die Schmuckablage gelegt, wo er, wenn es nach mir ginge, auch bleiben konnte.

Dads Reaktion schürte meine Verzweiflung noch. Er war von der Lösung begeistert, ging nicht darauf ein, wie unwohl ich mich dabei fühlte, sondern wiederholte bloß, was mir Henry bereits gesagt hatte. Es ist nur für die Öffentlichkeit, nur eine gut getimte Inszenierung, um von den Gerüchten abzulenken, die den Namen unserer Familie beschmutzten. In ein paar Monaten würden wir die Verlobung wieder lösen, und bis dahin ... *Spiel dein Spiel.*

Es musste bereits nachmittags sein, als Cheryl anrief.

Ich hob ab. »Keine Glückwünsche bitte.«

»Ich mach mir nur Sorgen, weil ich nichts von dir gehört habe.«

»Das wundert dich?« Ich setzte mich auf. »Ihr habt mich mit der

Verlobung überfallen. Ich kann es immer noch nicht glauben! Und ich kann erst recht nicht so tun, als wäre alles wunderbar.«

»Ist es das denn nicht?«, fragte sie. »Du musst ihn nicht heiraten, du kannst es einfach genießen, solange es anhält. Und ich bleibe dabei, dass du mehr für ihn empfindest, als du zugeben willst. Vielleicht hilft der kleine Schubs sogar, dir darüber klar zu werden.«

»Ich wollte nicht geschubst werden«, gab ich zurück, nahm mein Handy und lief barfuß zum Fenster. Die Vorhänge waren noch zugezogen, weil ich Martha am Morgen weggeschickt hatte, bevor sie lüften konnte. Ich linste durch den Spalt in der Mitte nach draußen. Die Kälte war förmlich greifbar, geschneit hatte es trotzdem nicht. Vielleicht blieb künstlicher Schnee alles, worauf ich dieses Jahr hoffen konnte.

»Es ist manchmal nötig, geschubst zu werden. Und so oft, wie du mir hilfst, war es an der Zeit, mal etwas für dich zu tun. Wenn du mit Henry zusammen bist, ist da etwas Besonderes zwischen euch. Das merkt jeder. Nur du nicht. Ich wünschte so sehr, dass es zwischen Colton und mir genauso sein könnte.«

»Vor ein paar Tagen hast du mir noch erzählt, dass Henry sich nur die Zeit mit mir vertreibt.«

»Ich war vielleicht etwas eifersüchtig auf euch«, gab sie zu. In ihren Worten lag eine tiefe Melancholie.

»Das wusste ich nicht«, sagte ich abwesend. Mein Blick war an einem grauen Auto auf der anderen Straßenseite hängen geblieben. Ob es eine Panne hatte? In dieser Gegend sah man alte Autos eigentlich nur, wenn es sich um Oldtimer handelte, was bei diesem Pontiac nicht der Fall war. Irgendetwas irritierte mich noch. Mir kam der Wagen bekannt vor. Aber wo konnte ich ihn gesehen haben? Auf dem Campus?

»Wirklich nicht?«, hakte Cheryl nach. Ihre Stimme klang gepresst.

Ich lehnte mich an die Wand. »Ich weiß, wie wichtig dir Colton



ist, und ich hätte dir auch gewünscht, dass es zwischen euch funktioniert.«

»Wahrscheinlich hätte mich nur jemand zum richtigen Zeitpunkt in die richtige Richtung schubsen müssen«, sagte sie schwermütig.

»Ich weiß nicht.« Meine Gedanken kreisten um ihre Theorie. »Im Nachhinein glaubt man immer zu wissen, zu welchem Zeitpunkt eine andere Entscheidung besser gewesen wäre. Aber niemand kann sagen, wohin dich der andere Weg geführt hätte. Vielleicht wärt ihr noch zusammen, aber wärt ihr auch glücklich?«

»Versprich mir nur eins«, bat sie. »Wenn du eine Chance siehst, mach dasselbe mit mir wie ich gestern mit dir: Schubs mich direkt in seine Arme.«

»Ich merk's mir«, versprach ich.

Martha klopfte an und blieb zögerlich im Türrahmen stehen. Ich gab ihr mit einem Nicken zu verstehen, dass sie ruhig hereinkommen konnte.

»Ich muss Schluss machen, okay?«

»Fühl dich gedrückt!« Cheryl schickte mir ein paar Luftküsse und legte auf.

»Haben wir einen Gast?«, fragte ich mit Blick auf den Wagen gegenüber der Villa.

»Nein, es ist den ganzen Tag ruhig. Also, an der Tür. Das Telefon hingegen steht gar nicht mehr still. Vielleicht willst du etwas essen und dann ein paar Anrufe entgegennehmen?«

»Das mit dem Essen klingt gut«, stimmte ich ihr zu. »Und das Problem mit den Anrufen lässt sich lösen, wenn wir den Telefonstecker ziehen.«



Auch wenn ich mir den ersten Advent anders vorgestellt hatte, nahm ich am Ende doch ein paar der Anrufe entgegen, beantwortete Fragen und bedankte mich für die Glückwünsche. Mit jeder Mail, jedem Like, jedem freundlichen Wort am Telefon war es mir leichter gefallen, in meine Rolle zu finden. Am Abend lag ich trotzdem schlaflos im Bett.

Obwohl ich mir sagte, dass ich dem Plan wahrscheinlich zugestimmt hätte, wenn ich eingeweiht gewesen wäre – es also keinen Grund gab, wütend zu sein –, brachte ich es nicht fertig, Henry zu verzeihen. Wie auch? Ich hatte mich selten so machtlos gefühlt wie nach seinem Antrag, als er eine Antwort von mir verkündet hatte, die nie über meine Lippen gekommen war.

Dieser Gedanke verfolgte mich bis in meine Träume. Ich stand wieder als junge Peggy Lancaster auf der Bühne, schaute zu dem Pianisten – der aussah wie geradewegs aus dem zerknickten, verblichene Foto entsprungen – und wandte meinen Blick anschließend nach vorn. So vieles brodelte in mir. So viele Ängste und Zweifel. Ich war verloren, hatte mich verirrt und fand den Weg zurück zu der Person nicht mehr, die tief verborgen unter diesen Ängsten kauerte, sich versteckte. Aber sie war da. Ich spürte sie, konnte sie beinahe greifen und öffnete den Mund, weil alles in mir danach verlangte, sie freizulassen und wieder zu ihr zu werden. Dazu musste ich bloß singen. Weiter nichts. Nur ein Lied.

Doch als ich ans Mikrofon trat, kam kein Ton aus meiner Kehle. Verzweifelt schaute ich zu dem Pianisten, der stumme Tasten anschlug, ohne den Blick zu heben, sodass meine Hilflosigkeit von ihm unbemerkt blieb.

Ich schrie, aber niemand hörte mich.

Als die Stille um mich herum so erstickend geworden war, dass sie



mir die Luft zum Atmen nahm, war ich allein in der Dunkelheit. Die Bühne, das Mikrofon, das Klavier, alles war in unerreichbare Ferne gerückt, und ich war zu dem zusammengekauerten Ich geworden, das ich versucht hatte zu befreien.

**Montag, 01. Dezember 2025:** Ich schrak hoch und saß sofort aufrecht im Bett. Mein Herz pochte wie wild, nicht weit entfernt spielte ein Klavier und ließ mich daran zweifeln, dass ich wirklich wach war, bis der Traum allmählich zu vagen Bildern verblasste.

Die Melodie, die sich allem Anschein nach genau wie meine Ängste in mein Unterbewusstsein geschlichen hatte, drang durch die Tür in mein Zimmer. Ein Weihnachtslied.

Auch wenn Dad bei unserem Videocall das Gegenteil behauptet hatte, konnte diese bezaubernde Überraschung, mich mit einem Weihnachtslied zu wecken, nur bedeuten, dass er nun doch nach Hause gekommen war.

Ich schlüpfte in meinen Morgenmantel und fühlte mich ein wenig wie ein Kind am Weihnachtsmorgen, als ich barfuß aus meinem Schlafzimmer trat. Grandmas Flügel war im Vorraum weiter nach hinten geschoben worden und wurde von einem prachtvollen Weihnachtsbaum verdeckt. Darunter stapelten sich, ganz nach europäischer Art, vierundzwanzig durchnummerierte, in Goldfolie verpackte Vorweihnachtsgeschenke.

Ich schlug mir vor Staunen die Hände vor den Mund. Dad liebte diese Tradition und übertraf sich jedes Jahr selbst. Bei allem, was in den letzten Tagen schiefgelaufen war, hatte ich die Adventszeit fast völlig vergessen.

Wie ich Dad kannte, versteckte er sich hinter dem Baum und trug eine kitschige Zipfelmütze oder ein Geweih – was man einem

seriösen und stets akkurat gekleideten Geschäftsmann wie ihm nie zutrauen würde. Einmal im Jahr zur Weihnachtszeit – und nur für mich – war er niemand anderes als ein liebender Vater, und genau den wollte ich in die Arme schließen.

Ob er tatsächlich seine Klavierkenntnisse aufgefrischt hatte und für mich spielte? Nach einer Aufnahme klang es jedenfalls nicht. Voller Vorfreude schlich ich auf Zehenspitzen um den Baum und erstarrte erschrocken. Es war nicht Dad, der am Flügel saß. Es war ein Fremder!

Sofort schlang ich mir den Morgenmantel fester um den Körper. Mein Herz pochte schneller.

Das dunkle, volle Haar des Mannes war mit Gel gebändigt und streng zurückgekämmt. Nur ein paar widerspenstige Strähnen hatten sich gelöst und hingen ihm vor dem gesenkten Gesicht, sodass ich nicht viel davon erkennen konnte. Er trug einen Anzug von der Stange, der nicht einmal gebügelt war, ohne Krawatte oder Manschettenknöpfe. Ein Mitarbeiter der Lancaster Corp hätte sich diesen Fauxpas nie erlaubt.

Wer zur Hölle war das?

Und wie war er in die Villa gekommen?

»Siena«, sprach mich jemand an. Ich schrie vor Schreck auf, als mir Martha auch schon ihre Hand auf den Arm legte und mich damit beruhigte.

»Du hast mich zu Tode erschreckt«, keuchte ich erleichtert.

»So vertieft in die Musik?«, fragte Dad. Seine Stimme kam von einem Tablet in Marthas Hand. »Guten Morgen, mein Schatz!«

»Hast du ...?« Ich deutete auf den Pianisten.

»Wenn ich schon nicht bei dir sein kann, will ich dir wenigstens eine ganz besondere Adventszeit bescheren. Du hast den jungen Herrn Ren Seaver bestimmt gleich wiedererkannt.«



Der Name sagte mir nichts, doch allmählich ging mir ein Licht auf.  
»Der Abend im Green Mill. Ich hatte dir von dem Pianisten erzählt.  
Wie hast du das hinbekommen?«

»Ich habe etwas herumtelefoniert und den ein oder anderen Ge-  
fallen eingefordert«, meinte Dad. »Nichts, was mir meine Prinzessin  
nicht wert ist. In fünfzehn Minuten habe ich ein wichtiges Meeting,  
also schnapp dir schnell dein erstes Geschenk. Ich will dein Gesicht  
sehen, wenn du es auspackst.«

»Du setzt mich ganz schön unter Druck«, scherzte ich, während  
ich das Päckchen heraussuchte.

Unter der Folie kam ein Kaschmirpullover zum Vorschein, der fast  
mit dem identisch war, den mir Dad letzten Monat geschenkt hatte.

»Wie wunderschön!«, stieß ich freudig aus, setzte ein breites Lä-  
cheln auf und drückte mir den Pullover an die Brust. »Danke, Dad!«

»Ich weiß, du liebst Kaschmir.«

»Über alles«, bestätigte ich, auch wenn das nicht der Wahrheit  
entsprach. Als Kind hatte ich lange Zeit nichts anderes als einen ab-  
genutzten Kaschmirpullover von Mom tragen wollen. Irgendwann  
war das alte Teil nicht mehr zu retten gewesen, und ich hatte tage-  
lang geweint, bis mir Dad einen neuen Kaschmirpullover geschenkt  
hatte. Er war kein Ersatz für Moms gewesen, aber ich hatte aufge-  
hört zu weinen, weil ich Dad nicht mehr traurig machen wollte. Ich  
wollte ihn wieder lächeln sehen, also lächelte ich. Genau wie beim  
Öffnen des Geschenks, damit Dad kein schlechtes Gewissen haben  
musste, nur weil er es nicht nach Hause schaffte. Ich strahlte für ihn  
bis über beide Ohren und warf dem Tablet einen Kuss zu. »Du bist  
der Allerbeste!«

»Deine Freude ist jeden Preis wert«, versicherte mir Dad. »Oh, wie  
es aussieht, muss ich dann auch los.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, hatte er die Verbindung unter-  
brochen.

»Er hat es zumindest versucht«, sagte Martha.

»Das ist schon okay, ich bin keine Zwölfjährige mehr, bei der die  
Tränen kullern, weil Daddy auf Geschäftsreise ist.« Manchmal kam  
es mir vor, als würde ich in Marthas Augen immer dieses kleine Mäd-  
chen bleiben. Und wenn ich ehrlich war, behandelte mich Dad auch  
nicht viel anders.

»Vielleicht willst du dich erst einmal umkleiden?« Martha schielte  
unauffällig zu dem Pianisten, woraufhin ich meinen Morgenmantel  
wieder enger um mich zog.

Sein Auftritt im Green Mill hatte Eindruck bei mir hinterlassen.  
Dass *mein* erster Eindruck bei ihm der einer schlafzerknautschten  
jungen Frau in flattrigem Morgenmantel war, hätte ich gern rück-  
gängig gemacht.

Ich beeilte mich im Badezimmer und kehrte nach wenigen Minu-  
ten zurück. Die Musik war verklungen, am Flügel saß niemand mehr.  
Martha war noch dabei, Ordnung zu schaffen.

»Er ist bereits gegangen?«, fragte ich verwundert.

»Der junge Mann hatte es ziemlich eilig«, bestätigte sie.

Ich atmete enttäuscht aus. »Zu schade, ich hätte gern ein paar  
Worte mit ihm gewechselt.«

»Dazu wirst du noch genug Gelegenheit haben. Dein Vater hat ver-  
anlasst, dass er bis Weihnachten engagiert ist. Er wird jeden Morgen  
für dich spielen.«

»Wirklich? Warum hast du ihm das nicht ausgedrückt? Das ist viel  
zu viel des Guten.« Es ging mir nah, welchen Aufwand Dad jedes Jahr  
für mich trieb. Und jedes Mal versuchte er, das Vorjahr zu übertref-  
fen. Dabei wünschte ich mir nur ein paar gemütliche Stunden mit ihm.



»Du weißt, wie dein Vater ist«, meinte sie. »Für seine Prinzessin ist ihm nichts zu teuer.«

Das zweifelte ich auch nicht an. In meiner Kindheit hatte ich jedes seiner Geschenke über alles geliebt, weil sie mir zeigten, dass er mich nicht vergessen hatte, dass ich ihm wichtig war und er an mich dachte, selbst wenn er kaum Zeit für mich aufbringen konnte. Doch mit den Jahren war mir die Erkenntnis gekommen, dass sich Liebe nicht kaufen und Nähe nicht durch Geschenke ersetzen ließ.

Zu dieser Einsicht zu gelangen, war ein harter Weg für mich gewesen. Ich war damit aufgewachsen, dass man sich Zuneigung kaufen konnte. Weil mir genau das vorgelebt wurde.

Lange war mir nicht klar gewesen, dass ich dieses Verhalten übernommen hatte und es bei meinen Freunden nicht anders machte. Ich hatte mir ihre Freundschaft erkauft, sie mit teuren Geschenken an mich gebunden und mich trotzdem immer allein gefühlt.

Die Erfahrung zu machen, dass die Menschen, die Zeit mit einem verbrachten, bloß auf teure Geschenke aus waren und keine echte Zuneigung empfanden, war hart gewesen und nagte noch immer an mir. Und so hatte all das, was Dad zur Weihnachtszeit für mich tat, einen bitteren Beigeschmack.

**Dienstag, 02. Dezember 2025:** Ich war bereits lange vor Sonnenaufgang wach und fühlte mich, als hätte ich kaum eine Minute geschlafen. Es kam mir fast wie Hohn vor, dass der Pianist ausgerechnet *Let it Snow* anstimmte, um mich zu wecken.

Anstelle des Morgenmantels lag meine Sportkleidung bereit. Ich zog mich an und folgte der Musik bis zum Flügel meiner Grandma. Es war fantastisch zu hören, wie er nach so langer Zeit wieder zum Leben erweckt wurde. Er hatte nichts von seinem Charme und der

Tiefe seiner Klänge verloren. Die Melodie erfüllte den Raum wie die Luft zum Atmen. Was wären wir bloß ohne Musik?

Falls der Pianist mitbekommen hatte, dass ich mich ihm leise näherte, ließ er es sich nicht anmerken. Er wirkte wie von seinem Spiel hypnotisiert, hielt den Blick gesenkt, statt sich auf die Noten zu konzentrieren, und ließ seine Finger auf eine Weise über die Tasten fliegen, die einem Tanz gleichkam.

Wie sehr ich ihn für sein Talent beneidete. Ich atmete tief durch, nahm die Musik in mich auf und stützte mich mit den Ellbogen auf dem Deckel des Flügels ab, um meinen Kopf in die Hände zu legen.

»So wunderschön.« Ich seufzte, schrak aber gleich darauf hoch und wich unweigerlich zurück, weil er plötzlich kraftvoll in die Tasten geschlagen und mir damit einen Schrecken eingejagt hatte.

Im ersten Moment dachte ich mir nichts dabei, doch mir entging nicht, dass er kaum merklich zu mir aufschaute und mich mit dunklem Blick anfunktete.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ich. Gestern war es kein Problem gewesen, dass ich mich während seines Spiels unterhalten hatte. Heute reichte ein einziges Wort aus, um so eine Reaktion zu provozieren?

Unbeirrt spielte er weiter. Ich trat wieder näher an den Flügel heran, legte eine Hand auf den Deckel und war mir nicht sicher, ob ich es dabei belassen oder ihn zur Rede stellen sollte.

Wieder warf er mir einen flüchtigen Blick zu. »Ein Steinway-Flügel ist kein Stehtisch.«

Ich blinzelte verwirrt und schaute zu meiner Hand auf dem hochglanzpolierten Deckel. War ihm entgangen, dass es mein Flügel war, von dem er sprach? Es war nichts Neues für mich, dass Künstler exzentrisch sein konnten, aber mich zurechtzuweisen, weil ich mich auf meinem eigenen Flügel abstützte, war mehr als dreist.



Ich trommelte mit den Fingern. »Ich weiß, was ein Steinway ist. Und ich weiß, wie viele Pianisten sich danach sehnen, einmal in ihrem Leben auf so einem Flügel spielen zu dürfen. Es muss eine ganz besondere Ehre für dich sein, nicht wahr?«

»Die größte«, sagte er gepresst. Seine Stimme triefte vor Verachtung.

Es war demütigend, dass er mir eine so deutliche Abneigung entgegenbrachte. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, mich kennenzulernen. Und ich bewunderte ihn auch noch.

Ich wusste nicht, ob es ihm tatsächlich nur um das Instrument ging oder etwas anderes im Klang seiner Stimme mitschwang. Doch ich verkniff es mir, nachzufragen. Die wenigen Worte, die wir an diesem Morgen gewechselt hatten, reichten mir völlig aus.

»Sehr schönes Spiel jedenfalls«, sagte ich mit aller Freundlichkeit und überließ ihm den Flügel.

»Miss Lancaster?«, rief mir Martha zu. »Dein Vater bat mich, ein paar Fotos zu machen, wenn du ein Päckchen öffnest.«

»O ja, natürlich.« Ich packte eine diamantbesetzte Kette aus und lächelte für Dad in die Kamera.

Dass der Pianist ausgerechnet zu diesem Szenario *Santa Baby* anstimmte, konnte nur ein Seitenhieb sein. Mich mit *Let it Snow* zu wecken, war demnach auch kein Zufall, sondern blanker Hohn gewesen.

Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, den begabten jungen Pianisten aus dem Green Mill kennenzulernen. Vom ersten Moment an war ich in seine Musik verliebt gewesen. Und nun hatte sich herausgestellt, dass er zu den Menschen gehörte, die mich nur danach beurteilten, was sie in der Zeitung über mich gelesen hatten. Das machte mich wütend, vor allem aber traurig.

»Dein Pilatestrainer wartet im Fitnessraum auf dich«, erinnerte mich Martha und riss mich damit aus meinen Gedanken.

Ich rieb mir den Nasenrücken. »Sag ihm, ich komme gleich.«

Sie nickte und verließ das Vorzimmer.

Das Klavierspiel endete, und ich rang mit mir, dem Pianisten zu sagen, dass er morgen nicht wiederkommen musste. Ich hatte genug Ärger am Hals und brauchte nicht noch mehr davon.

Er trat hinter dem Weihnachtsbaum hervor, und meine Gedanken verstummten. In seinen Bewegungen spiegelte sich sein Talent wider. Es lag eine mühelose Selbstverständlichkeit darin, ohne jedes Zögern, als beherrsche er nicht nur seinen Körper, sondern den ganzen Raum – mich eingeschlossen.

Ich hatte ihn mir nicht so groß vorgestellt. Er war drahtig gebaut, mit breiten Schultern, schmalen Hüften und einer Ausstrahlung, die aus irgendeinem Grund die Erinnerung an ein Gedicht aus meiner Schulzeit in mir weckte.

*Und hinter tausend Stäben keine Welt ...*

Er schaute mich nicht an, ging geradewegs an mir vorbei, und ich regte mich nicht. Ich fühlte mich wie neben mir stehend – unfähig, mich zu bewegen, geschweige denn ihn anzusprechen und ihm meine Meinung zu sagen.

Als er meine Schulter streifte, blieb er kurz stehen. »Jetzt aber schnell zum Privattrainer, kleines Prinzesschen«, raunte er nah an meinem Ohr. Seine dunkle Stimme löste einen Schauer in mir aus, der mir erschreckend vertraut vorkam.

Eine beängstigende Erkenntnis durchfuhr meinen Körper, und ich verstand mit einem Mal, warum er diese Wirkung auf mich hatte. Er war kein Fremder für mich!

Wir waren uns schon einmal begegnet.



Auf dem Parkplatz der Autowerkstatt.

Diese Stimme ...

Ich täuschte mich nicht.

Er musste es sein.

Ich wirbelte herum, wollte ihn zur Rede stellen, blieb aber stumm.

Er *konnte* nicht der Typ mit der Zigarette sein. Das Tattoo an seinem Hals fehlte. Hatte ich mich doch geirrt?

Es war wie ein Déjà-vu gewesen. Die Kälte war mir in die Glieder gefahren, als wäre ich wieder dort draußen im Dunkeln, hilflos und mich mit aller Macht an eine innere Stärke klammernd, von der ich nur hatte hoffen können, sie tief in mir zu finden.

Ich schüttelte den Kopf. Es musste etwas an seiner Art zu gehen, am Klang seiner Stimme oder an seinem Duft sein, das die Erinnerung an diesen Abend in mir wachgerufen hatte. Oder es lag schlichtweg an der Tatsache, dass er mich genauso wütend machte wie dieser Fremde.



»Guten Morgen, Siena, wie geht es dir heute?«, begrüßte mich Dave beim Betreten des Fitnessraums.

»So weit gut.« Ich stellte mich vor die Spiegelwand und begann mit einfachen Dehnübungen. »Nur an meiner Kondition muss ich noch arbeiten.«

»Wie ich höre, darf man gratulieren.« Er ging zur Musikanlage. »Die übliche Playlist?«

»Nein«, lehnte ich ab und bezog mich dabei nicht auf die Playlist. Das Gesicht, das mir im Spiegel entgegenblickte, war von harten Zügen gezeichnet. Keine Unsicherheit, kein verängstigter Blick, keine

Zurückhaltung im Feuer meiner Augen. All die Gefühle, die mich in den letzten Tagen beherrscht und bis in meine Träume verfolgt hatten, waren nicht von einem Augenblick zum nächsten verschwunden. Sie waren noch da, aber ich klammerte mich an die Wut, die in mir tobte und eine Stärke mit sich brachte, unter der ich das alles vergraben konnte.

»Wir nehmen die Power-Playlist«, entschied ich.

Für sanfte Klänge war ich viel zu sehr auf Angriff gepolt. Ich musste diese aufgestaute Wut in mir kanalisieren, und das ging am besten mit einem Song, der alles widerspiegelte, was in mir vor sich ging. In diesem Moment war kein Lied besser geeignet als *Hit Me With Your Best Shot* von Pat Benatar.

*Du bist also besonders hart?*

*Du teilst gern aus?*

*Dann leg los.*

*Triff mich mit deinem härtesten Schlag.*

*Versuch es.*

*Ich kann das einstecken.*

*Ich stehe wieder auf.*

*Und dann bin ich an der Reihe.*



## REN



## DIED IN YOUR ARMS

Der laute Knall, als er die Fahrertür zuschlug, schreckte ein paar Hunde in der Gegend auf. Wahrscheinlich auch ein paar Leute, die hier wohnten.

Ren zerrte am Kragen seines Hemds. Es fühlte sich an, als würde es ihm die Luft abschnüren. Doch das war es nicht, was ihn schneller atmen ließ. Es war die Wut, die in ihm tobte. Wut auf sich selbst, auf sein Versagen. Er hatte nicht vorgehabt, sich mit Siena Lancaster anzulegen.

Das war es nicht wert.

Er klappte die Sonnenblende nach unten und kontrollierte seinen Hals im Spiegel. Wenigstens hatte das Make-up gehalten.

Wenn er seinen Plan durchziehen wollte, durfte er sich kein weiteres Mal von ihr provozieren lassen. Doch wie sollte das gehen? Ein Blick von ihr, und er verlor jede Beherrschung. Sie durchbrach mit Leichtigkeit die Kälte, in der er all die Gefühle, die er nicht ertragen konnte, zu Eis hatte gefrieren lassen. Sie nahm ihm die Kontrolle. Und das machte alles zunichte.

**Mittwoch, 03. Dezember 2025:** Mir tat am Morgen nach dem Training jeder Muskel im Leib weh. Aber das war es wert gewesen. Ich fühlte neuen Tatendrang in mir. Mir war klar geworden, dass es Dinge gab, die ich nicht ändern konnte, ich deswegen aber nicht hilflos war. Hätte ich schon mit sechzehn gewusst, was ein bisschen freigesetztes Serotonin bewirken konnte, hätte ich früher mit Pilates angefangen.

Als der Pianist eintraf, saß ich bereits mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Konzertflügel meiner Grandma. Passend zum Prinzesschen, für das er mich hielt, trug ich lange Fingernägel, pinke Manolo Blahniks und ein weißes Rüschenkleid.

»Guten Morgen!«, begrüßte ich ihn mit aufgesetzter Fröhlichkeit und klimperte mit meinen Wimpern.

Ren Seaver betrachtete mich von oben bis unten. Die Abscheu in seinem Blick kannte ich bereits. Sie tat mir nicht mehr weh, weil ich wusste, dass die Menschen, die mich so anschauten, keine Ahnung hatten, wer ich wirklich war. Es ging im Grunde nicht um mich, also ließ ich mich davon auch nicht aus der Ruhe bringen.

»Passe ich jetzt gut in das Bild, das du von mir hast?«, fragte ich herausfordernd und deutete an mir herunter.



Er umrundete den Flügel und nahm Platz. »Das Diadem fehlt.«  
»Ist notiert und wird besorgt.« Ich zückte mein Handy und schoss ein paar Fotos von uns. »Wie wäre es mit einem Selfie für Insta? Immer schön lächeln!«

Er ignorierte mein Schauspiel gekonnt.

Ich drehte mich auf den Bauch, stützte mich auf den Ellbogen ab und wippte mit überkreuzten Beinen. »Womit werde ich heute überrascht? *Winter Wonderland?* *Silent Night?*«

Nun hob er doch den Blick und schaute mich direkt an. Eine Dunkelheit beherrschte seine Augen, die etwas ganz anderes verbarg als nur Abscheu. Es war, als könnte ich unter die Oberfläche dieser Dunkelheit blicken, wenn ich nur tief genug hinsah. Doch der Versuch weckte in mir das Gefühl, darin zu versinken wie in Treibsand. Es gelang mir nicht, mich von ihm zu lösen, bis er die Hände hob und mit einer dröhnenden Wucht Beethovens Fünfte anschlug.

Mein ganzer Körper bebte, doch ich rührte mich nicht. Ich lächelte weiter aufgesetzt und erwiderte seinen beißenden Blick.

»Das ist kein Weihnachtslied«, sagte ich gefasst.

Er richtete sich langsam auf und kam mir so nah, dass ich nicht wusste, ob er mich packen und vom Flügel zerren wollte oder glaubte, mich durch seine bloße Nähe einschüchtern zu können.

Die Anspannung zwischen uns war genauso greifbar wie jede einzelne Note, die er voller Kraft spielte. Mein Herz pochte wild, mein klares Denken hatte ausgesetzt.

Ich war meisterhaft darin, mich anzupassen, Kompromisse zu finden, Rollen zu spielen. Aber in diesem Augenblick wollte ich das nicht. Zurückweichen kam nicht infrage. Ich wollte diejenige sein, die ihn zurücktrieb, wollte die Oberhand gewinnen, wollte diesen Kampf – wenigstens diese eine Runde – für mich entscheiden.

Ich musste um jeden Preis gewinnen und fühlte mich dabei so fremd in meiner eigenen Haut und gleichzeitig so angekommen in mir selbst wie selten zuvor.

»Wenn ich die Prinzessin bin, wer bist du dann?«, fragte ich leise, aber bestimmt.

Ich ließ meine Hand zu den Tasten sinken, und noch bevor er merkte, was ich tat, klimperte ich die ersten Noten der schnellen, heiteren Tonabfolge, die der harten Eröffnung des Beethovenstücks folgte.

Damit kriegte ich ihn. Diesmal war er es, der wie vom Donner gerührt zurückwich.

»Du ...!«, entfuhr es ihm, und schon hatte er meinen Arm gepackt.

Mir blieb nicht die Zeit, mich loszureißen, denn im selben Moment gewann er seine Beherrschung zurück und ließ von mir ab.

Auf dem Weg zu den Tasten glitten seine Finger in einer zarten Berührung über meine Haut, was nicht nur Wärme in mir auslöste, sondern auch das Gefühl weckte, seine Hand halten zu wollen.

Mein ganzer Körper kribbelte. Ich schaute zu Ren auf, verlor mich erneut in seinen Augen und glaubte, ganz nah an der Oberfläche erahnen zu können, was zuvor tief in ihm vergraben gewesen war.

Ein Geräusch von der anderen Seite des Raums schob sich zwischen uns. Flüchtig wandte ich mich um. Martha war eingetreten.

»Wie wäre es mit *Jingle Bell Rock?*«, fragte Ren gepresst. Er mied es, mich weiter anzuschauen, und der raue Klang seiner Stimme verriet, dass er um jedes einzelne Wort gerungen hatte. Er wollte mir ganz andere Dinge sagen, zwang sich aber zur Selbstkontrolle, und als er erneut zu spielen begann, war es, als würde sich ein Schleier über ihn legen. Ich und die Welt um ihn herum verschwanden dahinter – genau wie alles, was ihn zuvor beherrscht hatte: die Wut und seine



Abneigung, selbst die bittere Einsicht, dass er den Kampf gegen mich verloren hatte. Es gab nur noch ihn und die Musik.

Ich rutschte vom Flügel.

»Wie hübsch du heute Morgen aussiehst«, meinte Martha mit Fragezeichen im Gesicht. »Steht ein besonderer Termin an? Ein Kostümfest?«

Ich lachte. Martha hatte recht, dieser Aufzug sah gar nicht nach mir aus. War zu verspielt. Passend zu der Prinzessin, die ich nicht war.

»Ich wollte nur mal etwas Neues ausprobieren«, meinte ich.

»Vielleicht mit anderen Schuhen?«

»Oder einem Diadem«, murmelte ich mit Blick zu Ren.

»Wie bitte?«, hakte Martha nach.

»Ach, nichts.«

»Charlotte wartet bereits draußen, also sollten wir schnell das Foto für Mr. Lancaster schießen.«

Nachdem ich mein Geschenk ausgepackt hatte, wartete ich an der Zimmertür auf Ren und streckte ihm als Friedensangebot die Hand entgegen. »Siena Lancaster, es wäre schön, wenn wir uns kennenlernen könnten.«

Er betrachtete meine Hand, als wäre sie mit Gift beschmiert, und schob sich an mir vorbei durch die Tür.

»Ich kenne dich besser, als du glaubst«, raunte er mit dunkler Stimme.

Wieder kam es mir vor, als würde mich die Kälte der Nacht auf dem Parkplatz umfassen. Mein Herz pochte heftig, meine Knie wurden weich, und die Machtlosigkeit, die mich zu überwältigen drohte, schürte erneut meinen Kampfwillen. Wie gebannt schaute ich ihm nach. War er doch der Fremde mit der Zigarette? Zumindest war er

an dem Abend im Green Mill gewesen und hätte die Möglichkeit gehabt, Cheryl und mir auf dem Parkplatz aufzulauern.

»Ich will morgen früh schwimmen«, sagte ich so leise, dass ich mir nicht sicher war, ob Martha mich gehört hatte. »Kannst du veranlassen, dass der Flügel in den Poolanbau gebracht wird?«

»Bist du sicher?«, fragte sie verduzt.

»Ja, ganz sicher.«

Wenn auch nur die geringste Möglichkeit bestand, dass Ren und der Fremde vom Parkplatz ein und dieselbe Person waren, musste ich es herausfinden. Ich entschuldigte mich bei Charlotte und ging auf direktem Weg zum Arbeitszimmer meines Vaters.

Es dauerte nicht lange, bis ich Rens Arbeitsvertrag in Dads Stapel ungeöffneter Zustellungen gefunden hatte. Ich sank auf den Bürostuhl und überflog seinen Lebenslauf. Bright Path Preschool, Lake Forest Academy, Musikstudium an der University of Chicago. Das las sich fast zu perfekt.

Ich holte mein Handy heraus und wollte Clark anrufen, doch eine neue Benachrichtigung auf dem Sperrbildschirm hielt mich davon ab.

### Anonym

*Du spielst nicht sehr überzeugend.*

Meine Gedanken begannen wieder zu rotieren, Fragen setzten sich in meinem Kopf zusammen, Angst färbte sie ein. Doch ich wischte sie genauso weg wie die Nachricht auf dem Display.

Wenn ich mich auf Anonyms Spiel einließ, würde mich das nur mürbe machen, mich um den Verstand bringen und mir den Schlaf rauben. So weit durfte ich es nicht kommen lassen.

Ich atmete tief durch und rief wie geplant Clark an.



»Hey, Clark, kannst du mir einen kleinen Gefallen tun?«

»Wenn es um unser Referat geht –«

»Nein, ich bin mit meinem Part durch«, versicherte ich ihm. »Es geht um etwas anderes. Du arbeitest doch im Direktorat, nicht wahr?«

Er zögerte. »Ja schon, aber ich kann keine Noten ändern oder so was.«

»Du hast aber Zugriff auf die Liste der eingeschriebenen Studierenden, oder?«, fuhr ich fort.

»Schon, aber um Änderungen vorzunehmen, braucht man ein Passwort«, betonte er.

»Darum geht es nicht«, wiederholte ich. »Kannst du für mich nach einem Namen schauen? Mehr brauche ich gar nicht. Nur den Namen.«

»Wenn es weiter nichts ist.« Er klang zwar skeptisch, versprach mir aber, mir zu helfen.



Die Vorbereitungen für die Golden Door Gala hatten mich den Großteil des Tages in Beschlag genommen. Erst am Nachmittag fand sich eine Lücke in meinem Terminplan, die ich nutzte, um in die Innenstadt zu fahren.

Ein mulmiges Gefühl ergriff mich, als ich auf den Parkplatz gegenüber der Green Mill Lounge fuhr. Nebel lag über den Dächern und tauchte alles in tristes Grau. Mich schauderte, und ich beeilte mich, die andere Straßenseite zu erreichen.

Die Bar öffnete erst in etwa einer Stunde. Auf der Suche nach einer Klingel stellte ich fest, dass nicht abgeschlossen war. Behutsam öffnete ich die Tür und trat ein.

Am Tag wirkte alles ganz anders, beinahe mystisch, wie ein in Vergessenheit geratener Ort aus längst vergangenen Tagen, der jeden Moment zum Leben erwachen konnte.

Hinter der Bar erhob sich eine junge Frau aus der Hocke. »Kann ich helfen?«

»O ja, tut mir leid, dass ich hier einfach so hereinplatze.« Ich deutete zur Tür. »Es war nicht abgeschlossen.«

Sie musterte mich. »Du siehst nicht aus, als wolltest du nach einem Servicejob fragen. Sängerin?«

»Nein.« Ich lachte flüchtig und ging auf sie zu, um ihr mein Handy hinzuhalten. Ich hatte das Selfie von heute Morgen angeklickt und Ren herangezoomt. »Kennst du diesen Mann?«

Sie wirkte verunsichert. Anstatt zu antworten, winkte sie jemanden zu uns. »Boss, kannst du hier weiterhelfen?«

Der Mann reichte mir die Hand. »Siena Lancaster, wenn mich nicht alles täuscht. Die Enkelin von Peggy Lancaster.«

Ich legte die Stirn in Falten. »Sie kennen meine Grandma?«

Er lächelte geheimnisvoll. »Wer in Uptown kennt sie nicht?«

Obwohl er das sagte, als würde er damit auf ihre allgemeine Bekanntheit anspielen, sprach die Art, wie er die Arme ausbreitete und damit mein Augenmerk auf die Lounge lenkte, eine andere Sprache. »Worum geht es denn?«

Ich zeigte ihm das Foto. »Er müsste hier vor ein paar Tagen gespielt haben.«

»Kann schon sein, hier spielen viele begabte Musiker.« Der Barbesitzer kratzte sich am Kinn.

»Ren Seaver«, fügte ich hinzu.

»Der Name sagt mir nichts, aber das muss nichts heißen.«

Das ergab keinen Sinn. Vater konnte nur durch das Green Mill auf



ihn gestoßen sein, also müsste man ihn hier kennen. »Können Sie in Ihren Unterlagen nachschauen?«

»Da werde ich nichts finden«, meinte er.

Mein Blick glitt in Gedanken zur Bühne.

»Verführerisch, nicht wahr?«

»Wie bitte?«, murmelte ich.

»Die Bühne.« Er legte eine Hand in meinen Rücken. »Es ist, als ob sie nach dir ruft. Es hält dich niemand ab.«

»Nach mir ruft sie sicher nicht«, meinte ich.

Er führte mich Richtung Bühne. »Sie ruft nach uns allen. Wir sind nur nicht alle dafür geboren, dort oben zu stehen.«

Ein Ziehen in meiner Brust brachte mich dazu, seiner Aufforderung zu folgen, und ich betrat die Bühne. Als ich hinter dem Mikro stand, wirkte alles um mich herum plötzlich fern und in Schatten gehüllt. Es spielte keine Rolle, ob nur eine Handvoll Leute oder Hunderte vor mir standen, auf der Bühne war ich allein. Nur ich und all die Ängste, die mich davon abhielten, ich selbst zu sein.

Ich hob die Hand zum Mikrofon, und noch bevor ich es berührt hatte, wurde ich von Bildern überflutet. Die voll besetzte Bar, das Licht des Scheinwerfers, der Geruch nach Tabak und Whiskey. Und das Piano. Sanfte Klänge hinter mir.

Für einen Moment schien es, als hätte sich ein Riss in Raum und Zeit aufgetan und mich um Jahrzehnte zurückversetzt. Für den Bruchteil von Sekunden flackerte die prachtvolle Vergangenheit der Green Mill Lounge vor meinem geistigen Auge auf, ließ das Gefühl, ein Teil davon zu sein, fast greifbar wirken und entriss es mir gleich wieder.

Ich trat vom Mikro weg. »Haben Sie sie gekannt?«, fragte ich den Barbesitzer. »Peggy, meine Grandma. War sie hier?«

Er lächelte geheimnisvoll. »Hier gehen viele Leute ein und aus.«

»Ich meine, hier auf der Bühne«, betonte ich. »War sie dafür geboren, wie Sie es eben gesagt haben?«

»Das fragen Sie sie besser selbst«, sagte er.

Enttäuscht ließ ich den Blick noch einmal durch die Bar wandern. »Ihnen sollte klar sein, dass das nicht geht.«

Durch eine Seitentür traten ein paar Musiker ein und begannen, ihre Instrumente aufzubauen.

»Neue Sängerin?«, fragte einer von ihnen.

»Nein, nein, ich ... will nicht im Weg stehen«, wehrte ich ab und verließ die Bühne.

»Ich reserviere Ihnen gern ein Separee, wenn Sie bleiben wollen, Miss Lancaster«, bot mir der Barbesitzer an.

»Nicht nötig«, versicherte ich ihm. »Vielen Dank für Ihre Zeit.«

Am Ausgang hielt ich inne. Ich hatte darauf gehofft, etwas über Ren zu erfahren. Stattdessen verließ ich diesen Ort mit mehr Fragen als zuvor. Die Träume und Erinnerungsfetzen an das Leben meiner Grandma gaben mir das Gefühl, von etwas abgeschnitten zu sein, das ich wissen sollte. Als wären es meine eigenen, verschütteten Erinnerungen, die darauf warteten, wieder ein Teil von mir zu werden.

Die Barfrau hielt mir die Tür auf. »Du bist hier jederzeit willkommen.«

»Danke«, sagte ich und trat an ihr vorbei nach draußen.

»Nichts zu danken.« Sie steckte mir unauffällig einen Zettel zu und schloss die Tür, bevor ich sie danach fragen konnte.

Erst auf dem Parkplatz warf ich einen Blick auf den Zettel.

*Uptown Girl* 1971 stand darauf. Was sollte mir das sagen? Ich kannte das Lied. Es war allerdings von 1983.



Eine Internetrecherche brachte mich nicht weiter. Erst in Grandmas Musikzimmer wurde ich fündig. Ich fand eine Schallplatte, die mit *Uptown Girl* betitelt war, aber nichts mit der Single auf dem *Innocent Man*-Album von Billy Joel zu tun hatte. Die Schallplatte war älter und hatte kein Label.

Ich legte sie auf, lauschte der Pianomusik, und ein Schauer ergriff mich. Mir war, als würde ich Ren spielen hören. Unverkennbar lag seine Klangfarbe in der Melodie. Aber wie ...? Wie konnte das sein?

Ich griff eilig nach der Hülle und schaute sie mir genauer an. Sie war alt, abgegriffen. Als diese Single aufgenommen worden war, konnte Ren noch nicht einmal geboren gewesen sein.

Gesang setzte ein, und ich erstarrte. Grandma. Das Piano begleitete sie, es war ihre Stimme, ihr Lied. Ich konnte es nicht fassen.

**Donnerstag, 04. Dezember 2025:** Dass ich nachts kein Auge zube-kommen hatte, lag weder an den Nachrichten von Anonym noch an Henry, der sich wie ein Stalker verhielt.

Alles wäre umsonst gewesen, ich würde alles verderben, wenn ich mich nicht öffentlich mit ihm zeigte. Das hatte er mir in diversen Varianten geschrieben, und er ließ nicht locker.

Wie aber hätte ich mich damit befassen können, wenn sich meine Gedanken um eine über fünfzig Jahre alte Aufnahme drehten, auf der das Klavierspiel eines Mannes zu hören war, der höchstens halb so alt sein konnte?

Ich lag wach im Bett und fühlte mich unglaublich müde. Kurz nach sechs Uhr morgens leuchtete mein Handy auf.

**Henry**

*Brunch? Nur um zu reden.*

112

**Clark**

*Wir sehen uns morgen?*

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen. Mir war völlig entfallen, dass ich mit Clark ein Lerntreffen ausgemacht hatte.

*Wie vereinbart. Hast du etwas herausgefunden?*

**Clark**

*Unter dem Namen ist niemand eingeschrieben. Ich kann noch im Archiv suchen. Treffen wir uns morgen dort?*

*Geht klar.*

Wenn wir im Archiv über einen vor fünfzig Jahren eingeschriebenen Ren Seaver stolperten, würde mich das endgültig um den Verstand bringen.

Was ich dringend brauchte, war eine kalte Dusche. Es traf sich gut, dass Grandmas Flügel im Poolanbau auf mich wartete.

Der rote Schein der aufgehenden Sonne zeichnete sich gerade über der Silhouette der Stadt ab, als ich die gläserne Halle betrat. Das warme Licht lag satt auf den Fliesen, im tiefdunklen Blau des Pools spiegelten sich lilafarbene Wolken. Der Anblick hatte eine beruhigende Wirkung auf mich.

Ich stellte mich unter die Duschsäule und genoss das eiskalte Wasser, das mir über den Körper perlte und mich etwas munterer werden ließ.

113



Auch wenn ich nicht wusste, ob mein Plan aufgehen würde, war es eine gute Idee gewesen, den Pool aufheizen zu lassen. Ich sprang ins Wasser, tauchte ab, und es war, als würden meine Sorgen von mir gewaschen werden. Mit ausgestreckten Armen ließ ich mich treiben, bis ich frei von allem in den lila Wolken schwebte.

Es gelang mir beinahe, meine Sorgen zu vergessen. Inklusive Ren, der meinen friedlichen Moment mit seinem jähen Eintreten zerstörte.

Die Abscheu stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Ein Piano neben einem Pool zu sehen, hätte wohl jedem Musiker das Herz gebrochen. Auch mir gefiel das nicht, aber es gehörte zu meinem Plan, ihn zur Weißglut zu bringen.

Ich zog ein paar Bahnen, während er Platz nahm und begann, *White Christmas* zu spielen. Doch schon nach nur wenigen Anschlägen ließ er den Weihnachtsklassiker in ein Stück übergehen, das ich nicht gleich erkannte. Ich wusste nur, dass es kein Weihnachtslied war.

»Beherrscht du von jedem Weihnachtslied nur die ersten paar Noten, oder bist du der Grinch?«, rief ich ihm zu und schwamm zum Treppenausstieg.

Seine Antwort war ein sanfter Übergang zurück zu *White Christmas*, allerdings spielte er ohne jedes Gefühl. Wobei *ohne Gefühl* nicht stimmte. Es gelang ihm tatsächlich, Sarkasmus in die Melodie fließen zu lassen. Wie auch immer er das anstellte.

Ich nahm die Stufen aus dem Wasser und stockte, als sich Ren ver spielte. Das war ihm zum ersten Mal passiert. Es war nur ein kurzes Holpern über ein paar Noten gewesen, und vielleicht glaubte er, dass es mir entgangen war, aber dem war nicht so.

»Was ist?«, fragte ich und nahm mir ein Handtuch, um mein Haar zu trocknen. »Angst vor Wasser oder vor Frauen in Bikinis?«

»Weder noch«, sagte er kühl.

Sein Blick blieb unverwandt auf die Tasten gerichtet. Ich schätzte ihn auch nicht als die Art von Mann ein, den eine knapp bekleidete Frau aus dem Konzept bringen konnte. Wenn er glaubte, dass das meine Absicht gewesen war, kam das meinem wahren Plan nur zugute.

»Also sag schon, wer bist du?« Ich trat nah an ihn heran und ließ zu, dass ein paar Wassertropfen ihren Weg auf die Tasten fanden. »Ein verschmähter Fan? Ein Stalker?«

Durch schmale Augen schaute ich ihn direkt an und verbarg alles, was als unsicher oder zögerlich hätte interpretiert werden können, hinter einem Blick, der mindestens so viel Abweisung ausstrahlte, wie er sie mir entgegenbrachte.

»Wäre ich ein Stalker, wärst du hier am Pool nicht sicher vor mir.« Der drohende Unterton in seinen Worten prallte hart gegen die Mauer aus Kälte, die sich zwischen uns aufgebaut hatte. Mit einem bohrenden Seitenblick brachte er mein Selbstbewusstsein ins Wanken.

Alles in mir schrie, zurückzuweichen, doch ich rührte mich nicht, während mir die Kontrolle zu entgleiten drohte.

Schließlich gewann ich die Beherrschung zurück. Seelenruhig beugte ich mich so weit zu ihm vor, dass es ihm ein Leichtes gewesen wäre, seinen Worten Taten folgen zu lassen. Ich hätte seine Wimpern zählen können, so nah war ich ihm, und trotz meines wild pochenden Herzens ließ ich ein paar Sekunden verstreichen.

»Hier sind überall Kameras«, flüsterte ich.

Der Anflug eines Lächelns huschte ihm über die Lippen. Was auch immer er erwartet hatte, von mir zu hören, ich hatte ihn eines Besseren belehrt.

Er ließ sich auf mein Spiel ein und kam mir ebenfalls näher. Sein



Atem wanderte über meine Haut, als zwischen meinem Ohr und seinen Lippen kaum Platz für ein Notenblatt blieb. »Du tropfst auf die Tasten.«

»Diese Tasten?« Ich klimperte die ersten Noten von Billy Joels *Uptown Girl*.

Er erkannte das Lied sofort und schoss in die Höhe.

Augenblicklich wich ich zurück. Adrenalin flutete meinen Körper.

»Ich weiß es«, stolperte es aus mir heraus.

All meine Mühe, keine Unsicherheit zu zeigen, war mit einem Mal dahin. Ren baute sich bedrohlich vor mir auf. Dunkelheit umhüllte seine Augen. Er kam auf mich zu, und mit jedem Schritt von ihm zog ich mich einen Schritt zurück.

Die Mauer aus Kälte zwischen uns war zu Asche verbrannt. Welche Untiefen hatte er dahinter verborgen, während es hinter meiner Fassade Ängste gewesen waren?

»Du weißt gar nichts«, sagte er mit gesenkter Stimme. Die Kameron schienen ihm egal zu sein.

Wie schon auf dem Parkplatz der Autowerkstatt vergrub er mich unter seinem Schatten. Nur diesmal ruhte kein vermeintlicher Elektroschocker in meiner Hand. Es war ein nasses Handtuch, um das sich meine Finger verkrampften.

Ich klammerte mich an meinen Plan, rief ihn mir deutlich ins Gedächtnis. Genau deswegen war ich hier. Deswegen hatte ich ihn in den Anbau gelockt. Um mit einem nassen Handtuch nah genug an sein abgedecktes Tattoo heranzukommen – um ihn zu enttarnen und zur Rede zu stellen.

Als ich den Arm hob, packte er mein Handgelenk. Ich wollte mich losreißen, stieß mit dem Rücken gegen die Wand und schaute wie ferngesteuert zu ihm auf. Mein Atem ging schnell.

»Du bist im Green Mill aufgetaucht, wo du dich bisher nie hast bli-

cken lassen«, knurrte er voller Geringschätzung. »Du hast dir einen Spaß daraus gemacht, meine Karre mit deinen High Heels zu demolieren, hast deinen Prinzessinnencharme spielen lassen, damit dein Vater mich für dich kauft, wie er eine Musicbox zum Abspielen von Weihnachtshits kaufen würde. Wie er alles für dich kauft, wonach dir der Sinn steht. Und du erwartest von mir, dass ich brav in der Ecke sitzen bleibe, lächle und dankbar bin? Nachdem du mir klargemacht hast, dass ich in deiner Welt nichts zu suchen habe?«

»So war das überhaupt nicht«, widersprach ich.

Ren stützte sich über mir an der Wand ab und vergrub mich damit engültig unter sich. »Doch, genau so«, gab er zurück.

Er umfasste meine Hand und führte sie mit dem tropfnassen Handtuch zu seinem Hals. Das Wasser rann mir kalt den Ellbogen hinunter.

»Du willst, dass ich deiner Welt fernbleibe. Dann bleib du auch meiner fern.« Er brachte mich dazu, die Farbe von seinem Tattoo zu wischen, und hielt meine Hand dabei fest umschlossen. »Aber das kannst du nicht. Weil du glaubst, dass dir diese Welt gehört, so wie dir alles gehört.«

Allmählich beruhigte ich mich und hielt seinem Blick wieder stand. Er hatte mich mit seinem abrupten Aufstehen verunsichert, mich dazu gebracht, zurückzuweichen, aber ich war nicht bereit, ihm die Oberhand zu überlassen.

»Wenn ich mit meinen High Heels über etwas steigen will, das dir gehört, wird es ganz sicher nicht dein Auto sein.« Ich ließ meine freie Hand an seinem Schenkel hinaufwandern, und die Drohung, ihn dort zu packen, wo es richtig wehtat, reichte aus, um ihn von mir zu treiben. Unschuldsbeteuernd hob er die Hände. Wieder huschte ein überhebliches Lächeln über seine Lippen.



Ich schlenderte ein paar Schritte zum Flügel und strich beiläufig mit den Fingern über den Deckel, um den Anschein zu erwecken, die Ruhe selbst zu sein. In Wahrheit rauschte das Adrenalin durch meine Adern.

Ich hatte mit dem Feuer gespielt und wusste nicht, was mit mir nicht stimmte, denn es fühlte sich unglaublich gut an.

Am Handlauf der Pooltreppe angekommen, wandte ich mich zu ihm um und warf ihm das Handtuch zu. Er fing es auf.

»Du wirfst mir das alles vor, hast dein Tattoo abgedeckt, um unerkannt in meine Nähe zu kommen, und willst mir erzählen, dass du es nicht auf mich abgesehen hast?«, fragte ich herausfordernd.

Sein Lächeln hatte nichts von seiner Überheblichkeit verloren. Grob wischte er sich über den Hals und gab damit endgültig den Blick auf sein Tattoo frei. »Glaubst du denn, ich wäre hier eingestellt worden, wenn ich mich so gezeigt hätte? Es war nie meine Absicht, meine Identität vor dir zu verbergen. Du bist mir egal.«

»Ach ja?«, stieß ich mit einem spöttischen Lachen aus, wurde gleich darauf aber wieder ernst. »Wenn ich dir so egal wäre, hättest du mich nicht provoziert.«

»Ich dich?«, gab er zurück. »Du hast damit angefangen. Deine ganze Existenz ist eine Provokation.«

Sein Blick wanderte über meinen Körper. Auch wenn ich wusste, dass er es auf abschätzig Art tun wollte, konnte er mich nicht ganz davon überzeugen.

»Das ist aber allein dein Problem, oder?«, sagte ich. Gehörte er also doch zu denjenigen, die den Körper einer Frau nur ansehen mussten und schon die Kontrolle über ihre animalischen Instinkte verloren?

Er schnaubte verächtlich und schüttelte den Kopf. »Ich habe dich

wirklich unterschätzt. Das Prinzesschen ist ihrem skrupellosen Vater doch ähnlicher als gedacht.«

»Skrupellos?« Damit ging er zu weit. »Ich hätte dich gleich am ersten Tag feuern lassen können. Das wäre skrupellos gewesen. Wenn du darauf bestehst, hole ich das gerne nach. Du kannst sofort gehen.«

»Das kann ich nicht«, widersprach er.

Ich deutete zur Tür. »Es ist ganz leicht, dort ist der Ausgang.«

»Du willst das nicht!«, begann er drohend und ging wieder auf mich zu.

»Ich? *Du!*«, feuerte ich zurück. »Du willst das nicht, nein, du *kannst* es nicht, weil du es darauf abgesehen hast, mich einzuschüchtern! Das ist schwach und feige. Geh, habe ich gesagt!«

Ich riss den Arm hoch, um noch einmal zur Tür zu deuten, und verlor auf dem nassen Boden den Halt. Beim Versuch, mich am Handlauf festzuhalten, rutschte ich ab, knallte seitlich mit dem Kopf dagegen und fiel rücklings in den Pool. Wasser füllte meine Lunge, Panik rauschte durch meine Adern.

Ich wusste nicht, wo oben und unten war. Überall waren nur Schaum und Luftblasen. Wild schlug und trat ich um mich, bis ich endlich durch die Oberfläche brach, gierig nach Luft schnappte und Wasser spuckte.

Es dauerte ein paar Herzschläge, bis ich die Orientierung zurückgewonnen hatte. Ich stand nicht aus eigener Kraft im Pool, jemand hielt mich fest. Meine Stirn ruhte an Rens Brust, seine Arme umschlangen mich, hielten mich. Ich hatte meine Finger fest in sein Hemd gekrallt und starrte mit zittrigem Blick auf das verwässerte Rinnsal aus Blut, das von den Kratzern herrührte, die ich ihm in meiner Panik zugefügt hatte.

»Mir geht es gut«, keuchte ich und versuchte vergebens, von ihm



loszukommen. Mir fehlte die Kraft – und vielleicht auch der Wille –, mich aus seinen Armen zu befreien. »Ich komme allein klar.«

»Ich weiß«, sagte er.

Wieso kamen mir meine Worte wie eine Lüge vor? Und wieso glaubte ich, dass er sie durchschaut hatte? Ich wollte nicht zulassen, dass er mich weiter hielt, und tat doch nichts dagegen.

Wasser tropfte ihm vom Haar, glitzerte auf seinen Wimpern und rann ihm über die Haut, über sein Tattoo. Ein Wirrwarr aus Fäden, die sich um mehrere Symbole schlangen. Nein, es waren keine Fäden, es waren Notenstriche, und jedes Symbol stand für eine Note.

»*Cat's in the Cradle* ...«, murmelte ich beim Anblick der Wiege, die eines der Symbole darstellte. *Died in Your Arms*, dieses Lied hatte er vorhin gespielt.

Ren hob mich an und watete mit mir aus dem Wasser.

»Miss Lancaster!«, rief Martha hysterisch und stolperte in den Poolraum.

Ich befreite mich aus Rens Armen, bevor ich taumelnd am Beckenrand zum Stehen kam. »Alles gut«, versicherte ich ihr, griff nach einem Handtuch und warf Ren ebenfalls eins zu, damit er sein Tattoo verdecken konnte. »Ich bin nur ausgerutscht und ins Wasser gefallen.«

»Wir sehen uns morgen«, sagte ich knapp zu Ren und ging, ohne noch einmal zurückzuschauen.

## REN

So misstrauisch, wie die Haushälterin wirkte, wollte Ren ihr keinen Anlass für Spekulationen geben. Er legte sich das Handtuch um den Hals und verbarg damit nicht nur sein Tattoo, sondern auch die Kratzer, die ihm Siena zugefügt hatte.

»Sie finden selbst raus, Mr. Seaver?«, fragte die Frau, die schon auf dem Sprung war, ihrer jungen Hausherrin zu folgen.

Ren schnaubte verächtlich und schleppte sich triefend nass die letzten Stufen aus dem Pool. »Aber sicher.«

Nun zeigte sich doch ein Funken Verständnis im sorgengeplagten Gesicht der Haushälterin. »Die Waschküche erreichen Sie über die Hintertreppe, gleich um die Ecke links. Warten Sie dort, ich bringe Ihnen trockene Kleidung für den Heimweg.«

»Ich komme ...« Er unterbrach sich selbst und fuhr dann fort: »Gern auf das Angebot zurück.«

»Gut.« Sie verließ den Anbau.

*Ich komme allein klar*, hatte er aus einem Automatismus heraus sagen wollen, den er schon vor langer Zeit verinnerlicht hatte. Eine kleine Lüge, die man irgendwann selbst zu glauben begann, wenn man sie nur oft genug wiederholte. Eine Lüge, von der er nie gedacht hätte, sie aus Siena Lancasters Mund zu hören. Aber genauso war es gewesen. Sie hatte immer alles im Leben gehabt, und trotzdem schien



es ihr – genau wie ihm – ins Blut übergegangen zu sein, sich mit diesen so harmlos klingenden Worten selbst zu belügen.

Sie war ihm ein Rätsel. Vom ersten Tag an. Und jede weitere Begegnung warf neue Fragen auf.

Wie es ihr gelang, seine Gedanken zu beherrschen, wusste er nicht. Dabei zuzusehen, wie sie aus dem Pool gestiegen war, wie das Wasser über ihren Körper perlte, das warme Licht der aufgehenden Sonne ihre Formen umschmeichelte, hatte ihm jede Kontrolle genommen. Er wusste nicht, wann er sich das letzte Mal verspielt hatte. Aber sie hatte ihn dazu gebracht. Sie raubte ihm den Verstand.

Doch das durfte er nicht zulassen. Er musste dagegen ankämpfen und die Gelegenheit nutzen, die sich ihm bot. Um zu beenden, was er angefangen hatte, bevor es endgültig zu spät war.



## MORE THAN A FEELING

Noch immer im Bikini stand ich in meinem Badezimmer. Ich sog scharf die Luft ein, als ich mein Haar zur Seite strich, um mein pochendes Ohr im Badezimmerspiegel zu begutachten. Es war nach dem Aufprall auf dem Handlauf zum Glück nur etwas geschwollen.

»Geht es dir gut?«, fragte Martha, nachdem sie angeklopft hatte.

»Ja, alles gut. Kannst du veranlassen, dass der Flügel schnellstmöglich zurückgebracht wird? Und erinnere mich daran, dass ich mir Badeschlappen besorge.«

»Die Fliesen am Pool sind einfach zu rutschig, italienischer Marmor hin oder her. Zum Glück warst du nicht allein. Wenn du einverstanden bist, suche ich für Mr. Seaver Wechselkleidung von deinem Vater heraus. Bei der Kälte können wir den jungen Mann nicht völlig durchnässt vor die Tür lassen, und so schweigsam, wie ich ihn kennengelernt habe, als er sich am Tag vor seinem ersten Auftritt bei mir vorgestellt hat, wird er von sich aus nicht darum bitten.«

»Da hast du recht«, stimmte ich ihr zu. »Ich übernehme das mit der Kleidung und bringe sie ihm.«

Martha zögerte. »Wie du willst. Er wartet in der Waschküche.«

»Danke«, sagte ich. Martha hatte sicher vorgehabt, ihm die Klei-



dung selbst zu bringen. Zwischen Ren und mir gab es aber noch einiges zu klären. Damit wollte ich nicht bis morgen warten.

Neben dem Waschbecken vibrierte mein Handy. Ein Schauer durchfuhr mich, als ich sah, dass Anonym Fotos geschickt hatte. Viel zu lange starrte ich reglos auf das Display, ehe ich mich endlich überwinden konnte, es zur Hand zu nehmen.

Mit verkrampftem Magen öffnete ich den Chatverlauf, überflog gehetzt die Bilder und atmete auf. Sie zeigten mich vor der Green Mill Lounge.

Die Erleichterung hielt allerdings nur kurz an. Der Gedanke, dass Anonym dort gewesen war und mich unbemerkt beobachtet hatte, jagte mir einen neuen Schauer über den Rücken.

Eines der Fotos zeigte die Großaufnahme meiner Hand.

#### **Anonym**

*Spiel dein Spiel.*

Ich schaute zur Schmuckablage, wo mein Verlobungsring lag. Warum wollte Anonym, dass ich ihn trage? Drei Punkte erschienen unter der Nachricht. Die Angst in mir wuchs. Anonym übte eine geradezu erstickende Kontrolle auf mich aus, und ich tat das Einzige, was mir einfiel, um mir wieder Platz zum Atmen zu verschaffen. Ich steckte den Ring an, fotografierte meine Hand und legte einen farbenfrohen Filter über das Bild, bevor ich es auf meinen Profilen veröffentlichte.

#### **Anonym**

*Braves Kind.*

Das bedrückende Gefühl ließ nach, doch zeitgleich hasste ich mich dafür, nach den Regeln einer fremden Person zu spielen. Wieso? Wieso drängte sie mich dazu? Was hatte sie davon?

Ich wandte dem Spiegel den Rücken zu, weil ich meinen Anblick nicht ertrug. Aus meinem Hass wurde Wut. Wut auf mich selbst, aber vor allem auf Anonym. Auf dieses Monster, das es genoss, mich leiden zu lassen. Ich packte den Ring, wollte ihn von meinem Finger zerrren und in die nächstbeste Ecke schleudern, hielt aber mitten in der Bewegung inne.

Wenn ich mich in meiner Wut verlor, half mir das auch nicht weiter. Ich schnaubte verächtlich bei dem Gedanken, dass Anonym vielleicht genau das wollte – dass ich mich aus Wut und Trotz weigerte, den Ring zu tragen und die Lüge um die Verlobung aufrechtzuerhalten. Damit würde ich mir und meiner Familie womöglich sogar mehr Schaden zufügen, als es das Foto vermochte. War das Anonyms Ziel?

Ich tauschte den Bikini gegen Seidenbluse und Tweedrock und schaute noch einmal zum Spiegel. Der Anblick gefiel mir noch immer nicht. Hatte ich Anonyms Plan durchschaut? Oder versuchte ich, mir das nur einzureden, damit es mir leichter fiel, nach den aufgezwungenen Regeln zu spielen? Mich im Irrgarten dieser Zweifel zu verlieren, hätte nicht erniedrigender sein können.

Ich musste einen Ausweg finden, und dazu gehörte die Einsicht, dass ich es nicht allein schaffen konnte. Ich öffnete den Chatverlauf mit Henry.

*Einverstanden, Brunch, 11 Uhr im Clubhaus.*



Nach einem Abstecher in Dads Ankleidezimmer machte ich mich auf den Weg zur Waschküche. Es war ein Fehler gewesen, dass ich Ren nicht endgültig rausgeschmissen hatte. Er brachte zu viel Chaos in mein Leben, das ich auch ohne ihn längst nicht mehr im Griff hatte. Ich musste ihn loswerden und die Vergangenheit meiner Grandma ruhen lassen, damit ich mich auf die Dinge konzentrieren konnte, die jetzt am wichtigsten waren.

Ich stieß die Tür auf. »Es ist ziemlich ... heiß.«

Mir waren meine Gedanken und die Kontrolle über meinen Mund englitten. Was hatte ich erwartet? Natürlich stand Ren entkleidet vor mir. Sein Anzug lag auf der Waschmaschine, das Handtuch aus dem Poolraum bedeckte kaum das Nötigste. Wasser perlte über seinen sehnigen Körper, die glatte Brust, das tiefschwarze Tattoo, das sich über sein Schlüsselbein, die Rippen bis hin zu seiner Hüfte schlang, bevor es unter dem Handtuch verschwand.

»Ich wollte kalt sagen«, verbesserte ich mich und riss mich von dem Anblick los. »Ich habe dir einen Wollpullover rausgesucht, damit du ... du weißt schon.«

Ich legte die Sachen neben seinem Anzug auf der Waschmaschine ab.

»... nicht frierst?«, fragte er mit einem Anflug von Hohn in der Stimme. Offenbar gefiel es ihm, mich aus dem Konzept zu bringen.

Ich schaute zu ihm auf, doch unsere Blicke trafen sich nicht, weil er meinen Verlobungsring bemerkt hatte. Unwillkürlich versteckte ich ihn, besann mich aber gleich wieder.

»Es ist besser, wenn du nicht wiederkommst«, sagte ich.

Ich rechnete mit demselben Widerstand, den er mir am Pool entgegengebracht hatte, doch Ren blieb ruhig. Er schaute mich direkt an. Tiefe Ernsthaftigkeit lag in seinem Blick.

»Okay«, erwiderte er schlicht.

Verwirrung wallte in mir auf. Das Gewicht des Wortes presste sich fest gegen meine Brust, breitete sich aus und lähmte mich, sodass ich nicht auswich, als sich Ren zu der Kleidung beugte und mir dabei näher kam. Seine Hand streifte meine, Hitze wallte in mir auf und löschte meine Gedanken. Ich verlor mich in der Schwere, die sich zwischen uns breitgemacht hatte. Die in ihrem ganzen Gewicht die Zeit niederdrückte und zum Stillstand zwang.

Als sich Ren zurücklehnte und damit den Abstand zwischen uns wieder vergrößerte, raste die Zeit weiter und mit ihr meine Gedanken, die viel zu schnell durch meinen Kopf jagten, um auch nur einen davon fassen zu können.

»Einfach so?«, schoss es ungefiltert aus mir heraus. »Eben noch hast du dich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt.«

»Soll ich mich denn wehren?«

Ich versuchte, mich zusammenzureißen und mir einzubläuen, dass die plötzlichen Zweifel in mir völlig irrational waren. Es war die beste und vernünftigste Entscheidung, sein Arbeitsverhältnis aufzulösen.

»Nimm einfach die Klamotten und geh.« Ich drückte ihm die Sachen gegen die Brust.

»Darf ich mich noch anziehen?« Er legte seine Hand über meine, als er die Kleidung entgegennahm. »Es ist ziemlich ... heiß.« Sein Mundwinkel hob sich in einem hämischen Schmunzeln.

»Sehr lustig«, knurrte ich. »Ich zahle dir auch den Rest deines Lohns.«

Sein Blick wurde dunkler. »Ich will dein Geld nicht.«

Fragend schaute ich ihn an. Seine Hand ruhte noch immer auf meiner, und ich wusste, dass ich sie wegziehen und auf Abstand gehen sollte. Aber ich tat nichts.



Ich hatte keine Ahnung, wer er war, welche Geheimnisse er mir vorenthielt und wie es ihm immer wieder gelang, mir die Selbstkontrolle zu nehmen. Doch ich konnte nicht leugnen, dass da etwas war, das uns verband. Ich begriff nur noch nicht, was es war.

In Bezug auf ihn wusste ich nur eins: Wenn mich seine anmaßende Art zum Äußersten trieb, verschwand das niederdrückende Gefühl der Hilfslosigkeit in mir, und das war unbezahlbar.

Ich wollte nicht, dass er ging.

Ich wollte nicht vernünftig sein.

Ren verengte den Blick. Er kam näher, ließ seine Finger in mein Haar gleiten und legte mein Ohr frei.

»Du hast dich verletzt«, stellte er fest.

»Das ist nichts.« Meine Stimme drohte wegzubrechen. »Ich komme klar.«

»Das glaube ich dir nicht«, raunte er leise.

Er zog seine Hand zurück und streifte dabei meine Wange, wodurch er etwas in uns beiden auslöste. Einen Hunger, der schnell unerträglich wurde. Mein Herz raste, mein Verlangen überwältigte mich, brachte mich um den Verstand, und als der Kleiderstapel zwischen uns zu Boden fiel, prallten unsere Körper zusammen.

Ich durchkämmte Rens Haar, klammerte mich an ihm fest und verlor mich in einem Kuss, der meiner Sehnsucht längst nicht gerecht wurde. Rens Finger strichen über meinen Rücken, bis hinunter zu meinem Gesäß. Er vergrub sie tief in meinem Fleisch, zog mich an sich und entlockte mir ein Stöhnen, das von meiner Kehle direkt in seine fuhr.

Als er gegen die Waschmaschine stieß und uns der Aufprall noch einmal zusammentrieb, bäumte ich mich auf. Ich schob mein Knie auf die Maschine und lüftete damit meinen Rock. Ren presste meine

Hüfte an sich, und ich ließ meine Arme über seine Schultern gleiten, meine Zunge umspielte sein Ohr.

Ich wollte ihn so sehr. Ich brauchte ihn, musste ihn spüren, tief in mir. Keine Fragen, keine Worte – nur Verlangen, das danach schrie, gestillt zu werden. Hitze, Druck, Reibung. Mehr nicht.

Wir drehten uns, sodass ich auf der Maschine saß, und ich zögerte nicht, meinen Slip abzustreifen. Doch Ren hielt mit einem Mal inne. Er schaute mich an, und ich sah das Zögern in seinem Blick, das sich jedoch ganz schnell in der Lust verlor, die uns beide überwältigt hatte. Er zog mich wieder fest an sich, küsste mich in überwältigender Gier und tastete nach etwas auf der Maschine hinter mir. Dort lag sein Anzug. Aus der Hosentasche zog er ein Kondom.

Unsere Atemzüge hetzten. Die Sekunden, die er brauchte, um sich den Schutz überzuziehen, raubten mir fast den Verstand. Sie ließen mein Verlangen ins Unermessliche wachsen, bis ich schließlich die Initiative ergriff: Ich packte ihn und umschlang ihn mit den Beinen.

Mein Atem stockte, als er in mich eindrang. Ich bäumte mich ihm entgegen, meine Finger zogen Spuren über seinen Rücken, und ich drängte meine Hüfte wieder und wieder in seine Bewegung hinein. Schneller und schneller, ohne jedes Halten, ohne ein Ende sehen zu wollen, weil es sich so richtig anfühlte.

Ren beugte sich weit über mich, ich sank auf die Maschine, während er jeden Zentimeter meines Körpers kostete. Mit einem weiteren Stoß trieb er mich viel zu schnell zum Höhepunkt, befreite alles in mir, sprengte jede Fessel, und dieses Gefühl durchzuckte mich vom Haaransatz bis in die Zehenspitzen.

Meine Hände glitten kraftlos von seinem nun mit Schweißperlen bedeckten Rücken. Seine Stirn ruhte auf meiner Brust. Schwere Atemzüge streiften meine Haut.



Es kam mir vor, als wären die letzten Wochen ein nicht enden wollendes Vorspiel gewesen. Als hätte uns alles zu diesem Moment getrieben, unaufhaltsam, einer Naturgewalt gleich.

»Das hätten wir nicht ...«, durchdrang mich seine dunkle Stimme. Die Endgültigkeit darin ließ keine Zweifel zu.

Es war nicht um Nähe gegangen, nicht um Vertrauen. Es war bloß Lust. Instinkt. Flucht.

»Ich weiß«, hauchte ich.



Für den Rest des Tages war ich zu nichts mehr zu gebrauchen gewesen. Den Brunch mit Henry hatte ich abgesagt, wie auch alles andere. Die Golden Door Gala rückte immer näher, und Dad verließ sich auf mich. Aber wie hätte ich Entscheidungen über Tischdekoration und Menüfolgen treffen können, wenn sich meine Gedanken unentwegt um die eine Sache drehten, die falsch gewesen war und sich doch so richtig angefühlt hatte – auf eine rohe, ungestillte Weise. Als hätten unsere Körper miteinander gesprochen, was unseren Herzen nicht gelingen wollte.

**Freitag, 05. Dezember 2025:** Ich hätte erleichtert sein müssen, dass Ren am nächsten Morgen nicht auftauchte. Mit ihm wurde alles nur komplizierter. Ich hatte mich ihm verbunden gefühlt, war mir mittlerweile aber sicher, dass es nicht mehr als pures Verlangen gewesen war.

Schweigsam saß ich am Frühstückstisch. Wieso tat ich mir so etwas immer wieder an? Ich wusste doch, dass ich mir mein Leben damit nur unnötig schwer machte. Woher kam mein unstillbarer Wunsch,

Grenzen zu überschreiten, Fehler zu begehen und sie auch noch andauernd zu wiederholen?

Denn mir war vollkommen klar, dass der kurze Moment, in dem ich mich lebendig fühlte, jedes Mal viel zu schnell verging und der Absturz danach umso härter wurde, je weiter ich mich über meine Grenzen hinausgewagt hatte.

Ja, ich hätte erleichtert sein müssen, dass Ren nicht gekommen war. Aber ich war es nicht.

Charlotte verfolgte mich nach dem Frühstück wie ein Schatten durch die Flure der Villa. »... außerdem muss eine Entscheidung bezüglich der Blumenarrangements getroffen werden. Der Florist hat gestern mehrmals angerufen. Nicht anders sieht es mit dem Catering aus. Und da wären noch die Einladungen. Ich war so frei, eine Vorauswahl zu treffen, und habe die Muster herschicken lassen. Sie kamen heute Morgen an.«

Vor dem Musikzimmer angekommen, wandte ich mich zu Charlotte um. Erwartungsvoll hielt sie die Karten in der Hand, und ich zog eine aus dem Stapel.

»Wir nehmen die hier. Schick sie an den Floristen, er soll die Gestecke daran anpassen«, entschied ich und schob mich durch die Tür.

»Denken Sie noch an –«

»Später, okay?«, unterbrach ich sie, schloss die Tür und lehnte mich dagegen.

Ich konnte das alles nicht mehr. Ich wollte es nicht.

Aber ich musste. Ich musste mich wieder auf die Gleise bringen, zurück in geordnete Bahnen.

Mein Blick wanderte zu den Schallplatten. Ich stieß mich von der Tür ab, ging zielsicher auf das Regal zu und zog mehrere Platten heraus.



»Eine beachtliche Sammlung.«

Erschrocken wirbelte ich herum.

Ren lehnte im Türrahmen. Sein Tattoo war abgedeckt, und sein Haar wieder streng zurückgegelt, doch er trug nicht den üblichen Anzug, sondern ein schwarzes Hemd und Jeans. Ihn so zu sehen – und zu wissen, was sich auf seiner Haut verbarg –, ließ ihn anders auf mich wirken. Fremder und doch viel mehr wie er selbst.

»Mein einziger Anzug liegt noch in deiner Waschküche«, sagte er.

Meine Gedanken mussten mir auf der Stirn geschrieben stehen. Ich setzte einen gleichgültigen Gesichtsausdruck auf, wandte mich wieder dem Regal zu und beschäftigte mich mit den Schallplatten. »Wenn du wegen des restlichen Lohns kommst ...«

Er trat in den Raum und schaute sich die Sammlung an. »Gehört das deinem Vater? Andere Bonzen sammeln Wein, Erstausgaben oder Luxusautos. Wer hätte gedacht, dass sich Owen Lancaster mit Schallplatten als Statussymbol zufriedengibt.«

»Es ist nicht seine Sammlung und auch kein Statussymbol«, entgegnete ich. »Wir waren uns doch einig, dass die Sache gestern ein Fehler war. Martha hätte dich auszahlen können.«

»Wir hatten unseren Spaß ...«

»Was sich nicht wiederholen wird«, betonte ich.

Er nickte zustimmend. »Da bin ich ganz bei dir. Ich war mir nur nicht sicher, ob ich gefeuert bin oder nicht. Du scheinst dich alle fünf Minuten umzuentcheiden.«

»Du doch auch. Erst kannst du unmöglich gehen, obwohl dir klar sein sollte, dass ich dich wegen des Übergriffs auf dem Parkplatz anzeigen könnte. Dann ist es plötzlich kein Problem mehr für dich zu verschwinden, und Geld spielt keine Rolle. Was ist – oder war – an diesem Job so wichtig, dass du ihn angenommen hast, obwohl du ihn hasst?«

»Vielleicht ist es ja doch das Geld.« Er wirkte nicht sehr überzeugend. Sein Blick fiel auf die Schallplatte in meiner Hand. »Footloose? Ernsthaft?«

Ich schmunzelte schief. »Nicht dein Stil, Mister Piano Man?«

Er streckte die Hand nach der Schallplatte aus. Ich zog sie weg. »Du schuldest mir Antworten.«

»Reicht Geld nicht?« Er hob die Schultern. »Vielleicht habe ich beim Anblick deiner teuren High Heels die große Beute gewittert.«

»Wenn das so wäre, solltest du Meisterdieb von deiner Wunschjobliste streichen. Zum Ausspionieren fehlt es dir ganz klar an Talent.« Ich näherte mich dem Plattenspieler.

Ren schloss zu mir auf. »Ich bleibe wohl besser bei meiner Musik.«

»Komm schon, sag mir, was du hier suchst, oder es gibt Kenny Loggins auf die Ohren«, drohte ich mit erhobener Schallplatte.

Er schmunzelte. »Schon mal was von den Genfer Konventionen gehört?«

»Ach, so schlimm kann es doch nicht sein. Oder wurdest du als Kind immer damit aufgezogen, dass du zufällig den gleichen Namen trägst wie der Typ aus dem Film?«

Er schnaubte verächtlich. »Welcher Film?«

»Warte, ich helfe dir auf die Sprünge.« Ich legte die Nadel auf. Als das Lied startete, beugte ich die Knie und klopfte mit dem Fuß zum Beat. »Du kannst dich nicht dagegen wehren. Spürst du den Rhythmus?«

Ren hob abwehrend die Hände. »Alles, was ich spüre, ist der Drang wegzulaufen.«

Der Bass setzte ein, ich wippte mit dem Kopf und drehte die Lautstärke voll auf. »Du musst das spüren!«, schrie ich, wirbelte im Kreis und begann zu grölen: »Been working so hard!«



Rens Gesichtsausdruck schwankte zwischen entsetzt und amüsiert. Er wich vor mir und der Musik zurück.

Für mich gab es kein Halten mehr. Nicht weniger übersprudelnd als Kevin Bacon im Originalfilm warf ich die Arme und Beine in die Luft. Ich schüttelte die Schultern, schwenkte den Kopf von einer Seite zur anderen und drehte mich wieder und wieder im Kreis.

Es war Jahre her, seit ich mich jemandem das letzte Mal so ungewungen gezeigt hatte. Es fühlte sich unglaublich gut an, nicht über mein Handeln nachzudenken, einfach nur ich selbst zu sein, ohne dass mir etwas peinlich war, ohne etwas zu verstecken, wie ich es in jeder anderen Situation getan hätte.

Als mir die Puste ausging, mir mein Haar bereits schweißnass an der Stirn klebte und sich der Song dem Ende näherte, verlor ich bei einer Drehung das Gleichgewicht und stolperte in den Raum.

Ren fing mich an den Armen ab.

»Ich bin wohl etwas aus der Übung«, keuchte ich.

»Von jemandem mit einem Personal Trainer hätte ich mindestens einen eleganten Schwung an einem Drahtseil erwartet, Prinzesschen.«

»Von jemandem, der behauptet, das Lied nicht ausstehen zu können und den Film nicht zu kennen, hätte ich nicht erwartet, über die Stunts darin aufgeklärt zu werden, Piano Man«, konterte ich.

»Vielleicht habe ich den alten Streifen ein paarmal zu oft gesehen.« In seinen Worten lag eine unerwartete Ernsthaftigkeit. Er schaute mich unverwandt an, doch der Glanz seiner Augen versank in tiefem Schwarz. Eine pochende Stille machte sich zwischen uns breit, und seine Hände rutschten von meinen Armen.

Ich wollte fragen, was in ihm vorging, wusste aber, dass er sich mir nicht anvertrauen würde. Jede verstreichende Sekunde, die die Stille

zwischen uns wachsen ließ, würde mich nur weiter von allen Antworten wegtreiben, zu denen er bereit sein könnte.

»Lass uns einen Deal machen«, schlug ich vor. »Du hilfst mir, ein paar Fragen zu klären, und ich helfe dir, das zu finden, was auch immer du hier suchst.«

»Ich schätze, dabei wirst du mir nicht helfen können.« Ein getrübbes Lächeln legte sich auf seine Lippen.

»Wenn es um meine High Heels geht, ist das kein Problem. Die kannst du gerne haben«, griff ich seinen Scherz von vorhin auf.

Er beugte sich zu mir und raunte in mein Ohr: »Ich sehe fantastisch aus in High Heels.«

»Das glaube ich dir sofort.« Er hatte definitiv die Beine dafür. Nur bezweifelte ich, dass er den Job angenommen hatte, um sich an meinem Kleiderschrank zu bedienen.

Ich ging zum Plattenspieler und legte Grandmas Single auf. Nach den ersten Pianoklängen wandte ich mich Ren zu.

»Das bist du, oder?«, fragte ich.

»Du hast ein gutes Gehör.« Er lauschte, ohne eine verräterische Regung zu zeigen. Ich konnte weder sagen, ob er das Lied kannte, noch, ob ich recht hatte.

»Warum höre ich dich auf einer fünfzig Jahre alten Schallplatte spielen?«, hakte ich nach.

Ren blieb weiter ungerührt. Er trat ebenfalls an den Plattenspieler heran und nahm die Hülle. Behutsam begutachtete er sie.

Ich legte meine Hand an seinen Arm. »Erklär mir das bitte.«

»Wie gesagt ...«, murmelte er mit gedämpfter Stimme. Gedanklich schien er weit weg zu sein. Ich schloss meine Hand etwas fester um seinen Arm und holte ihn damit zu mir zurück. Er schüttelte den Kopf. »... aber nein, das bin ich nicht.«



»Soll das dann Zufall sein?«, fragte ich ungläubig.

»Störe ich?«

Erschrocken wirbelte ich herum. Henry stand in der Tür.

Mich überkam ein fehlgeleitetes Schuldgefühl, das mich vor Ren zurückweichen ließ. Mein Blick huschte von meiner Hand auf Rens Arm und dem Verlobungsring zu Henry.

»Sieht ganz danach aus«, fügte Henry hinzu.

»Was machst du hier?« Ich rang um Fassung.

Es gab keinen Grund, mich ertappt und schuldig zu fühlen. Es war schließlich nichts passiert, und selbst wenn, gehörte ich Henry nicht exklusiv.

»Was soll das für eine Frage sein?«, entgegnete er. »Du hast gestern unseren Brunch abgesagt, nachdem du dich tagelang von der ganzen Welt abgeschottet hast. Was glaubst du, was ich hier mache? Ich bin besorgt um dich.«

Ich rieb mir den Nasenrücken und sammelte mich. »Du hättest anrufen können.«

»Um das hier zu verpassen?« Er breitete die Arme aus.

»Was zu verpassen?« Ich deutete von Henry zu Ren und wieder zurück. »Henry Callahan, das ist Ren Seaver, der Pianist, den Dad eingestellt hat.«

Henry musterte Ren herablassend. »Ah, ich sehe hier nur kein Klavier.«

Rens Blick lag kühl auf Henry. Im Gegensatz zu mir ließ er sich von ihm kein Stück aus der Ruhe bringen. Er zeigte weder Abneigung noch Wut über Henrys Verhalten. Alles, was er ihm entgegenbrachte, war Desinteresse.

»Ich gehe dann mal«, sagte er. Ohne Henry eines Blickes zu würdigen, marschierte er an ihm vorbei zur Tür.

»Nein, warte«, bat ich und wollte ihm nach.

Doch Henry versperrte mir den Weg. Er legte seine Hände auf meine Schultern. »Jetzt rede endlich mit mir.«

»Nicht jetzt!«, fuhr ich ihn an und schaute Ren nach. Er hatte mir meine Frage nicht beantwortet. Und was, wenn ihm das alles zu heiß wurde und er morgen nicht wieder auftauchen würde?

Henrys Hände schraubten sich fester um meine Schultern. »Du stößt alle mit deinem Verhalten vor den Kopf, merkst du das nicht? Was auch immer dich so sehr beschäftigt, hat keinen guten Einfluss auf dich. Geht es dabei um ihn?«

»Lass mich los.« Ich befreite mich aus seinem Griff. »Wenn mich etwas negativ beeinflusst, dann ist es die Art, wie du über mich bestimmst. Und dann ziehst du die Verlobungsaktion auch noch ausgerechnet in diesem Park durch ...«

Bei dem Gedanken an den Campus schoss mir plötzlich etwas ganz anderes durch den Kopf. Ich riss die Augen auf. »Verdammt, ich habe Clark vergessen! Ich muss zur Uni.« Eilig schnappte ich mir mein Handy und schrieb ihm, dass ich unterwegs war.

»Willst du mich jetzt hier stehen lassen?«, beschwerte sich Henry, während ich im Begriff war zu gehen. Er stürzte mir nach.

»Wir reden später«, versprach ich ihm auf dem Weg zur Haustür.

»Scheiß auf die Uni!« Er versuchte, mich am Arm zu packen.

Abwehrend hob ich die Hände. »Du hättest anrufen sollen, dann hätte ich dir gesagt, wann ich Zeit für dich habe.«

An der Garderobe angekommen, schlüpfte ich in meinen Parka und wollte die Tür aufziehen. Henry lehnte sich jedoch dagegen.

»Du hättest nur wieder abgesagt, wenn du überhaupt ans Telefon gegangen wärst. Und jetzt frag dich mal, wieso das so ist?«

Ich legte die Hand um den Türknauf und sah Henry auffordernd



an. Aber er dachte nicht daran, mich gehen zu lassen. Erst als Martha auf der Galerie erschien, trat er beiseite.

»Frag du dich lieber, warum ich nicht mit dir reden kann«, knurrte ich und verließ die Villa.

Henry folgte mir durch den Vorgarten bis zum Eingangstor und wiederholte das Spiel von vorhin an meinem Lexus. Ich öffnete die Fahrertür, doch er drückte sie wieder zu. »Ich bin extra hier rausgefahren. Du schuldest mir eine Erklärung.«

»Ich schulde dir gar nichts.« Ihm nach diesem Auftritt von Anonym zu erzählen, hätte wie eine Entschuldigung für ein Verhalten ausgesehen, für das ich mich nicht entschuldigen musste. Ich hatte jedes Recht, mir die Zeit zu nehmen, die ich brauchte, um zu verarbeiten, was er mir zugemutet hatte. Ich versuchte erneut, die Fahrertür zu öffnen.

Henry ließ es nicht zu. »Gehen wir wieder rein.«

Ein vertrautes Knistern drang an mein Ohr. Ren lehnte rauchend an der abgewrackten Karre, die Cheryl vor zwei Wochen mit ihren Booties demoliert hatte. Es war ebenjener graue Pontiac, den ich am Tag vor seinem ersten Klavierspiel von meinem Vorzimmer aus gesehen hatte. Er zog noch einmal an seiner Zigarette, stieß sich ab und kam auf uns zu.

»Du schuldest mir noch einen Wochenlohn«, sagte er ungerührt von meinem Streit mit Henry.

»Siehst du nicht, dass wir im Gespräch sind?«, giftete Henry ihn an.

Ren musterte ihn durch schmale Augen, bevor er wieder zu mir sah. »Wie sieht's mit der Kohle aus?«

»Wie viel kriegst du?!«, brüllte Henry aufgebracht. Er zog ein Geldbündel hervor, zerrte einen Hunderter nach dem anderen heraus und warf Ren die Scheine wie Konfetti entgegen. Anschließend drückte

er ihm das ganze Bündel gegen die Brust und drängte ihn zurück. »Jetzt verzieh dich.«

Ren betrachtete das Geld vor seinen Füßen. Er nahm einen weiteren Zug von seiner Zigarette und schaute über Henrys Schulter hinweg zu mir.

»Wir können das auch morgen regeln. Fahr«, forderte er mich auf. Ich nickte dankbar und stieg ein.



## REN

Es war ihm ein Rätsel, warum er sich eingemischt hatte. Siena fuhr weg, und er blieb mit diesem selbstherrlichen Snob zurück.

Er hasste es, auf Konfrontation zu gehen. Aus Erfahrung wusste er nur zu gut, wie schnell selbst jemand, der harmlos wirkte, die Beherrschung verlieren konnte.

Dieser Schönling mit seiner Fünfhundertdollar-Frisur und den manikürten Nägeln sah allerdings nicht nach einem geübten Schläger aus. Wobei die Art, wie er Siena behandelte, den Anschein erweckte, dass er mit Frauen nicht zimperlich umsprang. Dieser Gedanke trieb Ren unwillkürlich einen Schritt auf den vor Wut schnaubenden Dreckskerl zu.

»Was?«, blaffte der ihn provokant an.

Ren unterdrückte den Drang, ihm eine Lektion zu erteilen, warf seine Zigarette auf das am Boden liegende Geld und trat sie aus. »Nichts«, gab er zurück und schob die Hände in die Hosentaschen.

»Dann verzieh dich!«

Ren schnaubte verächtlich. Wie erbärmlich, dass sich dieser Typ für etwas Besseres hielt. Er war nichts weiter als ein kleiner, verwöhnter Säugling, der mit einem goldenen Löffel im Mund geboren worden war. Sich mit ihm anzulegen, war der Mühe nicht wert.

Ren wandte sich zum Gehen. In seinem Rücken hörte er das

Rascheln der Geldscheine und spürte kurz darauf, wie ihn etwas an der Schulter traf.

»Vergiss deine Almosen nicht«, verspottete ihn der Schnösel.

Ren stockte nur kurz, bevor er weiterging, ohne sich noch einmal umzudrehen. Es war offensichtlich, dass der Kerl eifersüchtig war. Er führte sich auf wie ein Platzhirsch, verteidigte sein Mädchen gegen Eindringlinge und ahnte nicht, wie lächerlich er sich dabei machte.

Wenn Ren Siena gewollt hätte, würde er sich von einem Typen wie dem nicht aufhalten lassen. Und er hatte sie gewollt. Er hatte sie gehabt ... und bereute es. Nicht, weil es nicht gut gewesen war. Es war verdammt gut gewesen. Aber es hätte nie geschehen dürfen. Niemals.





## YOU KEEP ME HANGIN' ON

Als ich an der Uni ankam, hatte mir Henry schon ein halbes Dutzend Nachrichten geschickt. Ich konnte verstehen, dass er nicht glücklich war, von mir stehen gelassen worden zu sein. Mich weiter zu bedrängen, änderte aber nichts daran, dass ich keine Zeit hatte.

Auf meinem Weg schrieb ich ihm zurück, konnte ihn aber nicht überzeugen. Ich tippte gerade die x-te Bitte um sein Verständnis, als mir die verschlossene Tür zum Archiv den Weg versperrte. Ich schaute vom Handy hoch, und mein Blick fiel auf die Schlüssel, mit denen jemand vor meiner Nase herumklimperte. Clark stand neben mir. Ich war so in die Auseinandersetzung mit Henry vertieft gewesen, dass ich ihn nicht bemerkt hatte.

»Sorry, das ...« Ich gestikulierte hilflos. »Ich wollte dich nicht warten lassen.«

»Wenigstens tauchst du auf«, sagte er müde und öffnete uns die Tür. »Du kannst dich dahinten auf dem Tisch ausbreiten.«

Mein Handy vibrierte erneut, und ich verdrehte die Augen.

### Henry

*Du mauerst wieder. Das ist nicht gesund.*

142

Zu seiner Verteidigung: Meine Nachricht von eben hatte ich noch nicht abgeschickt, sodass seit seinem letzten Konter ein paar Minuten verstrichen waren.

*Sei bitte nicht so. Ich habe zu tun, melde mich aber später bei dir. Versprochen.*

Ein lauter Knall ließ mich hochschrecken. Clark hatte einen Aktenordner auf den Tisch fallen lassen.

»Hast du deine Unterlagen vergessen?« Ihm war aufgefallen, dass ich meine Unitasche nicht bei mir trug.

Ich hielt mein Handy hoch. »Alles hier drauf.«

Clark blinzelte ungläubig. »Okay.«

»Zeig mir ruhig erst, was du hast«, schlug ich vor und setzte mich.

Er nahm ebenfalls Platz und deutete auf mein Handy. »Nein, nein, ich bin ganz gespannt auf deinen Part und auf die App, die du benutzt, um deine Abhandlungen zu erstellen. Lass mich raten: ChatGPT?« Er grinste aufgesetzt, was wohl ein Versuch sein sollte, seine Spitze wie einen Scherz klingen zu lassen.

Ich spielte mit und lachte flüchtig. »Es ist ein PDF. Vor der Tür steht ein Drucker, oder? Ist es dir lieber, wenn ich es ausdrucke?«

»Nein, schon gut.« Wieder deutete er auffordernd auf mein Handy.

Ich wollte mein Dossier aufrufen, doch mein Finger traf stattdessen auf die nächste Nachricht von Henry, die genau in diesem Moment eingegangen war.

### Henry

*Ich bin nur so, weil ich mir Sorgen um dich mache. Schieb es nicht länger auf, lass uns jetzt reden.*

143



»Sieht mir nicht nach einem PDF aus.« Clark schielte auf mein Display.

»Sorry, er lässt einfach nicht locker«, murmelte ich.

*Jetzt nicht. Später.*

Clark sank auf seinen Stuhl zurück. »Dann fange ich mal an.«

Ich lauschte Clarks Ausführungen, während er mich Schritt für Schritt durch seine Notizen führte. Das wiederholte Vibrieren meines Handys versuchte ich zu ignorieren.

Begriff Henry wirklich nicht, wie wenig hilfreich es war, mich weiter zu bedrängen? Er ließ mir keinen Platz zum Atmen, weigerte sich zu akzeptieren, was ich ihm schrieb, und wollte mir einreden, genau zu wissen, was ich brauchte und was gut für mich war. Damit tat er nichts anderes als bei der Verkündung unserer Verlobung. Er entschied über meinen Kopf hinweg.

»Interessiert dich überhaupt, was ich hier erzähle?«, holte mich Clark aus meinen verstrickten Gedanken zurück.

»Doch, sicher!« Wieder ein Vibrieren. »Ich schalte es stumm.«

Clark breitete die Arme aus. »Nur zu, beantworte deine Nachrichten, und ich suche in der Zeit nach diesem Ren Sowieso. Deswegen bist du doch hier, oder?«

»Nein, das ...« Ich hatte das Display eingeschaltet und hielt inne, als ich neben Henrys Nachricht auch eine von Cheryl sah.

**Cheryl**

*Alles okay bei dir? Henry hat angerufen.*

Jetzt schaltete er auch noch Cheryl ein? Die ganze Sache wuchs mir allmählich über den Kopf.

»Ich mache ganz schnell«, sagte ich, während ich Cheryl schrieb, dass sie sich keine Sorgen machen musste.

Ich hätte an ihrer Stelle auch versucht, herauszufinden, was los war und wie ich helfen konnte. Nur war es im Moment keine Hilfe für mich, auch ihr alles erklären zu müssen, statt mich auf die Vorbereitungen der Präsentation mit Clark zu konzentrieren.

**Cheryl**

*Henry ist völlig außer sich. Hast du ihm echt einen Bodyguard auf den Hals gehetzt?*

*Er übertreibt, das war niemand.*

**Cheryl**

*Als du erzählt hast, dass du »Niemanden« in das Plattenzimmer deiner Granny lässt, dachtest du also an diesen Typen? Wo lässt du ihn noch rein? Erzähl!*

Während ich die Nachricht las, ploppten am oberen Displayrand weitere Nachrichten von Henry auf. Ich wischte sie weg – und schuf damit Platz für eine Nachricht von Anonym. Ein Schauer fuhr durch meinen Körper. Ich wischte auch diese Nachricht weg und antwortete Cheryl.

*Ich bin an der Uni und ernte schon böse Blicke. Melde mich später.*



»Nichts zu finden«, verkündete Clark. Er war wieder an den Tisch getreten.

Verwirrt schaute ich zu ihm auf. »Wie bitte?«

»Der Typ, nach dem du suchst«, erklärte er genervt. »Schon vergessen? Hier hat niemand mit diesem Namen studiert.«

»Ach ja, stimmt.« Ich rieb mir den Nasenrücken. So überreizt, wie mein Hirn im Moment war, hatte ich völlig vergessen, dass er nach Ren Seaver suchen wollte. »Sorry, ich stehe etwas neben mir, wo waren wir stehen geblieben?«

Clark setzte sich wortlos wieder hin, nahm seine Unterlagen und fuhr fort.

Ich gab mein Bestes, seinen Ausführungen zu folgen, fühlte mich dabei aber wie ein Kind, dem man Quantenphysik erklären wollte. Es war schon schwer genug, mich mit Henry im Nacken konzentrieren zu können. Mit der ungelesenen Nachricht von Anonym war es unmöglich.

Clark hörte auf zu reden und schaute mich erwartungsvoll an.

»Okay, und dann ...?«, begann ich zögerlich.

»Dann ist dein Part dran«, sagte er.

Ich atmete tief durch. Wenn ich erst mal mein Dossier vor Augen hatte, käme ich bestimmt schnell ins Thema rein. Ich zwang mich, die Anzahl neuer Nachrichten zu ignorieren, öffnete das PDF und startete auf den Titel: *Distinktionsverhalten und symbolisches Kapital im Kontext sozioökonomischer Disparität urbaner Konsum-Hedonistischer Milieus*. Allein das überforderte mich schon in meiner derzeitigen Gemütslage.

»Du hast den sozioökonomischen Zusammenhang schon angesprochen?«, fragte ich.

»Okay, vergiss es einfach«, blockte Clark ab. Mit schnellen Hand-

griffen sammelte er seine Sachen zusammen und stand auf. »Mach dir keine Sorgen um deine Noten. Dein Name steht unter meinem Dossier.«

»Es geht doch nicht um die Noten«, wehrte ich ab.

»Ach nein?« Er machte sich auf den Weg zur Tür.

»Das hier soll eine Teamarbeit sein«, erinnerte ich ihn und stand ebenfalls auf.

Mein Handy vibrierte erneut.

Clark schüttelte den Kopf. »Dein Typ wird verlangt.«

Ich schaltete mein Handy ab, doch als ich wieder aufschaute, hatte Clark bereits die Tür geöffnet.

»Ich hab das Handy jetzt ausgeschaltet«, versicherte ich ihm. »Gib mir noch eine Chance.«

Er dachte kurz nach. »Du hast recht, es ist Teamarbeit. Aber wir beide spielen nicht im selben Team. Das ist das Problem.«

»Das Problem ist –« Die Tür schlug zu, und ich verstummte. Das Problem war, dass er mich von Anfang an nicht ernst genommen hatte und ich zu abgelenkt gewesen war, ihm zu beweisen, wie sehr er sich in mir irrte.

Egal, wie gut oder schlecht ich an der Uni abschnitt, ich würde im Vorstand der Lancaster Corp landen. Das wussten alle. Dass es für mich aber kein Freibrief war, nahm mir kaum jemand ab. Clark war da keine Ausnahme.

Ich sank gegen den Tisch, nahm mein Handy und schrieb Henry, dass wir uns bei ihm treffen würden. Anschließend rief ich Anonyms Nachricht auf.



## Anonym

*Ich weiß nicht, welche Rolle dir besser steht. Die fleißige Studentin oder die frisch Verlobte. Wie wäre es mit einem Foto von beidem?*

Die Worte verschwammen vor meinen Augen. Meine Knie fühlten sich ganz weich an, und ich sank zurück auf den Stuhl. Es dauerte einen Moment, bis ich mich zusammengerissen hatte.

Ich blockte alle Gefühle ab, die Anonyms Nachricht in mir auslöste. Wenn ich etwas davon an mich heranließ, verlor ich endgültig den Halt.

Auf halber Strecke zu Henrys Wohnheim schoss ich ein Foto von meinen Pumps im leuchtenden Laub der Parkanlage. Ich versah es mit dem Hashtag *Unileben* und dem Titel *Auf dem Weg zu meinem Verlobten*, bevor ich es postete. Das Vibrieren meines Handys verriet mir, dass Anonym zufriedengestellt war.

Ich nahm einen zittrigen Atemzug, schloss die Augen, bis ich alles zurückgedrängt hatte, was nun doch an die Oberfläche zu gelangen drohte, und lief weiter.

Vor Henrys Tür musste ich einen Moment warten, bis er mir auf dem Gang entgegenkam. Dennoch hatte die Wartezeit gereicht, um die Unruhe in mir wachsen zu lassen.

»Jetzt willst du also reden«, begrüßte er mich schroff.

Ich brauchte tatsächlich jemanden, mit dem ich reden konnte. Aber nicht so. Nicht, wenn schon seine ersten Worte an mich ein Angriff waren.

»Lass uns einfach reingehen«, bat ich.

Er schob mich beiseite, um aufzuschließen. »Wenn mir klar ge-

wesen wäre, dass ich einen Termin brauche, um meine Verlobte zu sehen, hätte ich mich an deine Assistentin gewandt.«

»Ich bin nicht deine –« Eine Nachbartür ging auf. Ich schenkte den Studenten, die an uns vorbeiliefen, ein flüchtiges Lächeln, und folgte Henry in sein großzügiges Apartment. »Ich bin nicht deine Verlobte.«

»Oh, dann habe ich mir die gigantische Verlobung, die seit Tagen durch die Presse geht, nur eingebildet?« Er stemmte die Arme in die Seiten, während ich meine vor der Brust verschränkte.

»Was du dir eingebildet hast, war mein Ja.«

»Ich habe versprochen, das Problem zu lösen, und mich daran gehalten.« Er deutete auf den Zweisitzer neben der Tür. »Fühl dich wie zu Hause, ich mach uns einen Kaffee.« Er ging zur Küchenzeile.

»Das hast du, aber –«

»Aber *du* weißt nicht, was du willst«, fiel er mir ins Wort. Er hatte die Stimme gehoben, genau wie ich. Aber uns in einen Streit hineinzuschaukeln, löste sicher keine Probleme. Ich versuchte, etwas Ruhe hineinzubringen, und setzte mich hin.

»Du hast die Verlobung über meinen Kopf hinweg entschieden und mich damit völlig überrumpelt«, erklärte ich.

Er schnaubte verächtlich. »Weil ich dich überraschen wollte. Bin ich jetzt deshalb der Böse?«

»Ich habe nicht gesagt, dass du der Böse bist.«

»Du ignorierst meine Nachrichten, sagst unsere Verabredungen ab, schmeißt mich aus deinem Haus«, zählte er auf und kam mit zwei Tassen zur Sitzecke herüber. »Wie bitte nennst du das?«

Ein trübes Lächeln huschte über meine Lippen. »Freier Wille.«

Den er mir nicht gelassen hatte. Und der mir mehr und mehr abhandenkam. Mit jeder Nachricht von Anonym, mit jedem neuen Termin in meinem Planer, jeder Verpflichtung, jeder Entscheidung,



die ich zum Wohl anderer traf, verlor ich mich selbst ein bisschen mehr.

Meine Augen brannten. Ich rieb die aufkommenden Tränen weg.

Henry setzte sich neben mich und stellte die Tassen ab. »Siehst du das wirklich so?«

Er strich mir sanft über den Arm.

»Warum hast du mich nicht vorher gefragt?« Ich schaute zu ihm auf.

»Das widerspricht doch dem Sinn einer Überraschung.« Er legte seine Hand an meine Wange. »Ich wollte dich glücklich machen, dich zum Strahlen bringen. Du bist einer der wichtigsten Menschen in meinem Leben.«

»Du bist mir auch wichtig«, versicherte ich ihm.

Er nahm mein Gesicht in beide Hände. »Warum entfernst du dich dann immer weiter von mir? Warum höre ich kein Danke für alles, was ich für uns getan habe?«

»Du willst, dass ich *Danke* sage?«, fragte ich ungläubig. Hörte er mir nicht zu? Wollte er nicht verstehen, wie es mir mit dieser Sache ging?

Henry schmunzelte. »Es war immerhin das Chicago Symphony Orchestra.« Er legte seine Stirn an meine und strich mir mit den Daumen über die Wangen. »Ich kenne dich, Siena. Ich weiß, was dich glücklich macht. Du musst mir nur mehr vertrauen.«

Er wollte mich küssen, doch ich stand auf.

»Was ist jetzt schon wieder los?«, maulte er.

»Wie soll ich dir vertrauen, wenn du mir nicht einmal richtig zuhörst?«, warf ich ihm vor. »Ich war begeistert von deiner Überraschung! Ich wäre dir mit dem größten Dankeschön auf den Lippen um den Hals gefallen, wenn du nicht lauthals verkündet hättest, dass ich Ja gesagt habe. Das hättest du nicht tun dürfen!«

Henry verengte den Blick. »Wenn ich dich vorher gefragt hätte, hättest du dem Plan also nicht zugestimmt?«

»Es geht nicht darum, *was* du getan hast, sondern, *wie* du es getan hast«, versuchte ich noch einmal, zu ihm vorzudringen. »Henry, ich –«

Mit einer herrischen Geste schnitt er mir das Wort ab. »Durch unsere Verlobung wirst du in der Presse wie ein Engel dargestellt. Niemand spricht mehr über die Baybird-Übernahme, und meine Eltern jammern mich nicht mehr damit voll, dass ich mein Leben verschwende und endlich Verantwortung übernehmen muss. Ich habe mit einem Streich alles erreicht, was wir wollten. Und du regst dich über so unnötige Details wie das *Was* und *Wie* auf? Was hat dich noch gestört? Die Farbe meines Anzugs? Die Musikauswahl?«

»Ich erkenne dich nicht wieder.« Fassungslos schüttelte ich den Kopf. Lag ich denn wirklich so falsch? Wir führten keine echte Beziehung, und mit einem Schlag waren wir verlobt. Ich war gezwungen, alle um mich herum zu belügen, mein ganzes Leben an etwas anzupassen, dass ich so nie gewollt hatte. Und mir war nicht einmal die Zeit geblieben, mich darauf vorzubereiten, das Für und Wider abzuwägen und eine klare Entscheidung zu treffen – für mich, für meine Zukunft. Damit nicht zurechtzukommen, war doch nicht mit der Musikauswahl vergleichbar.

Ich drehte mich von Henry weg, doch er stand ebenfalls auf, packte mein Handgelenk und zerrte mich zu sich herum.

»Du kennst mich genauso gut wie ich dich«, sagte er. »Du weißt, dass es die richtige Entscheidung war. Du hast nur Angst vor dem, was du fühlst. Deswegen stößt du mich von dir, weil du glaubst, dass ich es nicht verstehen kann. Aber das kann ich, Siena. Ich fühle genauso. Das zwischen uns ist echt.«



Meine Augen weiteten sich. Henry glaubte, ich hätte mich in ihn verliebt? Seit wann waren das seine Gedanken? Und wie lange empfand er so für mich?

Er sah mir meine Verwirrung an und interpretierte sie wohl falsch, denn ein sanftes Lächeln legte sich auf seine Lippen. Ich stand vollkommen neben mir und ließ zu, dass er seine Hand in meinen Nacken legte und mich in seine Arme zog.

»Ich liebe dich nicht«, erklärte ich mit schwankender Stimme.

Er schob mich von sich. »Das sagst du jetzt nur, weil du Angst hast, dass wir wirklich heiraten müssen.«

»Ich habe Angst, ja«, bestätigte ich. »Angst, dich als Freund zu verlieren. Als wir das erste Mal miteinander geschlafen haben, dachte ich, dass unsere Freundschaft daran zerbrechen würde. Und ich war glücklich, dass das nicht passiert ist. Du bist mir wichtig, Henry. Als Freund.«

Seine Miene verhärtete sich. »Wichtig genug, um dich von mir ficken zu lassen, wenn dir danach ist, für mehr aber nicht? So eine bist du nicht, und wenn du das glaubst, machst du dir selbst etwas vor.«

»Lass mich los, okay?«, bat ich.

Er riss die Hände über den Kopf und trat einen großen Schritt zurück. »Du hast dich verändert, Siena. Du belügst dich selbst und merkst es nicht. Vor ein paar Monaten wärst du mir bei der Verlobung noch weinend vor Glück um den Hals gefallen. Weil es das ist, was du wolltest.« Er deutete von mir zu ihm. »Alle wissen das. Nur du nicht. Frag dich mal, wieso das so ist. Was ist mit dir passiert? Warum bist du so toxisch geworden? Wenn es nicht die Verbitterung ist, dass du deine Gefühle für mich verbergen musst, was ist es dann? Sag schon!«

Er wollte nach mir greifen, doch ich wich zurück.

»Ich bin dir nicht böse«, redete er auf mich ein wie auf ein verängstigtes Tier. »Ich weiß, dass du nicht so sein willst.«

»Bleib von mir weg.« Mit vorgestreckten Händen hielt ich ihn auf Abstand. Mein Blick fand keinen Halt mehr im Raum. Der Gedanke, dass jede freundliche Geste von mir, jede Berührung, jede Nachricht der letzten Wochen oder Monate von ihm in ihrer Bedeutung verdreht worden waren, kam mir unerträglich vor. Es war demütigend, dass er selbst meine Vorwürfe nur als Bestätigung für Gefühle sah, die ich nicht hatte.

»Beruhig dich erst mal, Siena«, forderte er mich auf.

»Beruhigen? Wie könnte ich?«, warf ich ihm entgegen.

»Du wirst hysterisch«, warnte er mich.

»Hör auf, mir zu sagen, was ich fühle!«

In seinem Blick lag so etwas wie Mitleid. »Irgendjemand muss es ja tun.«

Ich schüttelte den Kopf und ging rückwärts auf die Tür zu. Das Chaos in mir nahm überhand. Alles zwischen uns fühlte sich mit einem Mal wie eine Lüge an. Nichts davon war echt gewesen.

»Ich ... ich kann nicht«, stammelte ich und stürzte aus dem Apartment.

Meine Gedanken rasten, während ich wie ferngesteuert zu meinem Auto ging. Meine Umgebung, das Vibrieren meines Handys, nichts drang weit genug zu mir vor, um mich aus meiner Trance zu befreien.

Ich fuhr los und stellte meine Rock-Playlist laut genug, um das Rauschen in meinem Kopf zu übertönen. Zielloos fuhr ich umher, versuchte zu verstehen, was passiert war, und ertrank in meinen Fragen, im Strudel meiner Gefühle, meiner Ängste und Zweifel.



An einer roten Ampel hielt neben mir ein Van voller feiernder Studenten. Der Beifahrer stellte die Musik ab, grölte mir etwas zu und gestikuliert, dass ich meine Anlage lauter machen sollte.

Ich schluckte meine Gefühle hinunter, setzte einen fröhlichen Gesichtsausdruck auf und warf den Jungs ein breites Grinsen zu, während ich den Song von Van Halen voll aufdrehte.

»Jump!«, rief ich zum Refrain.

Die Studenten explodierten regelrecht in ihrem Van. Sie brachten den Wagen zum Hüpfen und schrien mir »Baby, how you been?« zu, als die entsprechende Textstelle aus meinen Boxen dröhnte. Ihre Enttäuschung war groß, als die Ampel auf Grün sprang und ich abbog.

Ich ließ die Maske der lebenslustigen Studentin wieder fallen. Mit einem Mal fragte ich mich, ob doch etwas Wahres in Henrys Worten lag. Wie auf Knopfdruck war ich in der Lage, meine Gefühle vor der Außenwelt zu verstecken. War es da so abwegig, dass ich einen Teil davon auch vor mir selbst versteckte? Hatte ich Gefühle für Henry, die ich bisher nicht wahrhaben wollte? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen.

Ich fuhr eine Allee entlang, hatte die Innenstadt längst hinter mir gelassen und begriff allmählich, wohin mich mein Unterbewusstsein führte.

Als ich das offen stehende Tor des umzäunten Geländes passierte, drehte ich die Lautstärke herunter. Inmitten einer gepflegten Parkanlage erhob sich vor mir ein stattliches, weißes Herrenhaus, umrahmt von Dutzenden Säulen. Trotz des kalten Wetters waren Spaziergänger zu sehen. Oft in Begleitung von Pflegepersonal.

Ich parkte vor dem Haupteingang und tat, was ich auch vor meinem Treffen mit Henry getan hatte: die Augen schließen, tief durch-

atmen und alles in mir wegsperren, was mich zu überwältigen drohte. Es war, wie eine Decke über ein Haifischbecken zu werfen. Nutzlos, und doch fühlte ich mich für einen Moment gefasster – gefasst genug, um das Gebäude zu betreten.

An der Anmeldung wurde ich sofort erkannt. »Miss Lancaster! Es muss über ein halbes Jahr her sein.«

»So ungefähr«, bestätigte ich.

Die Empfangsdame kam zu mir und legte eine Hand in meinen Rücken. »Haben Sie Gepäck?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich ...«

»Folgen Sie mir«, forderte sie mich freundlich auf.

Hätte sie mich nicht geführt, wäre ich wahrscheinlich wieder umgekehrt. Ich war diesem Ort nicht grundlos so lange ferngeblieben. Aber ich wusste, warum mich mein Unterbewusstsein hergeführt hatte – weil es längst überfällig gewesen war.

An der angelehnten Tür eines mir vertrauten Zimmers blieb ich stehen. Die Empfangsdame schob die Tür weiter auf. Lavendelduft umfing mich. Ich schlang mir die Arme um den Körper und ließ meinen Blick in den hellen Raum gleiten.

Reichlich verzierte Akazienmöbel, weiße Spitzenvorhänge, ein Klavier, auf dem sich Familienfotos tummelten, und ein kleiner Schallplattenspieler. Nichts hatte sich verändert.

»Sie hat einen guten Tag«, flüsterte die Empfangsdame.

Links und rechts von einem kleinen Wohnzimmertisch standen zwei Ohrensessel am Fenster.

In einem der Sessel saß sie. Peggy Lancaster. Die Ikone der Chicagoer Geschäftswelt. Eine Frau, wie es keine zweite gab. Gnadenlos, berechnend, aber fair. Und die beste Grandma, die sich ein junges Mädchen wünschen konnte.



Mit verklärtem Blick beobachtete sie, wie die Wolken an ihrem Fenster vorbeizogen. Alles an diesem Raum war mir vertraut. Nur sie wirkte fremd.

Als die Empfangsdame ging, spielte ich mit dem Gedanken, im Türrahmen stehen zu bleiben, sie eine Weile zu beobachten und wieder zu verschwinden, bevor sie mich bemerkte. Doch dann schaute sie in meine Richtung.

»Mary!«, rief sie mir zu.

Ich lächelte sanft und betrat den Raum. Mich umging eine Unsicherheit, wie ich sie ihr gegenüber nie empfunden hatte.

»Ja, ich bin es«, bestätigte ich ihren Irrtum.

»Komm, setz dich zu mir«, forderte sie mich auf und winkte mich zu sich.

Ich nahm ihr gegenüber Platz, beugte mich vor und ergriff ihre Hand. Ihre Haut fühlte sich wie Seide an. Weich, gepflegt und so dünn wie ein Blütenblatt.

»Du siehst traurig aus«, stellte sie fest und lehnte sich zurück.

»Es ist nichts weiter ... nur ein kleiner Streit«, wiegelte ich ab.

»Mit ihm?«, fragte sie missbilligend. Ihr Blick wurde kälter. »Er macht dich schwach, das weißt du, oder? Ich habe meine Tochter nicht zu einer schwachen Frau erzogen. Du bist eine Kämpferin, eine Hyäne, wie wir Lancaster-Frauen es schon immer waren. Wir behaupten uns in einer Welt, die von Männern erschaffen wurde, und gegen Männer müssen wir uns durchsetzen. Verstehst du das, Mary?«

»Ja, sicher.«

»Sie wollen uns nicht auf Augenhöhe begegnen und schon gar nicht als Vorgesetzte haben. Dieser Owen, der dir den Kopf verdreht, ist da keine Ausnahme. Er hält dich klein, spielt sich als dein

Held auf. Dabei stellt er sich nicht vor dich, um dich zu beschützen, sondern, um dich in seinen Schatten zu drängen. Lass das nicht zu, Mary.«

»Ich schätze, dafür ist es zu spät«, murmelte ich und sank tiefer in den Sessel.

Dass meine Grandma so von Vater gedacht hatte, war mir nicht klar gewesen. Ihre Beziehung war mir immer sehr herzlich vorgekommen. Bevor Mutter ihn geheiratet hatte, lange vor meiner Geburt, war das wohl anders gewesen.

»Du hast dich doch nicht etwa von ihm schwängern lassen?«, fragte sie mit Entsetzen im Blick.

»Nein«, wehrte ich ab. »Es geht nicht um Owen.« Ich erzählte ihr von meinem Streit mit Henry, blieb dabei aber in der Rolle meiner Mutter.

Ihr zu erklären, wer ich in Wirklichkeit war, hätte sie nur verwirrt und frustriert. Diese Lektion hatte ich in den Anfängen ihrer Erkrankung gelernt.

So viele wertvolle Erinnerungen lagen verschüttet im zerbröselnden Gedankenhaus ihres Verstandes. Je mehr ich versuchen würde, etwas wachzurufen, was unerreichbar für sie geworden war, desto größer wurde die Gefahr, ihr bewusst zu machen, was sie verloren hatte. Das wollte und durfte ich nicht. Weil es zu sehr wehtat. Ihr genauso wie mir.

Grandma nickte mehrmals knapp, während sie mir zuhörte.

»Du darfst dir das von Owen nicht gefallen lassen«, sagte sie schließlich und wiederholte in anderen Worten, was sie mir vorher schon erklärt hatte.

Wieder stimmte ich ihr zu. Im Grunde hatte sie auch recht. Wenn ich zuließ, dass Henrys Wahrheit einen Weg in meine Gedanken fand,



sich dort einnistete und Zweifel in mir säte, würde mich das von innen zerfressen.

Ich liebte ihn nicht, egal was er sagte oder was andere glaubten zu wissen. Ich war weder toxisch noch hysterisch geworden. Mir etwas Derartiges an den Kopf zu werfen, war nur ein Versuch von ihm, mich zu verunsichern. Dass er dazu fähig war, hätte ich nie für möglich gehalten, aber es war offensichtlich. Ich hatte es nur nicht wahrhaben wollen.

»Du bist doch nicht etwa schwanger?«, fragte Grandma spitz.

Wieder diese Frage. Sie hätte sie nicht noch einmal gestellt, wenn sie in ihrem Leben keine wichtige Rolle gespielt hätte. Aber meine Eltern waren längst verheiratet gewesen, als Mom mit mir schwanger geworden war.

Grandma schaute aus dem Fenster und legte sich eine Hand auf den Bauch. »Ich habe es ihm nie erzählt ...«

»Wem?«, fragte ich. »Wovon sprichst du?«

Als sie sich wieder mir zuwandte, lag Traurigkeit in ihrem Blick. »Siena, mein Liebes, du warst so lange nicht mehr hier.«

Tränen füllten meine Augen. Sie erkannte mich! Mehr noch, sie wusste, dass ich sie im Stich gelassen hatte. Mir schnürte sich die Kehle zu.

»Es tut mir leid«, sagte ich mit erstickter Stimme.

»Was war denn los?«, wollte sie wissen. Verständnisvoll schaute sie mich an.

»Unistress«, behauptete ich, weil ich ihr die Antwort nicht schuldig bleiben wollte – und weil ich ihr nicht erklären konnte, was mich in Wirklichkeit ferngehalten hatte.

»Bist du nicht noch etwas zu jung, um an deine Unibewerbungen zu denken?«, tadelte sie mich neckend. »Setz dich nicht so unter

Druck, meine Liebe. Dir steht die ganze Welt offen. Nimm dir genügend Zeit, deinen Weg zu finden. Deinen eigenen, hörst du?«

»Granny, erinnerst du dich an die Green Mill Lounge?«, fragte ich unvermittelt.

»Es ist doch viel zu früh für Gutenachtgeschichten.« Sie zwinkerte.

»Geschichten?«, hakte ich nach.

Als sie mich zuletzt zu Bett gebracht hatte, war ich fünf oder sechs Jahre alt gewesen und damit zu jung, um mich an Details zu erinnern. Waren meine Träume über sie in Wahrheit Erinnerungen an ihre Geschichten?

»Erzähl mir von der Sängerin«, bat ich.

»Du meinst, Prinzessin Penelope?«

Nun fiel es mir wieder ein. So hatte Grandma die Heldin ihrer Geschichten genannt. »Genau, von ihr und von der Singleschallplatte, die sie aufgenommen hat. Wer war noch mal der Pianist an ihrer Seite?«

Sie lächelte sanft. »Du bist wirklich unersättlich. Heute Abend komme ich zu dir, versprochen.«

»Bitte, Granny, erzähl es mir jetzt«, flehte ich.

Doch ihre Mimik fiel in sich zusammen, die Pupillen huschten unruhig hin und her, und schließlich richtete sie den Blick zum Fenster.

»Geh jetzt, Mary«, forderte sie mich auf. »Ich erwarte wichtige Geschäftspartner. Die müssen hier kein kleines Mädchen herumtollen sehen. Du hast sicher noch Hausaufgaben zu erledigen.«

»Damit bin ich schon fertig.« Es war erschreckend, wie anders sie mit mir umging, wenn sie mich mit Mom verwechselte. »Erzähl mir bitte von der Green Mill Lounge.«

»Bleib diesem Schuppen bloß fern«, verlangte sie. »Dort lungern nur Verbrecher herum. Mit einem Milieu wie diesem darf eine Lan-



caster nicht in Berührung kommen. Ich sage es dir immer wieder: Es reicht nicht, gut in etwas zu sein. Du musst besser sein, verstehst du mich? Du darfst dir keine Fehler erlauben. Denk an alles, was ich für dich getan habe, und zeig mir, was du kannst.«

»Verstanden, wenn du mir nur –«

»Bringen Sie mir einen Kaffee und die Oldwin-Unterlagen«, fiel sie mir ins Wort. »Ich muss das heute Abend noch zu Ende bringen.«

»Granny?«, tastete ich mich vorsichtig heran.

»Sofort!«, brüllte sie und deutete zur Tür. »Raus hier.«

Der Funke Hoffnung, der mich ergriffen hatte, erlosch augenblicklich. Ich kam nicht mehr an sie heran.

Im Gang war ein Pfleger stehen geblieben. »Kaffee und Unterlagen sind unterwegs!«, rief er Grandma zu und winkte mich zu sich.

Schweren Herzens verließ ich das Zimmer. Jedes Mal, wenn ich sie im letzten Jahr besucht hatte, war es, als hätte ich sie erneut verloren. Immer wieder wurde sie mir entrissen, und es tat immer wieder weh.

Dad hatte mir geraten, eine Weile Abstand von ihr zu nehmen. Als Selbstschutz. Und auch wenn sie zu diesem Zeitpunkt bereits so weit weg gewesen war, dass jede Frau für sie eine Siena, eine Mary oder ihre Assistentin sein konnte, änderte das nichts an dem nagenden Gefühl in mir, sie im Stich gelassen zu haben.

»Mit Musik kommt man gut an sie heran«, meinte der Pfleger.

»Beim nächsten Mal«, sagte ich und sah noch einmal zu ihr, bevor ich ging.

Die Empfangsdame der Belgrove Residenz hatte mich bei meiner Ankunft nicht grundlos nach Gepäck gefragt. Ich war oft mit einem ganzen Koffer voller Schallplatten bei Grandma gewesen. Hätte mich meine Angst, sie wieder zu verlieren, nicht davon abgehalten, zu ihr zu fahren, wäre ich längst mit der Single bei ihr gewesen.

Als ich nach Hause kam, war ich zu müde, um noch irgendetwas Sinnvolles zustande zu bringen. Erst am nächsten Morgen, noch bevor Ren auftauchte, führte mich mein Weg ins Musikzimmer. *Foot-loose* und die anderen Schallplatten lagen noch dort, wo ich sie zurückgelassen hatte. Aber wo war Grandmas Single geblieben?



## REN

»Du schon wieder«, murrte der alte Mann an der Tür. Er hatte eine gefühlte Ewigkeit gebraucht, um Ren zu öffnen. Ein schwacher Lichtstrahl kämpfte sich aus seinem Apartment bis zu Rens Schuhen vor und ließ den verwahrlosten Flur nur noch dunkler wirken.

Ren betrachtete den Alten mit versteinerner Miene. Sein kurz geschorenes Haar war längst ergraut, sein Gesicht von tiefen Furchen durchzogen, die Haltung gekrümmt. Der karierte Morgenmantel, den Basie trug, schmeichelte ihm nicht halb so sehr wie der schnittige Nadelstreifenanzug, der seit Jahren in seinem Schrank verstaubte.

»Zu viele Schnecken in Champagnerschaum zum Brunch? Oder warum schleichst du so zur Tür?«, begrüßte ihn Ren.

»Champagnerschaum gehört zu Muscheln, du Banause«, schimpfte Basie. Sie lieferten sich ein kurzes Blickduell, dann lächelte er breit und zog Ren in eine Umarmung. »Bist du schon wieder gewachsen, oder schrumpfe ich?«

Ren klopfte Basie auf den Rücken. »Du schrumpfst, mein Alter. Ein Wunder, dass du noch an den Türknauf heranreichst.«

»Jetzt komm erst mal rein«, forderte ihn Basie auf. Er warf einen argwöhnischen Blick an Ren vorbei in den Flur, bevor er sich dem Apartment zuwandte.

Gedankenlos schaute Ren ebenfalls zurück und blieb dabei am

Apartment schräg gegenüber hängen. Im Vorbeigehen hatte er die Tür gemieden. Jetzt sah er das verbeulte Schild mit der Nummer 48, die Klebespuren diverser Werbeflyer, den Poststapel auf dem Fußabtreter ... schon fühlte sich sein Kopf ebenso dumpf und von aufgewirbeltem Staub getrübt an wie das fadenscheinige Licht, das aus dem Apartment drang.

Wieder hier zu sein, nagte an ihm, saugte ihn aus, und je länger er blieb, desto erdrückender wurde die Gewissheit, diesem Ort nie wirklich entkommen zu können. Selbst wenn er ging – und er war schon unzählige Male gegangen –, nahm er einen Teil davon mit sich und ließ einen Teil von sich selbst zurück. Jedes Mal aufs Neue.

»Wer ist jetzt hier die Schnecke?«, brummte Basie und riss Ren damit zurück in die Gegenwart.

Er verdrängte die aufkommenden Gefühle, Bilder und Schatten, trat ein und schloss die Tür. Erst dann klärten sich seine Gedanken.

Basies muffige Bude, vollgestopft mit altem Ramsch, verblassten Erinnerungen an bessere Tage, und dem abgenutzten Klavier in der hintersten Ecke des Wohnraums, war alles andere als einladend. Trotzdem strahlte alles eine Ruhe aus, die er sonst nirgendwo empfand. Ganz egal, wohin es ihn bisher verschlagen hatte – in die tröstenden Arme einer Frau, zu alten Freunden, einem Neuanfang –, die Rastlosigkeit, die ihn begleitete, verstummte nur hier, in diesem Apartment, an dem Klavier dort hinten, unter dem er sich vor so vielen Jahren versteckt hatte.

»Ein bisschen Licht und Sauerstoff würden dir nicht schaden«, meinte Ren mit Blick auf die zugezogenen Vorhänge.

Basie hob die Schultern. »Gibt's beides nicht dort draußen. Was hast du da?«

Obwohl ein so unhandliches Ding wie eine Schallplatte schlecht



zu übersehen war, hatte Ren sie völlig ausgeblendet. Denn was man wahrnahm und was nicht, hing stark von den Umständen ab. Ein Blick auf das Apartment gegenüber, und sein Kopf war wie leer gefegt gewesen. Genau wie Siena mit den Gedanken woanders gewesen war, als ihr Verlobter sie überrascht hatte und sich Ren dadurch die Gelegenheit geboten hatte, die Platte einzustecken.

»Sag du es mir.« Ren hielt ihm die Single hin.

Basie konnte es sich sparen zu leugnen, dass er sie auf den ersten Blick erkannte. Seine Pupillen weiteten sich, seine Haut wurde fahl. Doch er sagte nichts, nahm stattdessen eine benutzte Tasse vom Esstisch und wandte sich der Kochnische zu. »Tee?«

»Ich erkenne deinen Stil, alter Mann«, sagte Ren. »Meinen Stil.«

Basie brummte etwas Unverständliches und begann, Geschirr aus dem Weg zu räumen. Er griff nach einem Lappen und kippte den abgestandenen Tee aus seiner Tasse samt Beutel in den Abfluss.

»Rede mit mir«, forderte Ren ihn auf.

»Was soll ich schon sagen?«, knurrte Basie. »Du siehst Geister.«

»Du bist derjenige, der beim Anblick dieser Single einen Geist gesehen hat«, erwiderte Ren mit erhobener Schallplatte.

Basie pfefferte den Lappen in die Spüle. Aufsteigende Wut ließ ihn zittern. »Wenn du nur gekommen bist, um mir weiszumachen, dass ich senil geworden bin, kannst du gleich wieder verschwinden.«

Ren trat an ihn heran. »Du hast mir zwanzig verdammte Jahre lang jeden Kniff beigebracht. Ich bin in jeder gespielten Note ein Abziehbild von dir, und ich fresse die Scheiße, die sich da in deiner gammigen Spüle stapelt, wenn du nicht der Pianist auf dieser Platte bist.«

»Dann friss sie!«, brüllte Basie. »Oder versprich nichts, was du nicht halten kannst.«

»Du schuldest mir eine Erklärung«, beharrte Ren. Er hatte Basie

selten so wütend erlebt, was für ihn nur ein Grund mehr war, die Wahrheit hören zu wollen. Es konnte wohl kaum Zufall sein, dass sein Lehrmeister gemeinsame Sache mit einer Lancaster gemacht hatte.

Basie schnaubte. »Ich schulde dir einen Dreck.«

»Du weißt genau, was ich den Lancasters verdanke«, zischte Ren. Die Galle stieg ihm bei diesen Worten hoch. Er fixierte Basie mit festem Blick. »Jetzt rück mit der Sprache raus.«

»Das hat nichts mit dir zu tun«, sagte Basie mit Nachdruck.

»Und das soll ich dir glauben?«, warf Ren ihm bitter entgegen.

Basie mied es, ihn direkt anzuschauen. »Glaub es oder lass es bleiben. Tee?«

»Lass mich mit deinem verfuckten Tee in Frieden!«, schrie Ren und feuerte die Platte auf den Tisch.

In Basies Blick wurde die Wut von tiefer Traurigkeit abgelöst. Er starrte die Platte ebenso benommen an wie Ren zuvor die Tür zum Apartment gegenüber. Es war unverkennbar, dass ihm die Erinnerungen an die Zeit von damals wehtaten.

Ren hatte den Alten nicht verletzen wollen. Er wollte es nur verstehen. Er musste wissen, was es mit alledem auf sich hatte. Aber erzwingen konnte er nichts. Frustriert fuhr er sich durchs Haar.

Basie klaubte sich die zerknüllte Zigarettenpackung vom Tisch, bevor er schwer auf einen der Stühle sank. Er atmete tief durch und schob sich eine verbogene Glimmstange zwischen die Lippen. »Muss ich erst betteln, bevor du einen Tee mit mir trinkst?«

»Stell eine Putzfrau ein.« Ren schielte zur versifften Spüle hinüber.

»Von welchem Geld?« Basie tastete seine Taschen vergebens nach einem Feuerzeug ab.

Ren nahm neben ihm Platz und zündete ihm die Zigarette an. »Wie wäre es mit der Kohle für den Auftritt im Green Mill?«



»Das ist dein Geld«, widersprach Basie.

»Ich bin für dich eingesprungen, schon vergessen?« Er lehnte sich zurück.

»Dein Auftritt, dein Geld«, sagte Basie.

Ren schüttelte den Kopf. »Ich brauche deine Almosen nicht, ich komme klar. Im Gegensatz zu dir. Schau dich doch nur um!«

»Schau dich mal lieber selbst an«, gab Basie zurück. »In dir steckt so viel Potenzial. Ich besorge dir diesen Auftritt, und was machst du? Kommst zu mir zurückgekrochen und laberst mich mit alten Kamellen voll. Kümmre dich um dein Leben und nicht um Dinge, die heute niemanden mehr interessieren.«

»Wenn ich gewusst hätte, dass mir dort ausgerechnet Siena Lancaster über den Weg läuft, wäre ich nie für dich eingesprungen.« Er zog sich eine Zigarette aus der Packung und drehte sie zwischen den Fingern.

»Du warst in Uptown, den Lancasters gehört die halbe Gegend dort.« Basie drückte seine Zigarette auf einem Teller aus und betrachtete den qualmenden Stummel. In Gedanken schien er weit weg zu sein. »Ich würde alles für dich tun, Junge. Das weißt du. Aber hier ist Schluss. Es hilft keinem, wenn du diese alten Geschichten ausgräbst. Also tu mir den einen Gefallen und erzähl niemandem, dass du mich für den Pianisten auf dieser Platte hältst. Ich bin zu alt, um ertragen zu können, dass Dinge ans Tageslicht kommen, mit denen ich schon vor langer Zeit abgeschlossen habe. Ich bitte dich, lass die Finger davon. Kannst du mir diesen einen Gefallen tun?«

»Weil du es bist«, sagte Ren einsichtig und zog die Schallplatte vom Tisch.

In diesem Moment hämmerte jemand so heftig gegen die Tür, dass der Staub von den Glühbirnen rieselte. Ren schaute zur Tür. Er ahnte, was jetzt kommen musste.



## BAD REPUTATION

**Samstag, 06. Dezember 2025:** Ich hatte das gesamte Musikzimmer abgesucht, jede einzelne Platte zweimal in die Hand genommen, in jede Hülle geschaut.

Das Chaos, das danach herrschte, übertraf das Chaos in meinem Kopf nicht ansatzweise. Ich wusste nicht, wohin mit meinen Gedanken, meinen Gefühlen, mit all den Fragen, den irrwitzigen Theorien, die ich mir zurechtlegte, was mit der Schallplatte passiert sein könnte – irrwitzig deswegen, weil es so offensichtlich war, wer die Platte genommen hatte. Ich wollte es bloß nicht wahrhaben.

Mit fest gegen die Schläfen gepressten Fingern lief ich auf und ab. Wieso hatte Ren die Single mitgenommen? Er hätte nur fragen müssen, ich hätte sie digitalisieren lassen und ihm eine Kopie gegeben. Ein Wort von ihm, und das wäre längst geschehen.

Ich blieb stehen. Das ergab keinen Sinn. Wenn Ren nicht der Pianist auf der Platte war, warum sollte er sie dann stehlen? Was, wenn Henry sie mitgenommen hatte? Ich schüttelte den Kopf. Nein, das wäre mir aufgefallen. Er hätte auch keinen Grund dazu gehabt. Aber Ren doch auch nicht, oder? Ich raufte mir durchs Haar.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass Ren längst da sein müsste.



Würde er in meinem Vorzimmer am Flügel sitzen, hätte mir Martha Bescheid gegeben.

Wollte er die Single zu Geld machen? Bei dem Gedanken schnürte sich mir die Brust zu. Dann wäre sie verloren, ich würde sie nie wiederbekommen.

Es dauerte einen Moment, bis mir klar wurde, dass das ein weiteres Hirngespinnst war. Um mich herum lagen unbezahlbare Sammlerstücke. Allein die beiden Beatles-Erstpressungen direkt vor meinen Füßen waren schon ein Vermögen wert. Ginge es ihm ums Geld, hätte er nicht nur eine Single eingesteckt, die ihm keine zehn Dollar einbringen würde.

Ich hockte mich hin und begann, die Schallplatten einzusammeln. Mein Kopf fühlte sich dumpf und schwer an. Der Frust über das Geschehene drohte mich zu überwältigen und meinen Tatendrang, der mich nur im Kreis hatte laufen lassen, endgültig zu ersticken.

Für mich waren diese Platten nicht wegen ihres Marktwerts unbezahlbar. Ich besaß teureren Schmuck, Kleidung, Schuhe. Aber die Schallplatten stellten meine Verbindung zu Grandma dar, was mit keinem Geld der Welt aufgewogen werden konnte.

Bei Ren sah das anders aus. Er war kein Milliardärssohn und dürfte den Unterschied zwischen der Double-Fantasy-Platte, die ich gerade aufsammlte, und der No-Name-Single, die er gestohlen hatte, sehr wohl kennen.

Allerdings hatte er auch das Geld nicht angerührt, das ihm Henry aufdrängen wollte. Als ich nach Hause gekommen war, lagen die Scheine und das Bündel noch auf dem Boden. Mehrere Tausend Dollar, mit einer goldenen Klammer zusammengehalten.

Wer ließ so etwas liegen? Wer stahl die billigste Platte aus der Sammlung und machte sich damit nicht gleich aus dem Staub, son-

dern blieb, um mir beizustehen? Doch nicht jemand, der auf das Geld angewiesen war?

War Ren nicht der, für den ich ihn hielt? Spielte er mir den mittellosen Pianisten nur vor? Woher sollte ich wissen, was echt war und was nicht? Ich war doch selbst die größte Schauspielerin, zeigte niemandem mein wahres Ich. Warum sollten andere das nicht auch tun? Ich hatte mich in Henry geirrt, ich wusste nicht, wer Anonym war, ob ich ihn kannte oder nicht. Selbst meine Grandma hatte ein Doppelleben geführt.

Wem konnte ich vertrauen, wenn um mich herum nur Masken zu sehen waren?

Ich ließ die Platten fallen und vergrub mein Gesicht in den Händen. Ich fühlte mich so verloren. Abgeschnitten von allem, was mir Halt bieten konnte.

Als mich jemand an der Schulter berührte, galt mein erster Gedanke Ren. Er war zurück, brachte mir die Platte, wollte alles aufklären, schoss es mir durch den Kopf.

Ich wirbelte herum und sah mich Cheryl gegenüber.

»Enttäuscht?«, fragte sie.

»Wie kommst du darauf?« Ich sammelte wieder Schallplatten auf.

»Dein Blick spricht Bände«, meinte sie.

»Ich dachte nur kurz, es ...« Ich suchte nach Worten. »Mir wurde eine Platte entwendet. Und es hätte sein können ...«

Cheryl half mir beim Aufräumen. »Dass sie dir von hinten auf die Schultern klopft?«

»Dass sie jemand zurückbringt«, korrigierte ich sie.

»Weil Diebe das auch so machen.«

Sie hatte ja recht. Es war bloß das Aufflackern einer irrationalen Hoffnung gewesen, die mich an Ren hatte denken lassen. Eine Rettung



in letzter Sekunde, eine einfache Antwort auf alle Fragen, die ideale Lösung. Aber so etwas gab es nur in Märchen.

»Wer hat sie genommen? Dieser Pianist?«, fragte Cheryl argwöhnisch. Sie riss die Augen auf. »Doch nicht etwa Henry?«

»Ich habe sie wahrscheinlich doch nur verlegt«, spielte ich es herunter. Ich schob ein paar Schallplatten an ihren Platz und hielt einen Moment inne. »Und wenn Henry sie hat, soll er sie behalten.«

»Das ist nicht dein Ernst, oder?« Cheryl deutete in den Raum. »Sieh dich um. So etwas veranstaltest du wohl kaum für eine Sache, die dir völlig egal ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ja, das stimmt, aber Henry ... Du hast keine Ahnung, wie sehr ich mich in ihm getäuscht habe.«

»Habt ihr euch gestritten?«, fragte sie.

»Streit ist untertrieben.«

»Er ist also wütend geworden und hat Dinge gesagt, die er besser nicht gesagt hätte?«, hakte sie nach.

»Es war mehr als das«, sagte ich bitter. »Was er mir unterstellt hat, hat mir gezeigt, was er in mir sieht. Und diese Frau will ich nicht sein.«

»Das musst du doch auch nicht.«

»Ist das so?« Ich war mir da nicht so sicher. »Wenn du viel Zeit mit jemandem verbringst, der dir immer und immer wieder ein falsches Bild von dir vor Augen führt, wirst du dann nicht irgendwann zu diesem Menschen? Wirst du nicht anfangen, diesen Menschen zu hassen und damit dich selbst?«

»Hm ...« Sie setzte eine nachdenkliche Miene auf. »Nur, wenn du ihm alles glaubst.«

»Das ist ja die Gefahr«, meinte ich. »Wenn du jemandem vertrauen willst, musst du ihm auch glauben.«

»Dann glaub mir, wenn ich dir sage, dass Henry einfach nur wütend war und es ihm im Nachhinein bestimmt leidtut, was er gesagt hat. Du solltest noch mal mit ihm reden.«

»Nein, danke«, lehnte ich ab. »Ich will etwas anderes als er, und wenn er das nicht akzeptieren kann, ist das sein Problem.«

»Ich versteh das nur nicht. Ihr passt so gut zusammen.«

»Auf dem roten Teppich, ja, sonst aber nicht.«

»Ach, komm schon.« Sie hob die Brauen. »Körperlich ist doch einiges los bei euch.«

»Das war's aber auch«, beharrte ich.

»Nach dieser bombastischen Verlobung musst du doch hin und weg gewesen sein. Was würde ich dafür geben, wenn jemand so etwas für mich tun würde! Ich war echt eifersüchtig.« Sie zwinkerte mir zu.

Nach dem Streit mit Henry war ich zu müde, um noch einmal zu erklären, warum ich nicht so glücklich war, wie es alle von mir erwarteten. Stattdessen schenkte ich Cheryl ein aufmunterndes Lächeln. »Du wirst schon noch den richtigen finden«, versicherte ich ihr.

Sie seufzte schwer. »Schön wär's.«

»Wenn du willst, kannst du Henry haben«, scherzte ich, woraufhin sie mir in die Seite kniff.

»Wofür hältst du mich? Ich spanne doch niemandem den Typen aus.« Sie lachte. »Im Gegensatz zu gewissen anderen sexy Herzensbrecherinnen. Ich sage nur: Josie.«

»Selbst wenn ich der Grund für das Beziehungsaus zwischen Joyce und Henry gewesen wäre, habe ich jetzt erst mal genug von Männern. Die können mir alle gestohlen bleiben.«

»Gut so«, sagte sie entschieden. »Konzentrier dich ganz auf dich selbst, lass Gras über die Sache wachsen. Henry wird sich schon beruhigen, und dann sieht die Welt wieder ganz anders aus.«



Wie gern hätte ich mich von Cheryls Optimismus anstecken lassen. Wenn es doch nur so leicht wäre. Wenn es im Leben für alles eine einfache Patentlösung gäbe. Ein Richtig und ein Falsch und nichts dazwischen. Und falls es für mich eine Lösung gab, sah ich sie nicht. Nicht, solange Anonym mit meinen Ängsten spielte und mich zwang, bei allem und jedem mit dem Schlimmsten zu rechnen.

Cheryl legte eine Hand auf meinen Arm.

»Ist noch etwas?«, fragte sie besorgt.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur, dass du recht hast, weißt du?«

Einen Moment lang wirkte Cheryl skeptisch, fast schon enttäuscht. Dann lächelte sie aufbauend.

»Habe ich nicht immer recht?«, sagte sie selbstsicher.

»Fast immer«, stimmte ich zu.

Sie ging zur Tür. »Dann lass ich dich mal mit deinem Chaos allein. Ich weiß sowieso nicht, wo was hingehört.« Sie blieb noch einmal stehen. »Du weißt, dass ich immer für dich da bin, wenn du reden willst?«

Ich sank auf den Ohrensessel. »Ja, das weiß ich.«

Noch konnte ich nicht über Anonym reden. Nicht einmal mit Cheryl. Der Schmerz, die Demütigung und dieses beißende Gefühl der Hilflosigkeit saßen zu tief in mir und hätten klaffende Wunden hinterlassen, wenn ich sie rauslassen würde. Aber es half schon zu wissen, dass sie für mich da sein würde, wenn ich bereit dafür war.

**Sonntag, 07. Dezember 2025:** Es wunderte mich nicht, dass Ren nichts mehr von sich hören ließ. Ich hätte ihn anzeigen können, aber was würde das bringen? Ich hatte keine Beweise, wusste nicht, ob die Adresse auf seinem Lebenslauf stimmte, und sah die Schallplatte aller Wahrscheinlichkeit nach sowieso nie wieder.

Ich postete ein Unpacking-Video von meinem heutigen Geschenk, achtete darauf, meinen Verlobungsring in die Kamera zu halten, und sang ein Loblied auf meinen Dad.

Damit sollte Anonym zufriedengestellt sein, und auch die Öffentlichkeit konnte sich weiter auf den liebenden Familienvater, die anstehende Hochzeit und all den anderen Privatkram konzentrieren, der von der schlechten Reputation der Lancaster Corp ablenkte. Denn es war nur eine Fassade, wie alles, was ich nach außen hin von mir zeigte.

Eine Fassade, die sich gut als Schutzpanzer eignete.

Den Rest des Tages beschäftigte ich mich mit der Planung der Golden Door Gala und der Vorbereitung meiner Uni-Präsentation mit Clark. Mir war klar, dass er mich nicht mehr dabei haben wollte, aber es ging nicht um ihn und seine vorgefertigte Meinung über mich. Es ging um meinen Abschluss, und es war meine Entscheidung, wie ich ihn mir verdienen wollte.

Ich hatte Dads Arbeitszimmer in Beschlag genommen, um letzte Änderungen am Dossier vorzunehmen und Stichwortkarten zu erstellen. Beim Sortieren der Unterlagen legte ich Rens Lebenslauf frei, den ich nicht weggeräumt hatte.

Als ich sein Foto sah, geriet ich ins Stocken. Ich wusste nicht, welche Gefühle es waren, die er in mir auslöste, weil ich alles daran setzte, sie nicht zuzulassen. Trotzdem gelang es mir nicht, seinen Lebenslauf einfach in den Papierkorb zu werfen. Stattdessen zog ich mein Handy hervor und tippte seine Nummer ein.

Es klopfte an der Tür, und ich schaute auf. »Ja?«

Martha trat ein. »Ich wollte nach dem Abendessen fragen. Soll ich es warm halten lassen?«

»Ist es schon so spät?« Ich schaute auf die Uhr und schob mein



Dossier in einen Umschlag. »Eigentlich bin ich hier fertig. Kannst du einen Kurier rufen, der das hier zur Druckerei bringt?«

Martha nahm den Umschlag an sich. »Das wird erledigt.«

»Ich gehe vor dem Essen noch schwimmen«, entschied ich. »Warm halten wäre also super.«

»Aber natürlich.« Ein Anflug von Stolz lag in ihrem Blick. Wie es schien, freute sie sich für mich, weil ich meine alte Liebe zum Wasser wieder aufleben ließ.

Vielleicht war es wirklich ein Zeichen dafür, dass sich meine Welt langsam, aber stetig weiterdrehen begann. Die letzten Monate waren mir wie ein Stillstand vorgekommen. Ich hatte an Dingen festgehalten, die mir nicht guttaten, nur weil sie ein Teil meines Alltags geworden waren, an den ich mich klammerte, um Normalität spüren zu können.

»Oh, und lass Henry künftig bitte nicht mehr hier herein- und hinausspazieren, wie er es möchte«, bat ich Martha. »Er soll sich ankündigen wie jeder andere Gast auch.«

»Ich verstehe«, sagte sie. »Wenn er wieder auftaucht, werde ich ihm gern sagen, dass ich erst nachschauen muss, ob du zu Hause bist.«

Auf dem Weg zum Pool starrte ich mehrmals auf mein Handy, ohne die Nachricht einzutippen, die mir in den Fingern juckte. Schließlich blieb ich stehen.

*Du bist ein Feigling ...*

Löschen.

*Wie konntest du ...*

Löschen.

*Ich habe dir vertraut ...*

Löschen.

*Wieso hast du nicht gefragt ...*

Löschen.

Ich raufte mir die Haare. So schwer konnte es doch nicht sein, ein paar Wörter aneinanderzureihen. Doch alles, was ich schrieb, kam mir falsch vor. Nichts drückte aus, was ich wirklich sagen wollte.

*Ich will sie zurück. Siena*

Senden.

Es dauerte nicht lange, bis die Nachricht als gelesen angezeigt wurde. Auf eine Antwort wartete ich allerdings vergeblich. Auch als ich am Pool noch einmal nachschaute, hatte sich nichts daran geändert.

Enttäuschung machte sich in mir breit. Ich hätte bei meinem ersten Text bleiben sollen. Mich zu bestehlen und anschließend zu ghosten, war feige.

Im Pool tauchte ich erst einmal unter, bis der gewaltige Strudel meiner Gedanken im dumpfen Rauschen des Wassers verstummte. Nach den ersten geschwommenen Bahnen ließ ich mich mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen auf dem Rücken treiben. Die Stille um mich herum war die beste Medizin.

Genau das liebte ich am Schwimmen. Es machte nicht nur meinen Körper leichter, es nahm auch den schlimmsten Ängsten ihr Gewicht und gab mir das Gefühl, für einen Moment von der Last auf meinen Schultern befreit zu sein.

Ein Platschgeräusch vom Beckenrand unterbrach die Idylle. Ich



hatte Besuch. June saß am Beckenrand und planschte mit den Füßen im Wasser. Hinter ihr hockte Travis auf einer Liege.

Als er sah, dass ich sie bemerkt hatte, breitete er die Arme aus. »Intervention!«, rief er.

»Hat Martha mal wieder vergessen, die Hintertür abzuschließen?«, fragte ich lachend und schwamm zu ihnen.

»Ach, die liebe Martha wickeln wir doch mit Leichtigkeit um den Finger.« June bot mir ihre Hand an, und Travis reichte mir ein Handtuch.

Ich trocknete mein Haar. »Und wogegen wollt ihr intervenieren?«

»Cheryl hat uns von der Sache mit Henry erzählt.« Junes Tonfall klang, als würde sie von einem tragischen Todesfall sprechen. Wobei das gar nicht so abwegig war. Nach allem, was Henry gesagt hatte, war für mich zumindest die Version von ihm gestorben, die ich geglaubt hatte zu kennen.

Travis sah die Sache weitaus entspannter. »Cheryl kann sich nicht selbst um dich kümmern, weil sie total busy ist, aber jetzt sind wir ja da.«

Ich schmunzelte. »Es muss sich niemand um mich kümmern. Ich komme klar.«

»Wir sind deine Freunde, wir machen uns Sorgen um dich«, sagte June.

»Das ist lieb von euch, aber nicht nötig«, versicherte ich ihr.

»Eine Umarmung vielleicht?« Travis breitete wieder die Arme aus.

»Wirklich, es ist alles gut.«

Er kaufte mir das nicht ab. »Du kannst mir nicht erzählen, dass deine Flügelchen nicht gebrochen sind.«

»Flügelchen?« Ich lachte verhalten. Er war zu süß, wenn er versuchte zu helfen.

»Du bist das liebste kleine Vögelchen, das es gibt, Siena.« Mit winkenden Fingern forderte er mich auf, seine Umarmung anzunehmen.

»Das vielleicht nicht gerade.« Ich warf ihm mein Handtuch zu und wickelte mir ein trockenes um.

»Oh doch!«, beharrte er und begann, das Handtuch wie ein Baby zu schaukeln. »Jetzt gerade will ich dich am liebsten ganz behutsam in den Händen wiegen und warm halten.«

»Du spinnst doch!« June verpasste Travis einen Stoß mit der Schulter. »Wisst ihr, was wir jetzt brauchen? Cocktails und gute Musik.«

»Gegen Cocktails habe ich nie etwas einzuwenden«, stimmte Travis ihrem Vorschlag zu.

Ich liebte die beiden dafür, dass sie meine Stimmung aufheitern wollten, mir war nur nicht nach Ausgehen zumute. »Das klingt gut, aber heute nicht.«

»Du verkriechst dich schon viel zu lange.« June nahm mich an der Hand und zog mich mit sich. »Verrate es niemandem: Taylor Swift hat bei uns im Hotel eingekcheckt. Heute Abend wird im Festsaal die Party des Jahrhunderts steigen. Nur für Insider versteht sich. Du musst unbedingt dabei sein!«

»Ich kann nicht«, beharrte ich. Mir stand der Sinn wirklich nicht nach Party und Menschenmassen.

»Nur ein Drink, versprochen«, schwor sie mir. »Das wird dir guttun!«

»Jetzt lass uns nicht hängen«, schloss sich ihr Travis an.

Ich seufzte. »Na gut, ein Drink, mehr aber nicht.«



June hatte nicht übertrieben. Der Festsaal des Paperside Hotels war selbst während der prunkvollen Eröffnungsfeier im Sommer nicht so überfüllt gewesen. Die Musik war laut, die Gäste noch lauter. Lichtpunkte in Regenbogenfarben glitten über das Partyszenario hinweg und beleuchteten Gesichter, die ich zum Teil nur aus Hochglanzmagazinen oder TV-Shows kannte.

June war sofort in ihrem Element. Auch wenn sie oft unscheinbar wirkte und selten viel Aufmerksamkeit auf sich zog, war ihre Fähigkeit, Kontakte zu knüpfen, unübertroffen. Sie schlängelte sich durch die Menge, wurde immer wieder aufgehalten, verteilte Luftküsse und Umarmungen und unterhielt sich mit jedem, wie mit einem guten Freund.

Travis war ganz anders. Er ignorierte die Promis, als wären sie bloß Fußvolk. Zielstrebig suchte er die Tanzfläche auf und war dort sofort in seinem Element.

»Ich gehe zur Bar«, sagte ich laut in Junes Ohr. »Soll ich dir was mitbringen?«

»Nein, nein, schon gut.« Sie winkte ab und schubste mich von sich. »Geh! Amüsier dich!«

Ich schob mich auf die Bar zu. Zumindest hoffte ich, die entsprechende Richtung eingeschlagen zu haben. Es war zu voll, um auch nur die eigenen Füße zu sehen. Daher verließ ich mich auf meine Erinnerung. Schließlich war ich schon Dutzende Male in diesem Festsaal gewesen. Für gewöhnlich bekam ich Einladungen zu Spendensammlungen, Hochzeiten, Jubiläumsfeiern, meist Veranstaltungen mit gediegener Musik, Kaviar, Champagner und geschäftlichen Absprachen hinter vorgehaltener Hand. Die meisten davon waren für mich Pflicht, um immer darüber informiert zu sein, welche Firmen bald an die Börse gingen, wer sein Unternehmen an die nächste Genera-

tion übergeben wollte oder wo eine Insolvenz anstand. Von Promipartys wie dieser und den Gästen, die sich hier tummelten, hatte ich reichlich wenig Ahnung. Selbst wenn ich mal die Zeit hatte, mit meinen Freunden durch die Clubs zu ziehen, saßen wir abgeschottet in Privatlounges und feierten unter uns.

Ich schaffte es zur Bar und schaute mich im Saal um. Tatsache war, dass ich mich auf keiner Feier wirklich amüsierte, aus welchem Anlass sie auch stattfand. Bei June und Travis sah das anders aus. Vielleicht war ich doch dieses zerbrechliche Vögelchen, das Travis in mir sah. Ich fühlte mich fremd und gefangen zwischen all den Fremden. Ich traute mich nicht, meine Flügel auszubreiten, also wandte ich dem Geschehen den Rücken zu.

»Ein Whiskey Sour«, bestellte ich beim Barkeeper.

Vor mir erschienen zwei Finger. »Machen Sie zwei daraus.«

»Colton?«, stellte ich überrascht fest.

Obwohl wir uns schon oft gesehen hatten, waren zwischen uns nie viele Worte gefallen. Meistens hing er auch wie ein Saugnapf an Cheryls Hals. Aber seine Bensen-Boone-Locken hätte ich überall wiedererkannt. Zu einer Verwechslung wäre es nur gekommen, wenn Mr. Boone persönlich neben mir gestanden hätte, was ich beim zweiten Blick ausschließen konnte.

Colton musterte mich durch schmale Augen. »Siena Lancaster. Wer hätte gedacht, dich mal auf so einer Party zu treffen.«

»Dich hier zu treffen, wundert mich nicht.« Ich dankte dem Barkeeper für das Getränk und nippte am Glas.

»Ich bin nur wegen des schönen Ambientes hier«, sagte er absichtlich hochgestochen.

»Und gefällt dir, was du siehst?«, fragte ich abwesend. Mein Blick hing an meinem Glas.



Colton lehnte sich zurück. Er betrachtete mich ausgiebig, bevor er sich seinem Whiskey widmete. »Absolut«, sagte er und schwenkte sein Glas.

Es war mir ein Rätsel, was Cheryl an diesem Kerl fand. So eingebildet und in seine eigenen Worte verliebt, wie er war, erschien es mir kaum möglich, eine normale Unterhaltung mit ihm zu führen – wenn es überhaupt möglich war, um die Sache mit dem Saugnapfvergleich noch mal ins Spiel zu bringen.

»Na dann«, murmelte ich, ohne ihn dabei anzusehen. Eine Weile schwiegen wir, und ich hoffte, dass er bald das Interesse verlor.

»Was treibt dich hierher?«, fragte er.

»Siehst du das nicht? Dieselben Gründe wie dich.« Demonstrativ drehte ich mein Glas auf dem Tresen.

Colton beobachtete mich dabei. »Du willst dein gebrochenes, kleines Herz in Alkohol ertränken?«

Ich lachte. »Dann ist es bei dir doch nicht das Ambiente? Wer hat dir denn das Herz gebrochen?«

Colton beugte sich zu mir vor. »Als ob du das nicht wüsstest.«

»Cheryl ist nicht hier, und ich werde auch kein gutes Wort für dich einlegen, falls du dir das von mir erhoffst.«

»Ich hoffe schon lange nicht mehr«, meinte er übertrieben theatralisch und seufzte schwer, bevor er sich mit dem Rücken an den Tresen lehnte. »Willst du einen Rat von mir?«

»Ungern.«

»Du kriegst trotzdem einen«, entschied er. »Geht heute auf's Haus.«

Ich verdrehte die Augen. »Wie großzügig.«

»Wenn etwas nicht passt, passt es nicht.«

»Wow, was für eine Lebensweisheit.« Ich trank einen Schluck Whiskey.

»Ich bin eben klüger, als ich aussehe.« Er zupfte sich am Kragen. »Aber im Ernst, es bringt nichts, etwas zu erzwingen. Irgendwann musst du akzeptieren, dass du nur das Bild liebst, das du dir von einem Menschen gemacht hast. Nicht den Menschen selbst.«

Ich lachte laut auf. »Okay, das ist wirklich wahr.«

»Spiel, Satz und Sieg.« In übertriebenem Stolz hob er die Nase. Anschließend wanderte sein Blick zu meinem Verlobungsring. »Schießt du jetzt diesen Kerl ab, der dir den Ring verpasst hat? Ich gehe mal davon aus, dass er der Grund für deine Trauermine ist.«

Ich deutete zwischen uns hin und her. »Dir ist schon klar, dass das hier nie passieren wird?«

»Mach dir da mal keine Sorgen.« Er hob abwehrend die Hände. »Du bist ein zuckersüßes, kleines Lämmchen, aber ich bin nun mal keine Naschkatze. Ich mag es scharf und heiß.«

Das fasste es gut zusammen. Ich kannte das Spiel zwischen ihm und Cheryl zur Genüge. Waren sie zusammen, verlor er schnell das Interesse, zeigte sie ihm die kalte Schulter, jagte er ihr nach. Er war einer dieser Typen, die immer das begehrten, was sie nicht haben konnten. »Dass du dir gern die Finger verbrennst, ist mir nicht neu.«

»Autsch!« Er griff sich an die Brust. »Das kleine Kätzchen hat ja Krallen.«

»Eben warst noch du die Katze.« Ich schmunzelte.

»Wir sind doch beide verirrte Streuner.« Er stieß mit seinem Glas gegen meines. »Auf uns Streuner.«

Er leerte seinen Whiskey und wandte sich dem Partytreiben zu. »Tanzen?«

»Im Leben nicht«, lehnte ich ab.

»Ich kann auch warten, bis du dich an der Bar zu Tode gelangweilt hast.«



Schlagfertig war er, das musste ich zugeben. Mich störte bloß, wie sehr er sich selbst dafür feierte.

»Komm wieder, wenn Thriller aufgelegt wird«, schlug ich vor.

»Dann lag Cheryl also richtig, was dich angeht«, sagte er. »Siena Lancaster muss immer perfekt sein. Die perfekte Tochter, perfekte Freundin, perfekte Verlobte, und natürlich müssen auch die Noten stimmen. Wenn du immer nur tust, was andere von dir erwarten, fehlt dir die Zeit, dich zu fragen, was du selbst willst.«

»Ich will in Ruhe meinen Whiskey Sour trinken«, meinte ich.

»Denk einfach darüber nach«, schlug er vor und ließ mich endlich allein.

Dass es ausgerechnet Colton sein musste, der mich darauf hinwies ... Vieles von dem, was ich tat, war nicht ich. Ich tat es, um zu gefallen, um gemocht zu werden. Perfekt zu sein. Weil ich es sein musste. Für Dad, für die Firma, die Familie. Wie viel blieb da noch von mir übrig?

Ich kippte den letzten Schluck Whiskey hinunter und fragte mich unwillkürlich, wie das aussehen musste. Mir war längst ins Blut übergegangen, an Getränken immer nur zu nippen und beim Essen kleine Happen zu nehmen. Unbewusst überdachte ich jeden meiner Schritte, jede Handlung.

Wann war ich das letzte Mal einfach nur ich selbst gewesen?

*Footloose.*

In Rens Gegenwart.

Obwohl er ein absolut falsches Bild von mir gehabt hatte, war es ihm gelungen, mich so lange zu provozieren, bis mein wahres Ich zum Vorschein gekommen war.

Aber das würde nicht noch einmal passieren. Er hatte mich benutzt und war weg.

Ich schob mein Glas von mir und wollte einen neuen Drink bestellen, doch schon die ersten zwei Töne des neuen Titels brachten mich davon ab. Verwundert legte ich die Stirn in Falten. Aus den Boxen dröhnte *Thriller*. Als ich mich umdrehte, stand Colton nicht weit von der Bar entfernt.

Sein überheblicher Blick sagte alles. Ich war mir mehr als sicher, dass er mit der Aktion beweisen wollte, wie gefangen ich in meiner Rolle war.

Er rechnete garantiert nicht damit, dass ich auf ihn zugehen, nach seinem Arm greifen und ihn zur Tanzfläche ziehen würde. Doch genau das tat ich.

Ich schaltete ab, ließ den Rhythmus auf mich wirken und blendete alles andere um mich herum aus. Es war ein berauschendes Gefühl, mich der Musik hinzugeben, sie nicht nur zu genießen, sondern eins mit ihr zu werden, mich darin zu verlieren, keinen Gedanken an gestern oder morgen zu verschwenden, nicht einmal an das Hier und Jetzt. Es ging nur noch darum, zu spüren, frei und ungezwungen zu sein.

**Montag, 08. Dezember 2025:** Die von Bäumen umrahmte Saieh Hall der University of Chicago erhob sich wie eine imposante Festung vor mir. Und ehrlich gesagt fühlte ich mich auch ein wenig wie ein hilfloses Bauernopfer, das vor die Inquisition des Königs bestellt worden war.

Ich trug eine tiefschwarze Oversize-Sonnenbrille, um das grelle Sonnenlicht ertragen zu können. Mir dröhnte der Schädel, ich hatte kaum geschlafen, und meine Erinnerungen an die Party waren lückenhaft.

Reue empfand ich trotzdem nicht. Wieso auch? Es lag ewig zurück,



dass ich mich so hatte gehen lassen. Für einen Abend waren alle meine Sorgen vergessen gewesen, und das hatte sich unheimlich gut angefühlt.

Ich warf einen Blick auf mein Handy. Noch zehn Minuten bis zu meiner Präsentation, und ich stand bereits vor dem richtigen Gebäude. Was sollte da schon schiefgehen?

Eine Nachricht ploppte auf. In den letzten Wochen hatte jede eingehende Meldung meine Angst vor Anonym geschürt. Diesmal blitzte in mir nur unverhofft der Wunsch auf, von Ren zu hören. Ich hätte mich dafür ohrfeigen können, weiter Gedanken an ihn zu verschwenden.

#### June

*Bist du schon wach? Die Party war mega!  
Alle reden davon. Ich wusste, dass dir das guttut. Wir wiederholen das bald.*

*Machen wir!*

Der Hörsaal war gut besucht. Clark stand bereits am Rednerpult. Als er mich sah, wich ihm alle Farbe aus dem Gesicht. Er hetzte auf mich zu.

»Was machst du hier?«, zischte er mit gesenkter Stimme.

Ich ließ mich von ihm nicht aufhalten, ging gezielt auf Gilbert zu – unseren Professor für Wirtschaftssoziologie – und überreichte ihm mein Dossier. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich die komplette Präsentation übernehmen«, erklärte ich und sprach mit gesenkter Stimme weiter. »Clark leidet unter Lampenfieber.«

»Oh, das ist mir neu«, meinte Gilbert.

»Das ist ...«, stammelte Clark.

»... ihm äußerst unangenehm.«

»Nun, wie Sie meinen.« Der Professor deutete zum Pult.

Ich nahm meinen Platz ein, während Clark noch versuchte, die Sache zu klären. Als ich pünktlich mit der Präsentation begann, verstummte er notgedrungen und setzte sich zu den Zuhörenden. Mehrmals wollte er mich dazu bringen, meine Sonnenbrille abzunehmen, und wurde dabei immer ungehaltener. Er konnte froh sein, dass ich sie aufließ. Mein verkatertes Gesicht hätte uns bestimmt einige Punkte gekostet. Mein Vortrag hingegen war perfekt. Ich hatte schon mit zwölf Jahren auf der Bühne gestanden und Reden auf diversen Veranstaltungen gehalten. Es war keine Herausforderung für mich, das nach einer Partynacht mit brummendem Schädel durchzuziehen.

Als die Show vorbei war, verließ ich den Hörsaal unter lautem Applaus. Clark wurde von Gilbert aufgehalten. Bevor die Tür in meinem Rücken zufiel, hörte ich, wie der Professor unsere hervorragende Recherche lobte und anmerkte, noch ein paar Fragen zu haben. Ich lächelte zufrieden.

Erst am Ausgang der Saieh Hall holte Clark mich ein.

»Was hast du dir dabei gedacht?!«

Ich schielte über den Rand meiner Sonnenbrille. »Wo ist das Problem? Dein Name steht doch unter meinem Dossier. Du musst dir keine Sorgen um deine Noten machen.«

»Darum geht es doch gar nicht!«, blaffte er zurück.

»Worum dann? Schmeckt dir deine eigene Medizin nicht?«

»Ich habe mein Dossier selbst geschrieben, du hast deins doch gekauft«, behauptete er.

»Red dir das gerne ein.«

»Du kannst mir nichts erzählen, alle wissen, wie du drauf bist. Dein



Auftritt eben ist der beste Beweis. Hast du mal in den Spiegel geguckt? Weißt du, wie du aussiehst?«

»Weißt du, wie wenig mich das interessiert?« Ich stieß die Tür auf und ließ ihn abermals stehen.

Es tat unheimlich gut, nichts darauf zu geben, was andere von mir dachten. Sollten sie mir den Kater doch ansehen und sich das Maul darüber zerreißen. Ich hatte nichts Verbotenes getan, und mein Vortrag war einwandfrei gewesen.

Als ich auf dem Weg zu meinem Lexus war, erreichte mich eine Nachricht.

### Colton

*Chicks-Party, 23 Uhr, Midtown-House 3B.*

## REN

Ren legte den Kopf in den Nacken und schaute dem Zigarettenqualm nach, der sich im sternenverhangenen Himmel verlor. Die Prügel, die er während seines Besuchs bei Basie eingesteckt hatte, saßen ihm noch tief in den Knochen. Er lehnte an seiner Karre, seine Finger waren taub vor Kälte, sein Kopf benebelt von Alkohol und schlaflosen Nächten.

In der Ferne brüllte jemand, Sirenen heulten, irgendwo schepperte es laut. Wirklich still war Chicago nie. Selbst in den frühen Morgenstunden nicht.

Ren betrachtete den Zigarettenstummel in seiner Hand. Zu rauchen war schwach, und er war schwach, weil er sich dieser Sucht hingab, nicht aufhören konnte, egal wie oft er es schon versucht hatte. Er hasste diese Eigenschaft an sich. Er hasste alles daran, und trotzdem hob er die Zigarette und zog noch einmal daran. Tief nahm er den Rauch in seine Lunge auf und entließ ihn durch die Nasenflügel.

Als die Hintertür zum Nightblue Club geöffnet wurde, warf er den Stummel zu Boden und trat die Glut aus.

Deon hievte ein paar Mülltüten in die Tonne und klopfte sich die Hände ab. Er betrachtete Ren eine Weile, dann schüttelte er in einer Mischung aus Enttäuschung und Besorgnis den Kopf.

»Als ich gesagt habe, dass du deine Karre im Hinterhof parken kannst, war das keine Einladung, dich hier häuslich einzurichten.«



Er schlenderte über den versifften Parkplatz auf Ren zu und schaute sich dabei um. »Ein Wunder, dass noch keine Bilder an den Wänden hängen.«

Ren schob seine steif gefrorenen Finger in die Jackentaschen und trat gegen einen Reifen. »Der Scheißmotor springt bei der Kälte nicht an. Das ist alles.«

»Aber klar doch, das kaufe ich dir sofort ab«, sagte Deon.

»Was willst du von mir hören?«

»Nichts. Du siehst kacke aus, weißt du das?« Er packte Rens Kinn und drehte seinen Kopf zur Seite, um sich das Veilchen anzuschauen, das sich über seine linke Gesichtshälfte zog.

Ren schob Deons Hand weg. »Denkst du, das weiß ich nicht?«

»Wie lange läufst du schon damit rum? Hast du da mal Eis draufgepackt? Die Schwellung sieht grausig aus.«

Ren lachte hohl. »Eis? Als ob es hier draußen nicht kalt genug wäre.«

Deon schwieg. In seinem Blick zeichnete sich noch immer Besorgnis ab. »Komm rein«, forderte er ihn auf. »Und nimm deinen Kram mit.«

Widerworte kamen für Deon nicht infrage. Daran zweifelte Ren keine Sekunde. Er hätte woanders parken sollen. Dann wären es die Bullen oder irgendwelche Mächteterngangster gewesen, mit denen er sich hätte rumschlagen müssen. Das wäre ihm lieber gewesen. Er zog seine Tasche vom Rücksitz, schulterte sie und folgte Deon ins Nightblue.

»Eine Nacht«, sagte Ren.

Deon öffnete ihm die Tür und verengte den Blick, als sich Ren an ihm vorbeisob. »Kannst du überhaupt noch was sehen?« Er drückte mit dem Zeigefinger auf die Schwellung unter seinem Auge.

Ren verscheuchte ihn wie eine lästige Fliege. »Gut genug, um dir den Hintern zu versohlen, wenn du das nicht lässt.«

»Von wegen!« Deon packte Ren am Nacken und zog ihn zu sich. »Dich habe ich früher schon mit links in die Tasche gesteckt.«

Ren lachte höhnisch. Er befreite sich mit einer Drehung und nahm Deon in derselben Bewegung in den Schwitzkasten. »In meiner Erinnerung hast du kleiner Hosenscheißer dich immer hinter mir versteckt, wenn's Ärger gab.«

Auch Deon lachte. »Doch nur, weil ich auf starke Beschützer stehe. Als ob du das nicht längst durchschaut hast.« Er zerrte seinen Arm nach vorn und stieß ihn in Rens Rippen.

Ein heftiger Schmerz durchzuckte Ren und zwang ihn, Deon loszulassen. Er sog scharf die Luft ein, stolperte gegen die Wand in seinem Rücken und hielt sich die Seite.

Für einen Moment war ihm schwarz vor Augen. Als sich sein Blick wiederklärte, sah ihn Deon erneut auf diese unerträgliche Art an. Voller Mitleid.

Wenn Ren eines mehr hasste als die Nikotinsucht, die er nicht loswurde, war es, auf diese Weise angeschaut zu werden.

»Ich habe irgendwo noch eine Salbe für dein Auge rumfliegen«, meinte Deon.





## DON'T STOP ME NOW

**Samstag, 13. Dezember 2025:** Die Woche nach unserer Präsentation war in meinem Kopf zu einer einzigen, berauschten Party verschmolzen. Ich habe mich treiben lassen, war in Coltons Welt eingetaucht, in die Welt der Chicks, der Mutproben, der Partys. Eine Welt, die mich hatte spüren lassen, wie sich Leben anfühlte.

Ein mir völlig fremdes Gefühl, weil ich immer nur versucht hatte, zu funktionieren, und der Meinung gewesen war, das wäre genug, um glücklich zu sein. Wie sehr ich mich doch geirrt hatte.

Ich wusste nicht, ob es Samstag- oder Sonntagfrüh war, als ich mich auf Zehenspitzen in die Villa schlich. Ich war noch ziemlich beschwipst, meine High Heels trug ich unter den Arm geklemmt, meine Frisur war zerzaust und mein Make-up verwischt. Ich rieb mir die frierenden Hände und taumelte in Schlangenlinien durch die Vorhalle.

An der Treppe klammerte ich mich am Geländer fest, bis der Raum aufgehört hatte, sich zu drehen. Meine Schuhe fielen polternd zu Boden.

»Schhhh!«, zischte ich mit einem Finger auf die Lippen gepresst und lachte, weil mir einfiel, dass es keinen Grund für meine Heimlichtuerei gab. Ich musste mich vor niemandem rechtfertigen.

An der Wand entlang tastete ich mich die Treppe hinauf und schlenderte auf mein Schlafzimmer zu.

»Miss Lancaster«, fing mich Martha ab. Ihre grelle Stimme bohrte sich in meinen Schädel.

»Ich brauche eine Aspirin«, stöhnte ich.

»Dein Vater würde –«

Ich breitete die Arme aus und schaute sie auffordernd an. »Er ist nicht da, oder?«

Martha wirkte betreten, zugleich spiegelte sich Mitleid in ihren Augen wider. Mitleid weswegen? Weil mein Vater mal wieder eines seiner Versprechen gebrochen hatte? Das war nicht neu für mich. Die Zeiten, in denen sein kleines Prinzesschen weinte, weil es Daddy vermisste, gehörten der Vergangenheit an. Und ich war es leid, so zu tun, als wäre ich noch das Kind von damals.

»Ich brauche ihn nicht«, sagte ich mit erhobenem Zeigefinger. Bei diesen Worten kam mir ein anderer Gedanke in den Sinn. »Ich brauche niemanden«, murmelte ich mehr zu mir selbst als zu Martha. Eine schwer greifbare Traurigkeit erfasste mich.

»Natürlich, Siena«, bestätigte Martha einfühlend.

Ich leerte meinen Kopf, stolperte in mein Vorzimmer und geradewegs in die Adventsgeschenke hinein. Seit Tagen hatte ich keines mehr angerührt. Ich sammelte sie ein, damit Martha sie später mitnehmen konnte. Es gab sicher irgendwo eine Spendensammlung, bei der sie besser aufgehoben waren.

Für jedes Päckchen, das ich mir auf den Arm packte, fiel ein anderes zu Boden.

»Hört auf, euch zu wehren«, beschwerte ich mich und ließ gleich darauf alle Päckchen fallen, weil ich Ren am Flügel sitzen sah. Ich starrte ihn an, als wäre er ein Geist.



Es lag über eine Woche zurück, dass er mich bestohlen hatte und untergetaucht war. Ich hätte nicht damit gerechnet, ihn wiederzusehen. Was glaubte er, wer er war, dass er einfach so wieder auftauchen konnte?

»Oh, sorry, wolltest du die Sachen haben?« Ich deutete auf die Geschenke und schob sie mit den Füßen beiseite, um mir den Weg zu ihm freizuräumen. »So hübsch, wie sie verpackt sind, macht das Stehlen doch bestimmt gleich doppelt so viel Spaß.«

Ren ließ sich von meinem tiefenden Sarkasmus nicht aus der Ruhe bringen. Ich schnaubte verächtlich. Gab es denn irgendetwas, das bis zu ihm vordringen konnte? Ich bezweifelte es. Er war wie eine leere Hülle. Von außen wirkte er fast menschlich, aber in seinem Inneren war nichts, das berührt werden konnte. Die Leere in seinen Augen wurde nur tiefer, je länger man darin nach einem Funken Lebendigkeit suchte. Keine Schuldgefühle für den Diebstahl, keine Scham, hier wieder aufzutauchen. Nichts.

Er richtete den Blick auf die Tasten und stimmte ein sanftes Lied an. Ich taumelte zum Flügel und stützte mich mit den Ellbogen darauf ab. Ren schaute flüchtig zu mir auf, was mir ein höhnisches Lächeln entlockte. Also gab es doch etwas, das ihn aus dem Takt brachte.

»Ach, stimmt ja, das magst du nicht«, sagte ich spöttisch und richtete mich wieder auf. Ich ließ meine Finger über das polierte schwarze Holz wandern und schlenderte auf ihn zu. »Aber weißt du was? Du kannst nichts dagegen tun, weil das mein Flügel ist und mein Zuhause. Außer zu gehen natürlich. Du kannst jederzeit gehen. Da ist die Tür.«

Ich deutete hinter mich. »Aber nein, das kannst du auch nicht, weil dich irgendetwas hier hält. Irgendetwas ist so wichtig für dich, dass du nach einer Woche wieder auftauchst, obwohl ich jederzeit die Polizei

rufen könnte.« Ich ließ meine Arme über den Flügel gleiten und legte meinen Kopf darauf ab. »Nur was? Willst du mir das nicht verraten?«

So müde, wie ich war, hätte ich auf der Stelle einschlafen können. Ihm wäre das sicher recht gewesen. Dann hätte er sich vor mir nicht erklären müssen. Obwohl ich bezweifelte, dass er es überhaupt vorhatte. Er glaubte bestimmt, es würde reichen, geheimnisvoll zu sein, um sich alles erlauben zu dürfen.

»Du machst dich lächerlich«, sagte er.

»Ist das so?«, fragte ich leise. »Dann schieß doch Fotos von mir und erpress mich damit. Nein? Keine Drohungen? Wieso nicht? Hast du das schon längst getan? Ist es das? Hältst du dich deswegen für unverwundbar?« Die Müdigkeit hatte meinen Geist trübe gemacht und mich ungefiltert aussprechen lassen, was mir durch den Kopf ging. Aber es ergab Sinn. Oder etwa nicht? Anonym war in den letzten Tagen still geblieben. Konnte es Zufall sein, dass Ren sich in dieser Zeit nicht hatte blicken lassen?

Ich kletterte auf den Flügel. »Wie sieht es damit aus?«, fragte ich auffordernd. »So ein Foto bringt dir bestimmt ein paar Hunderter ein.«

»Ich verdiene genug, indem ich hier sitze und spiele«, sagte Ren ungerührt, den Blick fest auf seine Finger gerichtet, die über die Tasten tanzten.

»Ich dachte, es geht nicht ums Geld.« Ich beugte mich zu ihm vor, was ihn nun doch dazu brachte, aufzuschauen. »Die Schallplatte war auch nichts wert. Es gefällt dir nur, mich leiden zu sehen, was?«

In die tiefdunkle Kälte seiner Augen mischte sich ein Anflug von Abscheu. »Das bist nicht du.«

»Ach nein?« Ausgerechnet *er* wollte mir sagen, wer ich war? Er kannte mich nicht. Er hatte nie eine Ahnung von mir gehabt. Ich drehte mich auf den Rücken, legte mich flach hin und schaute zur



Decke. »Es fühlt sich gut an, so wie es gerade ist. Es hat sich nie besser angefühlt, also ...« Ich drehte mich wieder zu ihm um. »Don't stop me now.« Ich nickte zu den Tasten. »Na los, spiel. Dafür bist du doch da? Damit verdienst du dein Geld.«

Er schüttelte enttäuscht den Kopf, hob die Arme und schlug den Queens-Song an. Ich ließ die Melodie auf mich wirken, richtete mich auf und sang mit. »And the world, I'll turn it inside out ...«

Ren hörte auf zu spielen, was mich nicht davon abhielt, mich ihm ruckartig zuzuwenden. »Don't stop me now!«

Ich richtete mich auf und tanzte auf dem Flügel zu dem Lied, das in meinem Kopf weiterspielte, während seine Finger unbewegt auf den Tasten lagen. »... having a good time ...«, murmelte ich, drehte mich und verlor die Orientierung.

Ich wusste nicht mehr, wo oben und unten war, fühlte mich einen Moment wie schwerelos – bis ich warm und weich in meinem Bett landete. Hatte ich einen Filmriss? War Ren nur ein Traum gewesen? Es kam mir so vor.

Als ich die Augen aufschlug, schaute ich allerdings nicht zu meinem Himmelbett hinauf, sondern in seine Augen. In diese Dunkelheit, wie in eine sternenlose Nacht. So leer, so kalt. So viel Licht ... verborgen hinter dichten Wolken.

Also war es doch kein Traum gewesen. Ich war in seine Arme gestürzt.

»Das ist so klischeehaft«, flüsterte ich und hob meine Hand, um nach Ren zu tasten. Ich wollte nur sichergehen, dass ich wirklich wach war. Mein Arm war jedoch zu schwer und fühlte sich zu fremd an, als dass ich meine Bewegungen hätte kontrollieren können. Unbeholfen fuhr ich Ren mit den Fingern durchs Gesicht. Er fühlte sich so warm an, so echt.

»Wehe, du küsst mich jetzt wie in einer albernen Christmas-Love-story«, warnte ich ihn.

»Das habe ich nicht vor«, raunte er mit seiner dunklen, melodischen Stimme, die so unheimlich guttat, wenn er so nah bei mir war.

Meine Augen fielen flatternd zu. »Zu schade ...«

Ich hasste ihn für alles, was er mir angetan hatte. Ich hasste ihn so sehr dafür, dass er meine Welt auf den Kopf stellte, meine Emotionen zum Übersäumen brachte, mich alles gleichzeitig fühlen und alles infrage stellen ließ. Ich wollte, dass er ging, und gleichzeitig, dass er mich nie wieder losließ. Seine Arme umschlangen mich, er gab mir Halt und verhinderte, dass ich davonschwebte.

»Du bist nicht mehr du selbst«, stellte er fest.

»Woher willst du das wissen?« Ich lachte leise. »Du kannst mich nicht kennenlernen, wenn du dich vor mir versteckst ... Wieso machst du das?« Schwindel überkam mich, und ich vergrub meine Finger im Stoff seines Hemds, klammerte mich an ihm fest. Eine irrationale Angst überkam mich. »Lass mich nicht fallen, okay?«

»Ich bin da«, versicherte er mir mit ruhigen Worten und zog mich fester an sich.

Das kurze Gefühl, in die Tiefe zu stürzen, ebte ab. Mein Geist war benebelt, mein Körper wie fremdgesteuert. Ich schaute zu Ren auf und verlor mich in den Abgründen seiner Augen. Er war nicht wirklich da, er belog mich, belog uns beide. Ich suchte nach ihm, wusste, dass er irgendwo hinter der Dunkelheit zu finden war, doch ich versank nur tiefer darin.

»Nein, du versteckst dich«, beharrte ich und zog mich näher an ihn. »Ich würde dich so gern finden.« Meine Lippen berührten beinahe seine, mein Körper pochte, Hitze durchflutete meinen Geist. Ich wollte ihn noch viel mehr bei mir spüren, und ich wusste, dass er es



ebenfalls wollte. Sein Herz schlug heftig, sein Blick zitterte. Doch er schob mich von sich.

»Wer bist du?«, fragte ich.

»Niemand«, sagte er.

Ich lehnte meine Stirn gegen seine Brust. »Dann habe ich mich geirrt, weil auch niemand weiß, wer ich bin. Ich weiß es ja nicht einmal selbst.«

**Sonntag, 14. Dezember 2025:** Mein Kopf fühlte sich wie in Zement gegossen an, als ich zu mir kam. Sonnenlicht ließ mich blinzeln, unter meinen Händen fühlte ich weiche Daunenkissen. Offenbar war ich diesmal wirklich in meinem Bett. Wie ich dorthin gekommen war, lag im Nebel, wie so vieles, was in den letzten Tagen passiert war.

Ich räusperte mich. Mein Hals war völlig ausgetrocknet. Zum Glück fand ich ein Wasserglas und Aspirin auf meinem Nachttisch.

Martha stellte gerade eine dampfende Kaffeetasse daneben. »Ich wollte dich nicht wecken«, flüsterte sie mir zu.

»Schon gut«, krächzte ich mit angeschlagener Stimme.

Aus dem Vorzimmer drangen sanfte Pianoklänge zu mir. Ich stöhnte und fasste mir an den Schädel.

»Wie ist ...?«, murmelte ich.

»Die Uhrzeit? Acht Uhr morgens.«

»Der Tag«, sagte ich kleinlaut.

Martha lächelte. »Sonntag. Du hast den ganzen gestrigen Tag verschlafen, und ich denke, das hat dir auch gutgetan.«

So fühlte es sich allerdings nicht an. Ich stand auf, zog mir meinen Morgenmantel über und griff nach der Kaffeetasse.

»Danke dafür.« Der köstliche Duft nach gerösteten Bohnen stieg mir in die Nase, und ich fühlte mich gleich wacher.

Ich schob meine Zimmertür auf und lehnte mich in den Rahmen. Ren saß am Klavier, als wäre er nie fort gewesen. Mit unlesbarer Miene war er ganz in die Musik vertieft, distanziert auf eine Art, die nicht kühl, nicht abweisend, aber so fern von allem wirkte, als lägen Welten zwischen uns und nicht nur zehn Meter. Er hätte ebenso gut ein Trugbild sein können, eine fiktive Gestalt aus einer Geschichte.

Und doch war er da, saß dort und spielte ein Lied, das mich mehr erfüllte und wärmte, als es der Kaffee in meiner Hand vermochte. Es weckte ein Gefühl des Friedens in mir, das mit nichts vergleichbar war. Ich wollte nicht mehr darauf verzichten müssen, und mir wurde ganz anders bei dem Gedanken, dass ich gar keine Wahl hatte.

Ich war wütend auf ihn gewesen, weil er mich bestohlen hatte und anschließend abgetaucht war, aber in Wahrheit hatte ich mich doch nur hinter dieser Wut versteckt, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, mit seinem Verschwinden etwas verloren zu haben, das noch gar nicht richtig angefangen hatte. Etwas, das unbezahlbar war. Jetzt mischte sich die Angst dazu, dass dieses Etwas nie echt gewesen war. Wenn er wirklich Anonym sein sollte, wäre alles, was ich in ihm gesehen hatte, tatsächlich ein Trugbild gewesen.

»Jetzt verstehe ich deine Schwärmerei.« Vater war ins Vorzimmer getreten und lauschte Rens Klavierspiel.

»Du bist zurück?«, fragte ich überrascht. Vor der Gala hatte ich nicht mehr mit ihm gerechnet.

»Es haben sich ein paar kurzfristige Terminänderungen ergeben.« Er drückte mir einen Kuss auf die Wange. »Bravo!«, rief er laut, nachdem Ren sein Stück beendet hatte. Er klatschte, ging auf Ren zu und bot ihm die Hand an.

Ren rührte sich nicht. Verachtung funkelte in seinen Augen.



Glaubte er etwa, er könnte Dad genauso herablassend behandeln wie mich? Ich hatte versucht zu schlichten, ihn aus der Reserve zu locken, mehr über ihn zu erfahren, um die Sache zwischen uns zu klären. Dad war ganz anders. Er hatte kein Problem damit, ganze Existenzen zu vernichten, wenn ihm jemand gegen den Strich ging. Er zerstörte Menschen genauso wie Imperien und könnte Rens Karriere als Pianist mit nur einem Telefonat zunichtemachen.

Ich legte all das in einen warnenden Blick an Ren und betete, dass er verstand, was ich ihm sagen wollte. Tatsächlich reagierte er. Seine Miene blieb zwar wie versteinert, aber er stand auf, nickte dankend und nahm Dads Hand an.

Ich atmete erleichtert auf, doch das Gefühl hielt nicht lange an. Dad schüttelte Ren nicht nur flüchtig die Hand, er umfasste sie mit beiden Händen, schraubte seine Finger um sie. Erneut flammte Verachtung in Rens Blick auf. Nein, es war mehr als das. Es war brodelnder Hass. Es gab keine Mauer aus kühler Distanz mehr, keine unergründliche Leere in seinen Augen. Da war nur noch dieser ungetrübte Hass.

Panik überkam mich. Gehetzt suchte ich nach einer Möglichkeit, die Situation zu entschärfen, doch das brauchte ich gar nicht, wie mir gleich darauf klar wurde. Dad schenkte Ren keinerlei Beachtung. Er schaute ihn nicht einmal direkt an. Was für mich wie ein Sturm zwischen ihnen tobte, blieb für ihn völlig unsichtbar.

»Meine Tochter hat ein ausgesprochenes Gespür für unentdeckte Talente«, lamentierte er. »Und bei Ihnen scheint die Begabung besonders ausgeprägt zu sein. Sie können es weit bringen, junger Mann. Was halten Sie davon, auf der Golden Door Gala zu spielen?« Er wandte sich mir zu. »Siena, meinst du nicht auch, das wäre eine hervorragende Idee?«

»Dad, ich weiß nicht ...«, sagte ich zögernd. »Ich habe bereits das übliche Streichquartett engagiert. Wie jedes Jahr.«

»Ach, keine Wiederrede!« Er klopfte Ren auf die Schulter, als wäre er ein Rennpferd, in das er gerade ein paar Millionen investiert hatte. »Eine einmalige Chance wie diese bekommt ein aufstrebender Musiker nicht alle Tage. Die schlägt man nicht aus!«

Rens Blick versank wieder in Dunkelheit. Ich wusste nicht, wie es ihm gelang, aber er vergrub den Hass tief in seinem Inneren.

»Es wäre mir eine Ehre«, bedankte er sich mit höflicher Zurückhaltung.

Dad klatschte entschieden in die Hände und wandte sich dem Weihnachtsbaum zu. »Nun zur Auspackzeremonie. Wo haben wir denn das heutige Prachtstück?«

»Das hat noch Zeit.« Ich führte ihn von den Adventsgeschenken weg, bevor ihm noch auffiel, dass ich mit dem Auspacken zurücklag. Je schneller ich ihn von Ren wegbrachte, desto besser. »Lass uns gemeinsam frühstücken und die Planung für die Gala durchgehen.«



Der Tisch war bereits reichlich gedeckt, als wir das Esszimmer betreten. Ich füllte meine Tasse mit frischem Kaffee, bevor ich mich gleich neben Dad anstatt an das andere Tischende setzte. Kaum hatte ich das getan, eilte auch schon Charlotte herein und legte uns den Ordner zur Galaplanung vor. Ich hatte sie auf dem Weg zum Frühstück darum gebeten.

»Der Großteil steht bereits«, erklärte ich und schlug den Ordner auf.

Dad dachte nicht daran, seine Aufmerksamkeit auf die Planungs-



unterlagen zu richten. Er schaute mich gutmütig und verständnisvoll an. Etwas in seinem Blick weckte in mir das Gefühl, ein Kind zu sein, das seinem Dad ein selbst gemaltes Bild überreicht hatte. Aber da war noch mehr. Es wirkte, als hätte er schlechte Nachrichten. War der Baybird-Deal am Ende doch noch geplatzt?

»Was ist los?«, fragte ich besorgt.

»Sieh dich an«, begann er. »Wie erschöpft du aussiehst.«

»Es war eine kurze Nacht«, wiegelte ich mit einem Schulterzucken ab. Wenn das alles war, was ihn beunruhigte, mussten wir nicht länger darüber reden. Ich beabsichtigte nicht, meine Partyexzesse fortzusetzen. Meine Tanzeinlage auf dem Klavier war Weckruf genug gewesen.

Dads Blick kühlte ab. Er rückte an den Tisch heran und widmete sich dem Frühstück. »Ich gebe mir selbst die Schuld«, meinte er, während er seinen Teller mit pochierten Eiern füllte. »Ich habe falsch eingeschätzt, wie viel Verantwortung ich dir zumuten kann. Du bist jung, gerade einmal einundzwanzig. Dir fehlt der Sinn dafür, wie wichtig gewisse Pflichten sind.«

Ich blinzelte verwirrt. »Das denkst du von mir? Ich habe dich noch nie im Stich gelassen.«

»Das sagt auch niemand«, versicherte er mir. »Es ist offensichtlich, dass du dich immer bemühst.«

In meinen Ohren begann es zu rauschen. War das wirklich sein Ernst? »Ich bemühe mich nicht nur.«

»Du brauchst mehr Stabilität, Siena«, übergang er meinen Einspruch. »Die Verlobung ist ein guter Schritt, jetzt müssen wir sehen, wie es weitergeht.«

»Diese Verlobung ist ein Hohn«, widersprach ich.

»Du verstehst die Tragweite nur nicht«, sagte er. »Mr. Callahan hat dir einen großen Gefallen getan.«

Ich konnte nicht glauben, was ich da hörte. »Dad, ich bin schon lange nicht mehr deine kleine Prinzessin, und wir leben auch nicht im Mittelalter. Du und Henry, ihr könnt nicht über meinen Kopf hinweg entscheiden, was gut für mich ist.«

Dad schaute mich eindringlich an. »Es ist offensichtlich, dass du die Kontrolle verloren hast. Das kannst du nicht leugnen. Dein Urteilsvermögen ist getrübt, also werde ich jetzt ein paar Entscheidungen für dich treffen.«

Ja, ich hatte mich bei dem Versuch, mich selbst zu finden, verlaufen, war auf der Flucht vor meiner Wirklichkeit mit Anlauf von der nächstbesten Klippe gesprungen und ziemlich tief gestürzt. Aber das war ganz allein mein Problem, und ich allein musste einen Weg finden, wieder auf die Füße zu kommen. Ich brauchte keine unsichtbaren Fäden, die mich wie eine Marionette aufrichteten und tanzen ließen.

»Es geht dir gar nicht darum, dass *ich* die Kontrolle über mein Leben verloren habe«, stellte ich fest. »Sondern darum, dass *du* die Kontrolle über *mich* verlierst.« Ich warf meine Serviette auf den Teller und schob meinen Stuhl zurück. Mein Blick haftete am Boden, ich klammerte mich an der Tischplatte fest, meine Gedanken überschlugen sich. Deswegen war er also nach Hause gekommen? Weil ich in den letzten Tagen nicht brav nach seinen Regeln gespielt hatte? Es gab nicht einmal negative Presse über mich. Die paar Fotos von mir, die mich feiernd auf Verbindungspartys zeigten, waren nicht der Rede wert gewesen.

»Würdest du mir zuhören!«, sagte Dad herrisch.

»Nein«, lehnte ich ab und stand auf.

Er griff in die Innentasche seines Jacketts und pfefferte einen aufgerissenen Umschlag samt mehrerer Fotos auf den Tisch.



Mir wurde heiß und kalt. Das waren Anonyms Aufnahmen. Meine Knie gaben nach, und ich sank zurück auf den Stuhl. Dad erklärte, dass ihm der Umschlag zugespielt worden war. Er drückte seine Enttäuschung über mich aus und wiederholte sein Vorhaben, künftig mehr Kontrolle über mein Leben ausüben zu wollen. Kaum etwas davon drang wirklich zu mir durch. In meinem Kopf rauschte eine Flut aus verdrehten Gedanken und dem verschlingenden Gefühl der Machtlosigkeit. Deswegen war Anonym also still geblieben. Wer auch immer dahintersteckte, hatte darauf gelauert, mir mit dem nächsten Schritt den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Mir war der Appetit vergangen. Übelkeit stieg in meiner Kehle hoch. Ich stand wieder auf und ging, ohne Dad noch einmal anzusehen.

Dad, Henry, im Grunde alle um mich herum, schienen über mein Leben bestimmen zu wollen. Sie glaubten zu wissen, wer ich war, wie ich war, was ich zu fühlen und zu tun hatte. Ich war in diesem Netz aus falschen Vorstellungen und Erwartungen gefangen, und mein Versuch, auszubrechen, hatte mich nur tiefer darin verstrickt.

Ich trat auf den Korridor, wo Charlotte auf mich wartete. Sie wollte etwas sagen, doch ich konnte nicht stehen bleiben. In meinem Rücken hörte ich Dads Schritte.

»Wenn du jetzt gehst, hilft das niemandem«, rief er mir aufgebracht nach.

»Es hilft mir, atmen zu können!«, rief ich. Ich wollte nur noch weg und ... ja, atmen. Ich lief schneller, wollte einen klaren Kopf bekommen – und wäre beinahe mit Ren zusammengestoßen.

Mein Herz schlug wie wild. Unsere Blicke trafen sich, während er in die eine Richtung und ich in die andere weiterging.

Wir glitten aneinander vorbei wie Öl und Wasser. Getrennt und

doch so nah, dass eine Berührung gereicht hätte, miteinander zu verschmelzen. Doch wir ließen es nicht dazu kommen.

Was suchte er hier? Der Weg zur Haustür führte nicht am Esszimmer vorbei. Er hatte die Hände in die Hosentaschen geschoben, als schlenderte er gemütlich durch ein Museum. Seine oberen Hemdknöpfe waren geöffnet, ein paar Strähnen hingen ihm nass vor den Augen, verbargen einen Teil seines Gesichts. Das Gästebad, natürlich. Er hatte sich dort wohl Wasser ins Gesicht geschaufelt.

Was hatte ich erwartet? Dass er nach mir suchen würde? Ich verdrängte diesen Gedanken sofort.

»Ich will sie wiederhaben«, wiederholte ich, was ich ihm vor über einer Woche geschrieben hatte.

Der Schleier der Kälte, die ihn wie immer vor mir abschottete, hob sich für einen Moment. Ein Anflug von Anerkennung huschte über sein Gesicht, seine Mundwinkel hoben sich kaum merklich. Doch gleich darauf legte sich wieder ein Schatten über seinen Blick.

»Sie ist weg«, sagte er.



## REN

Ren konnte nicht riskieren, dass Siena sein Veilchen bemerkte. Er ignorierte ihren verblüfften Gesichtsausdruck, wandte sich von ihr ab und ging weiter.

Hätte er im Badezimmer doch nur besser aufgepasst. Von wegen wasserfest. Der Abdeckstift, den Deon ihm besorgt hatte, war Müll.

Die wenigen Sekunden, in denen Siena ihn angesehen hatte, waren ihm wie Minuten vorgekommen. Sie hatte seinen Blick an sich gefesselt, und er war machtlos dagegen gewesen. Wie es ihr immer wieder gelang, ihn derart zu manipulieren, blieb ihm ein Rätsel.

Er hatte die Anspannung in ihrem Blick gesehen. Sie war greifbar gewesen. Ein flammender Zorn hatte in ihren Augen gelodert, hatte eine tief sitzende Verzweiflung in Brand gesetzt und war im Begriff gewesen, zu dem Mut zu werden, den er bereits bei seiner ersten Begegnung mit ihr wahrgenommen hatte.

Sie war eine Kämpferin. Daran hatte er keinen Zweifel. In ihr schlummerte eine Stärke, von der sie nichts wusste. Hatte sie sich so sehr in der zerbrechlichen Prinzessin verloren, die sie vorgab zu sein, und darüber hinaus vergessen, wer sie wirklich war? Offensichtlich. Sie hätte ein anderer Mensch werden können, wenn sie nicht die Tochter ihres Vaters gewesen wäre. Dieser Mann hatte sie verdorben, so wie er alles in seiner Reichweite verdarb.

Ren ging am Esszimmer vorbei, wo Owen Lancaster eine Angestellte anwies, ihm Zugriff auf Sienas Terminplan zu gewähren.

»Was meine Tochter jetzt braucht, sind feste Strukturen«, sagte Lancaster. »Wenn Sie nicht in der Lage sind, ihr die zu bieten ...«

»Bitte vertrauen Sie mir, ich bekomme das hin«, beteuerte die Frau.

»Ich gebe keinen Vorschuss auf Vertrauen«, mahnte er sie. »Beweisen Sie mir, dass ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe, dann sind die letzten Tage vergessen.«

Eine nagende Abscheu, die an Ekel grenzte, überkam Ren, als Lancasters Blick ihn streifte. Dieses Gefühl, das sich jahrelang in ihm angestaut hatte, war kaum zu kontrollieren.

Übelkeit stieg in ihm auf. Bilder überrannten ihn, Erinnerungen, die er um jeden Preis verdrängen wollte. Diesem Mann so nah sein zu müssen, seine Stimme zu hören, Gefahr zu laufen, von ihm angefasst zu werden ... Die Übelkeit drohte ihn zu überwältigen, der Raum um ihn herum begann zu wanken.

Er kämpfte um seine Selbstbeherrschung, richtete den Blick zu Boden und ballte die Hände tief in den Hosentaschen zu Fäusten. Seine Fingernägel bohrten sich schmerzhaft in sein Fleisch. Alles in ihm drängte, noch einmal ins Badezimmer zu stürzen, sein Gesicht in eiskaltes Wasser zu tauchen und ... zu atmen.

Er drohte zu ersticken, wenn er Lancasters Gegenwart zu lange ertragen musste. Nie im Leben hätte er geglaubt, dass eine Begegnung mit diesem Mann so unerträglich werden würde.

Lancaster bemerkte ihn nicht wirklich – genauso wenig, wie er ihn vorhin am Konzertflügel als reale Person wahrgenommen hatte. Für Männer wie ihn waren andere Menschen bloß Schatten ohne Gesicht. Jeder für sich austauschbar.

»Mr. Seaver, richtig?«



Ren erstarrte für einen Moment.

Es war die Angestellte, die ihn angesprochen hatte. Lancaster war bereits gegangen.

»Was tun Sie hier?«, fragte sie.

Ren sammelte sich und gab sich unverfänglich. »Ich schätze, ich habe mich auf dem Weg zum Gästebad verlaufen. Geht es dort entlang?« Er deutete Lancaster hinterher.

»Nein, dort geht es zum Arbeitszimmer«, erklärte die Frau.

Ren schaute in die Richtung. Genau das hatte er in Erfahrung bringen wollen. Wie oft war er schon in dieser Villa gewesen? Jedes Mal, wenn er nicht direkt zu Sienas Räumen und wieder hinausgeleitet worden war, hatte er versucht, sich einen Überblick zu verschaffen, war dabei jedoch nicht sonderlich weit gekommen. Jetzt endlich war er wenigstens einen Schritt weiter.

»Folgen Sie mir«, forderte ihn die Frau auf.

Er nickte und ließ sich von ihr das Gästebad zeigen, das er vor ein paar Minuten erst verlassen hatte.



## WHAT'S UP

**Freitag, 04. September 1971:** Es war spät in der Nacht. Die Green Mill Lounge hatte längst geschlossen, und doch durchdrangen die leisen Klänge eines Pianos die Stille um mich herum. Es war eine ruhige Melodie. Friedlich und melancholisch auf eine endgültige Weise. Sie umhüllte mich und spendete mir den Trost einer bitteren Gewissheit.

Ich ließ meine Finger über den Tresen gleiten und näherte mich der Bühne, wo der Pianist in seinem Nadelstreifenanzug saß, die Hutkrempe schief ins Gesicht gezogen. Es war, als hätte man ihn dort vergessen. Und so spielte er weiter, während der Rest der Welt friedlich schlief.

Mein Herz wurde schwerer und schwerer, je näher ich ihm kam. Jeder Ton, den er anschlug, berührte mich auf eine bittersüße Weise und machte mir den nächsten Schritt nur umso unerträglicher. Als ich ihn erreicht hatte, blickte er auf und schenkte mir ein Lächeln, das ebenso traurig, so endgültig wirkte wie seine sanfte Musik.

»Wo ist dein Gepäck?«, fragte er sachte.

Er kannte die Antwort doch längst. Sie lag in seinem Blick und grub sich tief in mein Inneres. Ich schämte mich. Ich schämte mich



so sehr, nicht die Stärke zu finden, die er sich von mir erhoffte. Die er verdiente.

»Ich kann nicht mit dir gehen«, sagte ich zögernd. Jedes einzelne Wort lag schwer zwischen uns. »Ich liebe dich, aber ich ... ich kann nicht.«

Sein Schweigen zerriss mich. Es brachte mich dazu, nach Ausflüchten zu suchen, mich ihm erklären zu wollen. Aber wie? Wie könnte ich ihm verständlich machen, dass mir meine Pflichten wichtiger waren als unsere Liebe? Ich begriff es doch selbst kaum.

Flehend schaute ich ihn an, doch er ließ mich nicht mehr an sich heran. Er wandte sich dem Piano zu und spielte das Lied, das längst nicht mehr so sanft klang wie zuvor.

»Du wirst also einen anderen Mann heiraten.« Er schaute nicht auf. »Einen betuchten Krawattenträger, der sich in der Presse gut verkaufen lässt. Einen Weißen natürlich.«

»Darum geht es nicht!« Ich wollte nach seiner Hand greifen, doch er schlug mit aller Kraft in die Tasten, und ich schreckte zurück.

»Belüg dich nicht selbst«, warnte er mich und trieb seine Melodie weiter voran, hetzte sie wie Schlachtvieh über die Tasten.

»Mit Rogers Tod hat sich alles verändert.« Auszusprechen, dass mein Bruder nicht mehr am Leben war, tat unheimlich weh. Es fühlte sich so unwirklich an. »Es ist meine Pflicht, meiner Familie in diesen harten Zeiten beizustehen. Was mein Vater aufgebaut hat, kann ich nicht untergehen lassen, also übernehme ich Rogers Position im Vorstand.«

»Was nichts anderes heißt, als dass du nun endgültig dazu gebracht wurdest, dich selbst aufzugeben«, sagte er abfällig.

»Nein, es ...«, murmelte ich schwach.

»Oh doch, Peggy, genauso ist es«, fiel er mir ins Wort. »Du wirfst

alles weg, was dir etwas bedeutet. Deine Freiheit, deine Musik, unsere gemeinsame Zukunft. Und das nur, um zu verhindern, dass die Aktien der Lancaster Corp weiter einbrechen. Wäre auch zu schade, wenn dein Daddy noch ein paar Millionen verlieren würde. Also wirft er seine Tochter in den Ring.«

»Ja«, gab ich mit erstickter Stimme zu. »Das ist der Plan.«

Er lachte hohl. »Du lässt dich als Strohpuppe in den Vorstand wählen und hältst dort den Stuhl warm, bis dein Zukünftiger die Geschäfte übernimmt und du nicht mehr gebraucht wirst.«

»Nein, so ist es nicht«, widersprach ich.

Er hielt inne und sah mich an, seine Augen durchbohrten mich mit einer Intensität, die ich kaum ertragen konnte. »Glaubst du das wirklich?«

»Ich weiß es«, sagte ich. »Es ist *mein* Plan, nicht der meines Vaters. Es zerreißt mich, es tut unheimlich weh, aber ich musste eine Entscheidung treffen. Weil ich nicht alles haben kann, verstehst du? Ich will bei dir sein, ich will, dass wir zusammen glücklich werden, dass unsere Musik Millionen Herzen erreicht. Aber das wird nicht passieren. Das müssen wir beide einsehen.« Tränen füllten meine Augen. »Es ist nur ein Traum, nicht die Wirklichkeit.«

Er stand auf, ergriff meine Hand und trat nah an mich heran. Mein Herz schlug schneller, meine Knie wurden weich. Er strich mir sanft über die Wange. »Denk noch einmal darüber nach, Peggy«, flüsterte er. »Wir können das schaffen, wir beide. Der Traum kann wahr werden. Wir müssen es nur wollen.«

»Es tut mir leid«, sagte ich mit bebender Stimme. Alles in mir verlangte danach, ihm zu glauben. Aber es ging nicht. Ich spürte das kühle Nass meiner Tränen. Sie rannen bis zu seinen Fingern, nahmen seiner Berührung nichts von ihrer Wärme, und doch zitterte



ich. »Du ahnst nicht, wie sehr ich das will. Aber Wille allein reicht nicht, Timothy.«

Er zog sich vor mir zurück und hinterließ eine klaffende Leere. Die Schatten um mich herum wuchsen. Es war, als würde ich den Halt verlieren, als würde ich tiefer und tiefer in die Dunkelheit fallen.

»Unsere Liebe ist dir also zu wenig«, sagte er in einem tiefen Bariton. »Ich verstehe.«

»Nein, das bestimmt nicht!« Ich wollte die Distanz durchbrechen, die er zwischen uns aufgebaut hatte, doch eine Kluft hatte sich vor mir aufgetan. Ich kam nicht mehr an ihn heran.

»Geh!«, verlangte er mit herrischer Geste.

»Ich kann nicht mit dir durchbrennen, aber das heißt doch nicht –«

»Doch, Peggy, genau das heißt es.« Die Endgültigkeit seiner Worte zerschmetterten mich.

Die Kluft zwischen uns brach weiter auf und war längst keine Illusion mehr. Sie zog sich über den Boden der Lounge bis hin zu den Wänden, verschlang das Mobiliar, dröhnte krachend in meinen Ohren und brachte mich zum Stolpern.

Tims ausgestreckter Arm deutete weiter zum Ausgang. »Mach es uns beiden nicht noch schwerer.«

»Bitte, ich ...«, flehte ich. Der Boden unter meinen Füßen bebte. Timothy und das Piano glitten immer weiter von mir weg. Die Stühle und Tische, der Tresen, alles wurde von der Dunkelheit verschlungen.

»Es ist vorbei«, hallte seine Stimme in mir wider.

Ich stürzte und hörte, wie er wieder zu spielen begann. So traurig, so endgültig. Es gab kein Zurück.

**Montag, 15. Dezember 2025:** Ich lag in meinem Bett, Granny saß neben mir und hatte nichts mehr von der unsicheren jungen Frau

von damals. Liebevoll strich sie mir über die Wange. Sie lächelte sanft und auch ein wenig traurig. Als ich meine Hand nach ihr ausstreckte, war sie verschwunden, und der Traum verblasste zu einer dumpfen Erinnerung.

Grandma hatte mir alles erzählt – die Geschichte der Frau, die sie einst gewesen war und die sie aufgegeben hatte. Die Geschichte ihrer ersten Liebe. Ihrer einzigen Liebe. Doch ich hatte es vergessen. Ich war zu jung gewesen, um wirklich zu verstehen, welchen Schatz sie mir damit anvertraut hatte.

Ein ganzes ungeliebtes Leben, von dem nur eine Schallplatte geblieben war. Und die war nun fort.

Eine gefühlte Ewigkeit starrte ich an meinen Betthimmel und fand keine Kraft, aufzustehen. Erst als Martha klopfte und eintrat, schlug ich die Decke zurück.

»Die Sonne scheint!«, trällerte sie auf ihre fröhliche Art und zog die Vorhänge auf.

Ich hievte die Beine aus dem Bett, mein Blick blieb eine Weile an meinen Füßen haften. Mir war, als würde ich noch immer träumen, das Geschehen nur beobachten. Als würde ich über mir schweben, statt wirklich ich selbst zu sein, und nichts, was um mich herum geschah, drang weit genug zu mir durch, um mich zu berühren.

»Ich weiß, Miss Lancaster, du beherrscht keine Fotosynthese«, scherzte Martha augenzwinkernd. »Aber das heißt nicht, dass dir ein bisschen Vitamin D nicht guttut.«

Im Vorzimmer erklang Rens Version von *Deck the Halls*. Etwas zu verspielt, um nicht ironisch gemeint zu sein. Ich schüttelte den Kopf, um ihn aus meinen Gedanken zu vertreiben, und schaute zur Tür. »Wartet Charlotte bereits?«

»Ja, im Flur«, bestätigte Martha. Besorgnis schwang in ihrer



Stimme mit. Sie trat näher an mich heran. »Kann ich etwas tun? Brauchst du etwas?«

»Nein«, versicherte ich ihr und fand mit einem tiefen Atemzug zurück ins Hier und Jetzt.

Ich brauchte eine heiße Dusche. Rens Pianospiele folgte mir bis unter den Wasserstrahl und verklang auch nicht, als ich Make-up auflegte, meine Haare hochband und den Verlobungsring ansteckte. Für einen Augenblick verlor ich mich wieder, als ich den Ring an meinem Finger funkeln sah.

Wohin hatte es mich geführt, immer die Vernünftige zu sein? Zu lächeln und zu winken, wenn ich lieber schreien wollte?

Ich verdrängte auch diese Gedanken. Im Ankleidezimmer entschied ich mich für Dior. Ein grau-schwarzes Businessoutfit: Rollkragen, Midirock und eine ausgestellte Jacke aus Schurwolle.

Als ich das Vorzimmer betrat und Ren sah, wie er versunken in der Musik am Flügel saß, fiel es mir schwer, ruhig zu bleiben. Mein Herz taumelte wie eine Motte im Licht. Es wollte ihm nahe sein, wollte seine Wärme spüren und ignorierte dabei die Tatsache, dass es sich schon viel zu oft an ihm verbrannt hatte.

Konnte es wirklich sein, dass er Anonym war? Es gab keine Beweise, und ich wollte es auch nicht glauben – aber wahrscheinlich nur, weil es zu schmerzhaft wäre, wenn es sich als wahr herausstellen würde. Ich musste meine Gefühle ignorieren und die Sache klären, bevor mir seine Gegenwart endgültig den Verstand raubte.

Ren schaute nicht zu mir auf, war sich meiner Anwesenheit aber zweifelsohne bewusst. Ich merkte es daran, dass sich sein Spiel verändert hatte, seit ich mein Schlafzimmer verlassen hatte. Es hatte an Tiefe verloren, klang eher mechanisch. Als wäre Ren nicht bei der Sache, als würden sich seine Gedanken um etwas anderes drehen als das Lied.

»Es reicht für heute«, rief ich ihm zu.

Er brach abrupt ab, stand auf und deutete die Verbeugung eines Konzertpianisten an.

Ich wandte mich Martha zu. »Könntest du bitte veranlassen, dass hier alles weggeräumt wird?«, bat ich sie.

Ren lief an mir vorbei zur Tür und stockte bei meinen Worten. In diesem Moment hätte ich zu gern gewusst, was er dachte. Befürchtete er, dass ich ihn doch noch entließ? Oder legte er sich einen perfiden Plan zurecht, genau das zu verhindern?

»Die Weihnachtsdekoration?«, fragte Martha ungläubig.

»Ich bin nicht mehr in der Stimmung dafür«, erklärte ich. »Der Baum, die Geschenke, das kann alles weg.«

Ren öffnete die Tür zum Flur.

»Charlotte, führst du Mr. Seaver bitte ins Arbeitszimmer?«, wies ich sie an. »Ich habe noch etwas mit ihm zu besprechen.«

»Oh, aber unser Zeitplan ...«, sagte sie gehetzt.

»Ist eng, ich weiß.«

Sie wirkte unsicher. »Ihr Vater erwartet Sie im Salon.«

»Er wird sich ein paar Minuten gedulden müssen.«

Rens Seitenblick setzte mein Herz dem erwähnten Feuer aus, an dem es sich schon viel zu oft verbrannt hatte. Seinetwegen stand es in Flammen, die Hitze fuhr mir durch den ganzen Körper. Ich verfluchte ihn dafür.

»Deine Frage von eben, ob ich etwas brauche«, sagte ich zu Martha, nachdem die Tür hinter Ren zugefallen war. »Ein paar Eiswürfel wären gut.« Ich warf ihr ein flüchtiges Lächeln zu.

Sie schien sich zu freuen, mich etwas heiterer zu sehen. »Wie wäre es mit Frappé statt des üblichen schwarzen Kaffees?«

»Perfekt«, sagte ich dankbar. Was würde ich bloß ohne sie tun?



Ohne den Sonnenschein, den sie jeden Morgen in mein Leben brachte.

»Soll das Klavier ebenfalls weggeschafft werden?«, fragte sie.

»Das sehen wir dann.«



Als ich das Büro betrat, wartete Ren bereits auf mich. Charlotte entließ ich mit einem Nicken. »Fünf Minuten«, flüsterte ich ihr zu, bevor ich mich Ren zuwandte.

In meinem Rücken schloss sie die Tür.

Ren hielt meinem Blick nicht stand. Er drehte sich der mit Aktenordnern gefüllten Regalwand zu und studierte die Beschriftungen.

Ich trat hinter den Schreibtisch, stützte mich mit beiden Händen darauf ab und hielt den Blick gesenkt. Der Tisch zwischen uns würde mir helfen, mich auch emotional von Ren fernzuhalten.

»Bist du Anonym?«, stellte ich die Frage, die in mir brodelte. Mein Puls raste, mein Kopf wurde schwer. Ich schaute nicht auf, bewahrte nach außen hin die Fassung und wartete ab.

Rens Schritte waren zu hören. Er schlenderte gelassen am Regal entlang. Was interessierten ihn die Aktenordner? Es waren keine Sammlerstücke wie die Schallplatten. Versuchte er, Zeit zu schinden? Wusste er, wie angespannt ich war, und wartete darauf, dass mein Geduldsfaden riss? Zu Anonym hätte das gepasst.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst,« erlöste er mich schließlich.

Ich richtete mich auf.

Ren stand noch immer am Regal, die Hände in die Taschen geschoben, den Kopf leicht geneigt, um die Aufschriften lesen zu können. Er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, sich umzudrehen.

»Du weißt nicht, was ich meine?«, hakte ich nach. »Hast du mir Nachrichten geschickt?«

Er ließ sich zu einem flüchtigen Blick in meine Richtung verleiten. »Drohungen?«

Mein Inneres zog sich zu einem Klumpen zusammen. Er war es also doch? Er bedrohte mich anonym? Hitze schoss mir in die Wangen. Ich pfiff auf die Distanz, die ich mir verschafft hatte, trat hinter dem Schreibtisch hervor und schob mich zwischen Ren und das Regal.

»Sag mir die Wahrheit!«, verlangte ich und drängte ihn an der Schulter vom Regal weg.

Ren schaute zu mir herunter. Hinter den langen Wimpern funkelte es im tiefen Schwarz seiner Augen. Herzschläge vergingen. Er suchte etwas in mir, und ich verlor mich in ihm.

Als er andeutete, sich mir zu nähern, war ich gefangen im Bann meiner widersprüchlichen Gefühle. Ich wollte ihn bei mir spüren, wollte, dass sein warmer Atem mein Ohr streifte, und wünschte mir zugleich, wieder hinter dem Schreibtisch zu stehen – von ihm wegzukommen, weg von dem Schmerz und der Angst.

»Du hast Drohungen erwähnt, als du betrunken warst«, erklärte er.

Ich zog verwirrt die Brauen zusammen, was ihm ein sanftes Lächeln entlockte. Meine Erinnerung an diesen Morgen waren verschwommen. Ich wusste zwar noch, dass in mir der Verdacht aufgefunden war, es bei ihm mit Anonym zu tun zu haben, aber hatte ich das ihm gegenüber laut ausgesprochen?

Ren beugte sich zu mir und hauchte mir ins Ohr: »Du wolltest, dass ich Fotos von dir schieße, während du halb nackt auf dem Flügel getanzt hast. Aber keine Sorge, mir reicht die Erinnerung.«

Der raue Klang seiner Stimme erfüllte mich bis in die Finger-



spitzen. Mein Herz rebellierte gegen die Ketten, die mein Verstand ihm auferlegt hatte. Ich wollte ihm glauben, ich wollte es so sehr, aber ich durfte mich nicht dazu verleiten lassen, eine Lüge hinzunehmen, nur weil sie sich bequem anfühlte.

Ich streckte die Handflächen nach vorn, um Ren auf Abstand zu halten. Je näher er mir war, desto schwerer fiel es mir, einen klaren Gedanken zu fassen.

Ren hob Schultern und Arme leicht an, um mir zu zeigen, dass er die Hände in den Taschen hielt und keine Bedrohung für mich darstellte.

»Du hast mir also nie geschrieben«, fasste ich zusammen.

»Nein«, bestätigte er.

»Auch nicht, als ich dich aufgefordert habe, mir die Schallplatte zurückzubringen«, sagte ich bitter. Der Schmerz über den Verlust musste mir deutlich ins Gesicht geschrieben stehen, doch Rens kühler Blick ließ kein Mitgefühl zu.

»Du wolltest wissen, wer der Pianist ist«, sagte er monoton. »Ich habe versucht, es in Erfahrung zu bringen, und war damit eine Weile beschäftigt.«

Das war eine fadenscheinige Ausrede für seine Fehlzeit.

»Und was hast du herausgefunden?«, bohrte ich nach.

Er blieb ungerührt. »Nichts.«

»Wieso kriege ich sie dann nicht wieder?«, warf ich ihm verständnislos vor. Wie konnte er nur so gefühllos sein? Wäre es so schwer gewesen, mir zu schreiben, statt mich im Ungewissen zu lassen? Ein paar Wörter, mehr hätte es nicht gebraucht, und ich wäre beruhigt gewesen. Aber vielleicht wollte er mich leiden sehen.

»Sie ist zerbrochen«, sagte er in völliger Gleichgültigkeit.

»Was?« Mein Hals schnürte sich zu.

»Was schert es dich?«, fragte er abfällig. Missgunst blitzte in seinen Augen auf. »Du besitzt Schallplatten im Wert von Millionen. Diese eine fällt doch gar nicht ins Gewicht.«

»Du hast keine Ahnung ...«, sagte ich brüchig. Meine Augen brannten, mein Kopf rebellierte. Ich würde sie nicht wiederbekommen! Diese Single war meine einzige Verbindung zu Grandmas Vergangenheit. Der Verlust war mit nichts aufzuwiegen, und er fühlte nichts dabei, mir die Platte weggenommen zu haben. Mehr noch, er rechtfertigte seine Tat mit meinem geerbten Reichtum. Er schaute mich an, als hätte ich kein Recht dazu, Verlust zu spüren, nur weil ich in der Lage war, mir Dinge zu kaufen, die sich andere nicht leisten konnten.

Ren kam auf mich zu, doch ich ertrug ihn nicht länger und wich zur Tür aus.

»Bleib weg!«, warnte ich ihn.

Er hielt inne.

»Du kommst, spielst und gehst wieder«, entschied ich, ohne ihn anschauen zu können. »Nicht mehr, nicht weniger.«

Er trat wieder einen Schritt auf mich zu. Mit gespreizten Fingern hielt ich ihn zurück, woraufhin er seine Antwort auf ein Nicken beschränkte.

Ich atmete tief durch und griff nach der Türklinke. So war es das Beste. Jedes Mal, wenn ich ihm zu nahe kam, tat er mir weh. Ich konnte ihn nicht feuern, ohne zu riskieren, dass es damit noch schlimmer wurde, aber ich konnte ihn aus meinem Herzen verbannen. Oder es wenigstens versuchen.

Ich drückte die Klinke nach unten.

»Ich wollte dir nie Angst machen«, meinte Ren leise, fast zögerlich.

Ein Blitz durchzuckte mein Herz. Nach allem, was er gesagt hatte, kam nun so etwas? Wie passte das zusammen?



Hatte er geglaubt, ich wäre ihm die ganze Zeit über ausgewichen, weil er mir Angst machte? Genau das Gegenteil war der Fall. Bei den Schmerzen, die er mir zufügte, müsste es mir viel mehr Angst machen, ihn an mich heranzulassen. Körperlich fühlte ich mich nicht von ihm bedroht. Hätte er mir auf diese Weise wehtun wollen, wäre es längst dazu gekommen.

»Auch nicht auf dem Parkplatz der Autowerkstatt?«, fragte ich.

»Ein bisschen vielleicht«, gab er zu.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Nun hatte er mich also doch wieder so weit. Das durfte ich nicht zulassen.

»Die Schallplatte hat mir alles bedeutet.« Die Schwere, die diese Worte mit sich brachten, legte sich zwischen uns und verschaffte mir genug Abstand, um mich von Ren loszureißen und endlich das Büro zu verlassen.

Charlotte empfing mich voller Ungeduld im Flur.

»Wir können dann«, sagte ich und machte mich sogleich auf den Weg.

»Sie finden selbst hinaus?«, ließ sich Charlotte von Ren bestätigen, bevor sie mir nacheilte. »Heute Mittag steht ein Fototermin auf dem Wintermarkt im Sunnyside Park an. Im Anschluss werden Sie von Senator Murphy und seiner Gattin zum Dinner im Loon erwartet.«

»Und ihrem Sohn, wie ich vermute.« War das Dads Antwort auf das Fiasko mit Henry? Wollte er mich wie einen Köder in ein Planschbecken voller einflussreicher Junggesellen werfen und schauen, wer anbiss?

An der Tür zum Salon hielt ich inne. Ich musste mich fragen, ob meine Großeltern aus Liebe geheiratet hatten. Arrangierte Ehen klangen nach etwas aus dem vorletzten Jahrhundert, kamen aber auch heute noch vor.

»Davon steht hier nichts«, meinte Charlotte entschuldigend.

»Und umziehen werde ich mich im Wagen? Ich kann im Loon nicht mit Straßenkleidung aufschlagen.«

Charlottes Unsicherheit machte mir bewusst, wie hart mein Tonfall geworden war. Dabei richtete er sich gar nicht gegen sie. Ich hatte das Gefühl, dass sich das Netz um mich herum mit jedem Pflichttermin, mit jeder Entscheidung, auf die ich keinen Einfluss hatte, enger zusammenzog. Mich dagegen aufzulehnen, indem ich Charlotte auflaufen ließ, half mir bestimmt nicht weiter.

Charlotte wischte verzweifelt über ihr Tablet. »Wenn ich den Fototermin um eine halbe Stunde vorverlege –«

»Das klingt gut«, fiel ich ihr ins Wort und schob die Tür zum Salon auf.

Es hätte mich nicht gewundert, Dad Zigarre rauchend mit ein paar Heiratskandidaten vorzufinden. Doch ich hätte nicht erwartet, ihn zusammen mit Henry zu sehen.

Die beiden saßen sich in der Sofaecke gegenüber und erhoben sich, als ich eintrat.

Wortlos ging ich zum Getränkewagen und schenkte mir einen Whiskey ein. Mein Blick versank in dem Glas, das ich fest umklammerte. Mir wäre eine Horde Junggesellen lieber gewesen.

»Es ist neun Uhr morgens«, erinnerte mich Dad.

Ich ignorierte seinen Tadel. Auf die Uhr konnte ich selbst schauen. Meine Hand schraubte sich fester um das Glas. »Also, welche Pläne habt ihr beiden über meinen Kopf hinweg geschmiedet?« Ich drehte mich zu ihnen um.

Dad wirkte hart, aber auch enttäuscht, während sich Henry besorgt gab.

»Setz dich«, forderte Dad mich auf und deutete neben sich.



Ich schwenkte das Glas in meiner Hand. »Ich stehe hier gut.«

Henry kam zu mir. »Wieso hast du mir nichts von den Fotos erzählt?«

»Was hätte das geändert?« Ich schaute ihn durch schmale Augen an.

»Wir hätten uns gemeinsam eine Lösung überlegen können«, meinte er.

Ich lachte hohl auf. »So wie wir uns gemeinsam für die Verlobung entschieden haben?«

»Diese Fotos zeigen uns beide«, erinnerte er mich. »Das geht mich genauso etwas an wie dich.«

»Glaubst du das wirklich?« So ahnungslos konnte er doch unmöglich sein. »Dich würde man als Draufgänger und Frauenheld feiern, während ich zum Flittchen abgestempelt werde. Du kannst dir nicht vorstellen, was es für eine Frau bedeutet, damit umgehen zu müssen. Mein Leben wäre zerstört, verstehst du? Niemand würde mich je wieder ernst nehmen. Man nimmt mich ja jetzt schon nicht ernst.«

»So wie du abgerutscht bist, sollte dich das nicht wundern«, mischte sich Dad ein.

Ich trat an Henry vorbei auf ihn zu. »Dass ich auf Partys gehe, interessiert niemanden. Alle in meinem Alter feiern gern.« Ich schnaubte verächtlich und schüttelte voller Enttäuschung den Kopf. »Nein, nicht alle. Ich habe immer versucht, das perfekte Bild abzugeben, habe alles mitgemacht, was dir wichtig war, was für die Firma wichtig war. Und wozu? Für die Öffentlichkeit bin und bleibe ich das verwöhnte Prinzesschen. Niemand dort draußen sieht in mir mehr als das. Und auch niemand hier drinnen.«

Henry nahm mir das Glas aus der Hand. Die Besorgnis in seinem Blick war so falsch wie alles hier. »Dich in Alkohol zu flüchten, wird dir nicht helfen.«

»Wollt ihr mir jetzt auch noch ein Alkoholproblem andichten?«, fragte ich ungläubig. Ich hätte lachen können, wenn es nicht so traurig gewesen wäre. Kaum spielte ich nicht mehr nach ihren Regeln, wollten sie mir meine Mündigkeit absprechen. Vor hundert Jahren hätten sie mich in eine Irrenanstalt gesteckt – hysterisch, aufsässig, untragbar. Beruhigungsmittel, Elektroschocks, kalte Bäder, bis ich endlich so war, wie sie mich haben wollten. Heute passierte das nicht mehr, aber am Prinzip hatte sich nichts geändert: Wer sich nicht fügt, wird gebrochen.

»Das hat niemand behauptet«, meinte Dad.

Ich hielt es nicht mehr aus. Am liebsten hätte ich geschrien, aber das hätte nichts geändert. Stattdessen vergrub ich die Wut tief in mir. »Ich habe nach euren Plänen gefragt«, erinnerte ich sie mit kalter Stimme.

»Siena ...« Henry wollte nach meiner Hand greifen, doch ich entzog sie ihm.

»Wie lautet der Plan?«, wiederholte ich.

Dad schloss zu uns auf. »Also gut. Um den Absender der Fotos kümmere ich mich. Darum brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Im Gegenzug wird die Verlobung vorerst aufrechterhalten. Ihr werdet euch regelmäßig zusammen zeigen. Keine Partys mehr und kein Alkohol am helllichten Tag. Charlotte begleitet dich zu allen Terminen. Bist du damit einverstanden?«

Mein Blick war fest auf Henry gerichtet. Jeder könnte Anonym sein. Auch jemand, mit dem ich nie ein Wort gewechselt hatte. Vielleicht war es jemand aus der Lancaster Corp oder von der Uni. Es könnte aber auch eine Person sein, die mir sehr nahestand und der ich es niemals zugetraut hätte. Henry war mit auf dem Foto. Er hatte deutlich gemacht, dass auch er ein Opfer war. Aber er war auch der-



jenige, der am meisten von Anonyms Taten profitierte. Konnte das ein Zufall sein?

»Siena?«, hakte Dad nach.

»Ja, so machen wir es«, stimmte ich mit kalter Stimme zu. Ich vergrub meine Wut, meine Abscheu, all meine überschäumenden Emotionen tief in mir und war nach außen hin mit einem Mal die Ruhe selbst. »Und jetzt entschuldigt mich, ich habe einen vollen Terminplan.«

Noch während ich sprach, wandte ich mich der Tür zu. Für einen Moment hatte ich mir erlaubt, die Maske abzureißen, die ich schon viel zu lange trug. Ich hatte es getan, weil ich nicht mehr wusste, wie der Mensch dahinter aussah. Beim Versuch, ihn wiederzufinden, war ich beinahe verloren gegangen und hatte darüber hinaus vergessen, warum ich diese Maske so oft benutzte. Weil sie mir Schutz bot. Ein Schutz, den ich gerade mehr brauchte denn je.

Während ich die Tür zuzog, hörte ich Dad sagen: »Wusste ich es doch, dass sie einsichtig sein wird. Ich kenne meine Prinzessin.«

Wenn er sich da mal nicht irrte. Ich legte meine Hand auf das Türblatt und sortierte meine Gedanken. Ich liebte Dad, daran hatte sich nichts geändert. Ich glaubte ihm auch, dass er nur das Beste für mich wollte – das Beste für die kleine Prinzessin, die ich nicht mehr war, in seinen Augen aber immer bleiben würde. Und daran trug ich eine Teilschuld, das konnte ich schlecht leugnen.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Charlotte besorgt.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist alles gut. Zeig mir den Terminplan.« Sie reichte mir ihr Tablet, das ich im Gehen überflog. »Wozu der Fototermin auf dem Wochenmarkt?«

Ich bezweifelte, dass Dad mein Image mit ein paar inszenierten Healthy-Food-Schnappschüssen aufpolieren lassen wollte.

Charlotte stöckelte mir nach. »Für die Spendenaktion an die CCO. Neben einem großzügigen Betrag spendet die Lancaster Corp wie jedes Jahr Geschenkkörbe, die von örtlichen Einzelhändlern zusammengestellt werden.«

»Das ändern wir«, beschloss ich und gab ihr das Tablet zurück.

Mir war der Grund für die Großzügigkeit meines Vaters der CCO gegenüber nicht fremd. Die Chicago Care Organisation umfasste nicht nur mehrere Kliniken, sondern auch Pflegeheime. Darunter die Belgrove Residenz.

Nach Grandmas Diagnose hatte Dad umgehend einen neuen Krankenflügel für eine der größten Kliniken der Stadt gestiftet und sich damit einen Vorstandssitz gesichert.

Jedes Jahr gingen Fotos von ihm durch die Presse, auf denen er einem Arzt vor einem riesigen Check die Hand schüttelte. Die Geschenkkörbe landeten in den Büros der Klinikleitungen.

Charlotte stand die Panik ins Gesicht geschrieben. »Mr. Lancaster wird nicht einverstanden sein, den Termin abzusagen.«

»Von Absagen war auch keine Rede.« Ich zwinkerte ihr zu und nahm mein Handy zur Hand.

*Hast du ein Keyboard?*

Es dauerte nicht lange, bis meine Nachricht an Ren als gelesen markiert wurde. Ich rechnete trotzdem nicht damit, so schnell eine Antwort zu erhalten, und wollte mein Handy wieder wegstecken, als die drei Punkte erschienen. Ich blieb stehen und wartete.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte Charlotte.

»Nein, es ...«, murmelte ich abwesend.

Die Punkte verschwanden wieder.



»Ich werde heute auf ein Abendkleid verzichten«, beschloss ich.  
»Mein Businessoutfit ist für das Essen im Loon genau richtig.«

»Sind Sie sich sicher?«, fragte Charlotte verdutzt.

»Mehr als sicher.« Ich nahm die Treppe hinunter zum Foyer und schickte eine Voicemail an Cheryl. »Shoppen?«

Charlotte schaute sich unsicher um.

»Schnapp dir deine Jacke«, forderte ich sie auf und schlüpfte in meinen Parka. Mein Handy vibrierte.

### Piano Man

Yh

Ich schmunzelte. Bei einer so ausführlichen, geradezu poetisch formulierten Antwort – wie dieses auf zwei Buchstaben heruntergebrochene Yeah – wunderte es mich nicht, dass er geschlagene fünf Minuten mit Tippen beschäftigt gewesen war.

*Ich schick dir eine Adresse.*

»Wo geht es hin?«, fragte Charlotte ängstlich.

Ich schenkte ihr ein aufbauendes Lächeln. »Das sagte ich gerade. Shoppen.«

## REN

Ren schlug die Tür hinter sich zu, warf sich rücklings aufs Sofa und bedeckte seine Augen mit dem Arm. Sein Rucksack diente ihm als Kopfkissen. Er war erschöpft wie schon lange nicht mehr. Zu viele Fragen schwirrten ihm durch den Kopf. Was war bloß in ihn gefahren, die Schallplatte einzustecken? Hätte er die Finger davon gelassen, wäre ihm einiges erspart geblieben. Dasselbe galt für Siena. Dass er sich auf sie eingelassen hatte, war an Dummheit nicht zu übertreffen.

Er wollte sie aus dem Kopf bekommen. Zu vergessen, was in den letzten Wochen geschehen war, wäre das Beste für alle Beteiligten. Er hatte gefunden, wonach er gesucht hatte. Es gab keinen Grund, in diese gottverdammte Villa zurückzukehren. Keinen anderen außer Siena, diese Schallplatte und was sie ihr bedeutet hatte.

Der Schmerz in ihren Augen, kurz bevor sie ihn im Büro allein gelassen hatte, nagte an ihm. Die Erinnerung brannte wie ein tief eingedrungener Splitter unter dem Fingernagel. Unerträglich. Unmöglich zu ignorieren.

Lärm, grölendes Gelächter und das Klirren von Flaschen drangen in den Backstagebereich des Nightblue Clubs vor. Er hatte sich nur ein paar Minuten Ruhe erhofft, die ihm schon in der Nacht nicht vergönnt gewesen waren. Wie auch, wenn man sich in einen Club einquartiert hatte?



Er kramte sein Handy hervor und warf einen Blick darauf.  
Noch nicht mal zehn Uhr morgens ... Viel zu früh für die ersten Gäste.

Die Tür schwang auf und krachte gegen die Wand.

»Guten Morgen, Schlafmütze!«, schmetterte ihm Harper fröhlich entgegen. In ihrem üblichen Siebzigerjahrelook, bestehend aus Lederjacke, zerschlissener Jeans und blonder Dauerwelle, stand sie mit ausgebreiteten Armen im Türrahmen. In der einen Hand hielt sie ein angebrochenes Bier, in der anderen den Nachschub.

»Shit, du klingst wie eine Disneyprinzessin«, beschwerte sich Derek. Er drängte Harper beiseite und stellte seine Bassgitarre an der Wand ab, bevor er ausgiebig gähnte. Eine Sonnenbrille verbarg seine Augen. Er fuhr sich über das kurz geschorene Haar. »Wie kann man so früh am Morgen so übel drauf sein?«

»Wie kann man sich so gehen lassen?«, gab Harper zurück. Sie ließ sich ihre ausgelassene Stimmung nicht verderben, stellte das Bier auf dem Tisch ab und hüpfte zu Ren aufs Sofa. Wie eine Katze hockte sie sich auf allen vieren neben ihn und musterte ihn neugierig.

Ren setzte sich auf und wehrte Harpers Hand ab, als sie versuchte, in sein Veilchen zu pieksen. »Hast du das echt überschminkt? Und sogar dein Tattoo! Was hast du da überhaupt für Klamotten an?« Sie zupfte am Kragen seines Hemds.

»Mal was von ehrlicher Arbeit gehört?«, murrte er.

Harper zwinkerte ihm zu. »Wie ehrlich kann die schon sein, wenn du dich dafür verkleiden musst?«

Deon kam herein und schloss die Tür. Er zog sich einen Hocker heran und nickte Ren zu. »Ist aber gut verheilt, oder?«

»Ja, so gut wie weg«, bestätigte Ren müde und rieb sich die angeschlagenen Rippen.

»Derek?«, rief Deon ihren Bassisten zu sich. Er reichte ihm ein Bier und bot auch Ren eines an.

Ren lehnte mit einer knappen Handbewegung ab.

»Also gut, gehen wir den letzten Auftritt durch«, begann Deon.  
»Richtig gut war –«

»Reden wir doch gleich über das, was unterirdisch war«, unterbrach Harper ihn. Sie beugte sich zu Deon und Derek vor. »Jetzt mal unter uns, hat jemand Ren in letzter Zeit zu Gesicht bekommen? Irgendjemand?« Sie schaute zwischen den beiden hin und her.

»Wenn du mir etwas sagen willst, sag es mir direkt«, beschwerte sich Ren. Er war nicht in der Stimmung für diese Spielchen.

»Im Ernst, da läuft doch nur noch Playback hinter mir, wenn ich am Mikro stehe«, fuhr Harper fort.

»Was ist los mit dir, Mann?«, warf ihm auch Derek vor. »Wenn du aussteigen willst, sag es!«

»Lasst es, okay?«, forderte Deon die beiden auf. »Selbst ein halber Ren Seaver ist immer noch der beste Keyboarder Chicagos. Ohne ihn können die Garfield's Claws einpacken.«

»Dann packen wir halt ein.« Derek trank einen großen Schluck aus seiner Flasche.

»Du immer mit deiner Endzeitstimmung!«, wies Harper ihn in die Schranken. Sie packte Rens Schultern und lockerte sie, als wäre er ein Boxer vor einem großen Kampf im Ring. »Wir kriegen dich schon wieder auf die Reihe! Was können wir tun? Du kannst auf uns zählen.«

Ren nahm sich nun doch ein Bier und deutete damit auf Deon.  
»Du wolltest etwas sagen.«

»*Last Remember* ist diesmal eingeschlagen wie eine Bombe«, meinte Deon. »Ich weiß nicht, was es war. Harper, hast du was geändert?«



»Ich war depri, weil Ren die ersten beiden Songs im Schnecken-tempo gespielt hat.«

»Das passiert nicht wieder«, versprach Ren.

»Die Stimmung solltest du bei *Last Remember* aber beibehalten«, meinte Deon zu Harper.

»Zu Befehl!« Sie salutierte.

Rens Handydisplay leuchtete auf.

### **Uptown Girl**

*Hast du ein Keyboard?*

Er schmunzelte. Wenn sie wüsste, wie irrsinnig diese Frage war. Vor seinem Auftritt im Green Mill hatte er jahrelang kein Piano mehr gespielt. Er war Keyboarder, hielt sich gerade so mit den Bandauftritten über Wasser. Der Musikstudent, auf den eine blendende Zukunft wartete, existierte nur auf dem Papier. Seine Zukunft sah nicht anders aus als seine Gegenwart. Lange Nächte im Club, Backstage ein paar Stunden Schlaf abgreifen, Bier zum Frühstück und Leute an seiner Seite, denen er blind vertraute – denen er zumindest bisher alles anvertrauen konnte, bevor er angefangen hatte, sich in diesem Lügengebilde zu verstricken.

»Woher kommt denn diese Grinsekatz?«, spielte Harper auf sein Schmunzeln an. Sie versuchte, einen Blick auf sein Handy zu erhaschen. »Wer hat dir geschrieben? Hat dir deine letzte Eroberung den Kopf verdreht?«

»Das erklärt einiges«, meinte Derek.

»Es ist nichts«, wiegelte Ren ab und begann zu tippen.

*Yh, ich habe ...*

*Löschen.*

*Löschen.*

*Löschen.*

»Nichts also«, höhnte Harper und wackelte vielsagend mit den Augenbrauen.

*Yh*

Er steckte sein Handy weg. »Lasst uns mit *Last Remember* beginnen«, schlug er vor.

»Das Lied ist todlangweilig!«, beschwerte sich Derek mit einem tiefen Seufzer.

»Es ist romantisch«, widersprach Harper.

Deon ergriff das Wort. »Wir sind bisher immer mit voller Power eingestiegen. Es ist einen Versuch wert, das Publikum erst einmal runterzuholen, um es dann richtig zu packen.«

»Genau das meinte ich«, stimmte Ren zu.

Er schwenkte sein Bier. Vielleicht war es wirklich das Beste, alles abzuhaken und auf Neustart zu drücken. Er schuldete es den Garfield's Claws.



# 12

## THESE BOOTS ARE MADE FOR WALKIN'

**Dienstag, 16. Dezember 2025:** Die Woodfield Mall war mit fast dreihundert Geschäften auf über zweihunderttausend Quadratmetern nicht nur das größte Einkaufszentrum Chicagos, sondern auch der Touristenmagnet schlechthin.

Bei den Menschenmassen, die sich dort täglich tummelten, war kein offizieller Fototermin nötig, um sicherzustellen, dass meine Shoppingtour von allen Seiten abgelichtet wurde.

Ich schlenderte mit Cheryl von einem Laden zum nächsten. Lacoste, BOSS, Armani. Meine schwarze American Express lief beinahe heiß. Charlotte hielt sich zunächst im Hintergrund. Ihre Unsicherheit stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben. Ich musste meine gesamte Überzeugungskraft aufbringen, bis sie sich endlich traute, die Arbeit zu vergessen und ihr Tablet wegzustecken.

Wir amüsierten uns zu dritt, lachten, ließen alles hinter uns, was unsere Stimmung trüben könnte, und verbrachten eine berauschende Zeit.

Erschöpft ließen wir uns einige Stunden später in einem der vielen Cafés nieder.

Cheryl schob Charlotte ihre Golden Express zu. »Besorg uns ein paar von diesen süßen kleinen Cupcakes und drei Latte.«

»Sofort.« Charlotte eilte zur Verkaufstheke.

Ich beugte mich zu Cheryl. »Scheuch sie nicht so.«

»Sie ist doch deine Assistentin, oder? Das ist ihr Job.« Cheryl lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Ich bewege mich heute jedenfalls kein Stück mehr. Meine Füße bringen mich um.«

»Du hättest deine neuen Manolo Blahniks nicht gleich anbehalten sollen«, bemerkte ich.

»Die müssen eingelaufen werden!«, erwiderte sie schrill.

Ich schmunzelte. »Ich glaube nicht, dass diese Schuhe zum Laufen gedacht sind.«

»Ich muss jede Sekunde mit ihnen genießen. Du weißt ja, wie ich mir meine letzten Manos ruiniert habe. Der Schmerz sitzt verdammt tief.« Sie legte sich theatralisch die Hand auf die Brust.

»Ich habe dir gesagt, dass du nicht auf die Motorhaube klettern sollst«, erinnerte ich sie.

»Und ich habe nicht auf dich gehört, weil mir *Du-weißt-schon-wer* den Kopf verdreht hatte«, lamentierte sie. »Du konntest das nicht verstehen, aber jetzt weißt du, wie sich das anfühlt, oder?«

Sie spielte wohl darauf an, dass ich in den letzten Tagen ein paar mal mit Colton unterwegs gewesen war. Die Erinnerungen an die wilden Partys, zu denen er mich geschleppt hatte, waren allerdings ziemlich verwaschen.

Meine Gedanken wanderten zu Ren. Vor meinem Fake-Date-Pakt mit Henry hatte ich schon einige Beziehungen gehabt. Mit vierzehn war ich haltlos in einen unerreichbaren Jungen verliebt gewesen: Aaron, der viel zu lange schon kein Teil meines Lebens mehr war. Mit sechzehn hatte ich mich auf eine Mitschülerin eingelassen und



mein gebrochenes Herz in den darauffolgenden Jahren von einem oberflächlichen Date zum nächsten getrieben. Bis ich dann auf den Jungen getroffen war, den ich für meine erste große Liebe gehalten hatte. Henry. Doch Liebe war das nie gewesen. Es war eine Schwärmerie, die zu einer echten, tiefen Freundschaft geworden war, die mittlerweile wohl der Vergangenheit angehörte.

In all den Jahren war ich nie in eine Motorhaubensituation geraten. Ich hatte mich zu Dummheiten verleiten lassen und falsche Entscheidungen getroffen, aber keinesfalls den Verstand völlig ausgeschaltet. Bis Ren aufgetaucht war. In seiner Gegenwart hatte ich mich mehr als einmal in meinen Gefühlen verloren. Wahrscheinlich hatte mich genau das am Ende dazu getrieben, mit Colton um die Häuser zu ziehen.

»Erde an Siena.« Cheryl schnipste vor meinen Augen. »Das habe ich mir doch gedacht. Colton hat dich ganz schön umgarnt, was?«

»Wie kommst du darauf?«, fragte ich.

Charlotte hatte derweil unsere Bestellung gebracht, sich aber nicht zu uns gesetzt. Sie stand an der Tür und telefonierte.

»Ich war auf der Skipiste und nicht auf dem Mond«, meinte Cheryl abwinkend. »Kaum bin ich weg, verdreht er meiner besten Freundin den Kopf. Er glaubt, mich damit eifersüchtig machen zu können. Das ist seine übliche Masche. Dir ist doch klar, dass er nicht wirklich auf dich steht.«

»Er hat nur von dir gesprochen«, versicherte ich ihr. »Und er ist nicht mein Typ, keine Sorge. Ich war einfach nur in Partystimmung, und er weiß, wo es zur Sache geht. Jetzt habe ich aber erst mal genug vom Feiern.«

»Ich mache mir keine Sorgen!«, sagte sie etwas zu laut und zu schrill, um überzeugend zu klingen. »Wie ich mitbekommen habe,

redest du auch wieder mit Henry. Ist zwischen euch alles beim Alten?«

»Ja«, stimmte ich zu und betrachtete meinen Verlobungsring. Die Show ging weiter.

**Mittwoch, 17. Dezember 2025:** Die Luft roch nach Schnee. Wenn nicht jede Minute meines Tages verplant gewesen wäre, hätte ich es mir an diesem Morgen nur zu gern mit meinem Kaffee und einem guten Buch auf dem Balkon gemütlich gemacht. Dick eingepackt in eine Wolldecke, mit Mütze und Schal, auf die ersten Flocken wartend, um eine davon mit der Zunge zu fangen.

Stattdessen war ich in das legere Winteroutfit von BOSS geschlüpft, das Charlotte so gut an mir gefallen hatte. Ein hochgeschlossenes Top aus Plisse-Tüll unter einem locker gestrickten Pullover in Rotbraun zu einer weit geschnittenen Hose.

Auf dem Sprung zu meiner Verabredung schenkte ich mir im Esszimmer einen Kaffee zum Mitnehmen ein. Dad saß beim Frühstück, und ich gab mich ihm gegenüber locker und gut drauf. Dabei saß mir unser gestriges Gespräch noch tief in den Knochen, und seine Gegenwart löste ganz andere Gefühle in mir aus, was ich mir jedoch nicht anmerken ließ.

Er begutachtete meine Aufmachung. »Neuer Style?«

»Du weißt doch, dass ich gestern shoppen war.« Ich drückte ihm auf dem Weg zur Tür einen Kuss auf die Wange.

Ihm wäre etwas Neues an mir selbst dann nicht aufgefallen, wenn noch Preisschilder daran baumeln würden. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass sein Kommentar auf etwas anderes hindeutete – dass die Fotos von mir beim hemmungslosen Shoppen längst durch die Presse gegangen waren.



»Shoppen also«, sagte er ernst.

»Mach dir deswegen keinen Kopf. Charlotte hat wirklich jede einzelne Minute der kommenden Tage perfekt für mich durchgeplant. Genau wie du es wolltest.« Ich schlüpfte zur Tür hinaus, schob meinen Kopf aber noch einmal in den Raum. »Das Essen im Loon war übrigens ein voller Erfolg. Murphy wird dir davon erzählen.«

Ich gab Dad nicht die Zeit, darauf zu reagieren, schloss die Tür hinter mir und ließ mir von Charlotte meine Handtasche reichen, bevor wir uns auf den Weg machten.

Charlotte wirkte an diesem Morgen nicht mehr ganz so unsicher. Ich schenkte ihr einen vielsagenden Blick, den sie mit einem Lächeln erwiderte.

Ihr war genauso klar wie mir, dass Dad das Essen mit dem Senator eingefädelt hatte, um mich mit seinem Sohn zusammenzubringen. Dass er Henry seine Unterstützung zugesagt hatte, bedeutete nichts. Andere in Sicherheit zu wiegen und ihnen dann in den Rücken zu fallen, war noch nie ein Problem für ihn gewesen. Genau wie es mir nicht schwerfiel, eine überzeugende Show abzuliefern.

Es war ein Leichtes für mich gewesen, den Sohn der Murphys beim Abendessen um den Finger zu wickeln. Seine Mutter hatte ich schnell für mich gewonnen und den Senator anschließend von einer Investition überzeugt, die bisher nie für ihn infrage gekommen war.

Dad rechnete nach meiner Ankündigung, dass sich Murphy bei ihm melden würde, mit Sicherheit mit etwas ganz anderem. Es tat gut, ihn für eine Weile mit seinem schlechten Gefühl allein zu lassen.



Beim Betreten der Belgrove Residenz versperrte mir ein imposanter Geschenkkorb den Blick auf die Empfangsdame hinter dem Tresen.

Wir neigten uns beide zur Seite, um uns begrüßen zu können.

»Miss Lancaster!«

»Ist alles vorbereitet?«, fragte ich.

Sie rückte den Korb zurecht. »Ja, es ist wunderschön geworden. Und dieser Korb ist einfach zu viel! Sollte er denn nicht ins Chefbüro geliefert werden?«

»Schauen Sie doch auf die Karte«, forderte ich sie auf.

»Für das freundliche Personal«, las sie vor.

»Es ist nur eine Kleinigkeit.«

Sie kam hinter dem Tresen hervor. »Es ist mehr als großzügig. Folgen Sie mir. Die Bewohner sind ganz aus dem Häuschen. Nur Ihre Großmutter ...«

»Kein guter Tag für sie heute?«, mutmaßte ich.

»Nicht wirklich«, stimmte sie mit Bedauern zu.

Charlotte schloss auf dem Weg zum Aufenthaltsraum zu uns auf. »Wie schön, dass es mit den kurzfristigen Änderungen geklappt hat.«

»Dank dir«, sagte ich. »Erinnere mich daran, den Körben Bonuschecks beizulegen, sobald ich selbst im Vorstand sitze.«

»Nichts lieber als das.« Sie lächelte breit und machte sich tatsächlich eine Notiz.

Dass ich wirklich jemals im Vorstand landen würde, erschien mir immer unwahrscheinlicher. Mein Leben lang war es mir wie ein ungeschriebenes Gesetz vorgekommen. Als gäbe es nur den einen Weg für mich. Ohne Abzweigungen, ohne Alternativen.

Ich wusste nicht, ob die Vorstellung, dass meine Zukunft vielleicht doch noch nicht in Stein gemeißelt war, erschreckend oder befreiend auf mich wirkte. In gewisser Weise traf beides zu.



Im Aufenthaltsraum war die Weihnachtsfeier bereits in vollem Gange. Die Bewohner waren mit dem Frühstück fertig und trafen nach und nach aus dem Speisesaal ein.

Mit großen Augen bewunderten sie den geschmückten Baum, der vor ein paar Tagen noch in meinem Vorzimmer gestanden hatte. Girlanden hingen an den Wänden, auf den Tischen standen Schalen, die mit Nüssen, Obst und Plätzchen gefüllt waren. Nahe der Fensterfront mit Blick auf die weitläufige Parkanlage der Residenz hatte Ren sein Keyboard aufgebaut.

Er trug denselben Anzug wie jeden Tag, hatte sein Jackett allerdings abgelegt und die Ärmel hochgekrempelt. Auch der obere Knopf seines Hemds war geöffnet, sodass sein Tattoo darunter hervorblitzte.

Offenbar hatte er sich entschieden, es nicht mehr abzudecken, aus welchem Grund auch immer. Wäre es nach mir gegangen, hätte er es nie verstecken müssen. Er spielte *Silent Night*, und ein paar Bewohner stimmten mit ein.

Ich schloss mich den Zuhörenden an, die eine Traube um das Keyboard gebildet hatten.

»Das ist mein Enkelsohn Bill«, erklärte mir eine ältere Dame voller Stolz. In ihren Augen funkelten Tränen. »Ist er nicht talentiert?«

»Er spielt ganz wunderbar«, pflichtete ich ihr bei.

»Er liebt Lasagne«, sagte sie.

Ich war verwirrt, bis mir der von Krallenspuren durchpflügte Schriftzug *Garfield's Claws* auf dem Keyboard auffiel. »Und Katzen mag er auch?«

Sie erzählte mir von ihrer geliebten Perserkatze, und ich hörte aufmerksam zu. Kurz darauf trat ich an Ren heran.

»Ich weiß, es war kurzfristig«, flüsterte ich. »Es hätte auch ein kleines Klavier gegeben. In Grandmas Zimmer steht eins, aber es

ist wirklich sehr klein und wurde seit einer Ewigkeit nicht mehr gestimmt.«

Ich wusste nicht, was er davon hielt, dass ich ihn samt Keyboard herziert hatte. Aus seiner Miene ließ sich wie immer nur wenig ablesen, und ich musste zugeben, dass mich unser letztes Gespräch nervös machte.

»Deine Großmutter lebt?«, fragte er, ganz auf die Musik konzentriert.

Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. »Kaum zu glauben, oder? In diesem Raum sind Leute aus Wirtschaft, Politik und Film versammelt, über die vor zehn oder zwanzig Jahren jeder geredet hat. Alles Menschen, die Großes erreicht haben, bevor sie von der Bildfläche verschwunden sind. Wenn du in einer Zeitung liest, dass eine berühmte Persönlichkeit im hohen Alter im Kreise der Familie verstorben ist, heißt die Wahrheit oft, dass sie ihre Kinder und Enkelkinder schon lange nicht mehr zu Gesicht bekommen hat, bevor sie allein an einem Ort wie diesem starb.«

»Am Ende sind wir alle gleich«, meinte Ren.

Ich nickte schwer.

»Aber jetzt genug davon«, entschied ich. »Spiel etwas Fröhliches! *Jingle Bells* vielleicht.«

Ren schlug die ersten Töne an, und ich ging mit den Bewohnern zum Baum, wo Geschenke auf sie warteten, die ich in der Mall besorgt hatte. Handschuhe, Schals und Mützen.

Wir waren mit Auspacken beschäftigt, als Jorge Pérez von der *Chicago Sun Times* eintraf. Charlotte hatte ihm ein Exklusivinterview versprochen, was mir lieber war als der Pressezirkus, den Dad auf dem Wintermarkt angesetzt hatte. Pérez hielt sich im Hintergrund und schoss ein paar Fotos.



Nachdem die meisten Geschenke ausgepackt waren, schaute ich fragend zu dem Pfleger, der mir schon bei meinem letzten Besuch zur Seite gestanden hatte. Er ahnte gleich, was ich wissen wollte, und schüttelte den Kopf. Offenbar wollte Grandma ihr Zimmer nicht verlassen.

So traurig mich das auch stimmte, ich würde deswegen niemandem das Fest vermiesen. Ich hatte von Anfang an gewusst, dass es ein Glücksspiel war. Sie hatte gute Tage und auch schlechte. Leider kamen die schlechten immer häufiger vor. Ich schüttelte diese Gedanken ab, bevor sie mich endgültig runterzogen.

»Haben Sie ein paar schöne Bilder machen können?«, fragte ich Pérez, der gerade dabei war, seine Fotoausbeute zu begutachten.

»Miss Lancaster, danke noch mal für die Einladung«, begrüßte er mich.

»Aber gerne. Ein paar Plätzchen?« Ich nahm die Schale vom Tisch neben mir und hielt sie ihm hin.

Er schmunzelte amüsiert. »Nein danke. Ich hätte nur ein paar Fragen. Ist Ihnen klar, dass dieses Pflegeheim eine ziemlich noble Hütte ist? Wenn Sie vorhaben, sich als Mutter Teresa zu präsentieren, sind Sie bei mir an der falschen Adresse.«

»Wissen Sie, was Miss Lancaster alles in Bewegung setzen musste, um diese Weihnachtsfeier zu organisieren?«, fuhr ihn Charlotte empört an.

Ich bedeutete ihr, sich zurückzuhalten, und wandte mich Pérez zu. »Diese kleine Feier ist nicht der Grund für meine Einladung. Ich wollte Sie bitten, eine Geschichte zu erzählen.«

»Ich höre.« Skeptisch zog er die Brauen zusammen.

»Es ist die Geschichte meiner Großmutter«, erklärte ich.

»Peggy Lancaster? Sagen Sie bloß ...« Er schaute sich um. »Ist das dort hinten Michael George Johnson?«

»Ich glaube schon.«

Er suchte weiter nach Grandma. »Und wo ist Ihre Großmutter?«

»Heute ist nicht ihr Tag. Ich fürchte, Sie sind womöglich umsonst gekommen.«

»Glaube ich nicht«, widersprach er. »Das scheint eine wahre Goldgrube zu sein. Mir kommt auch schon eine Idee für eine spannende Reportage. *Die vergessenen Größen Chicagos*.« Er untermalte seine Worte mit einer ausholenden Geste. »Was halten Sie von der Schlagzeile? Zu holprig? Lassen Sie mich nur machen, mir fällt noch etwas Besseres ein. Und jetzt entschuldigen Sie mich, ich habe ein paar Interviews zu führen.« Er schaute zu dem jungen Pfleger. »Das ist doch in Ordnung?«

»Grundsätzlich spricht nichts dagegen«, meinte er. »Aber kommen Sie bitte erst einmal mit.«

Pérez folgte dem Pfleger und drehte sich im Gehen noch einmal zu mir um. »Die Geschichte Ihrer Großmutter wird die erste sein, die ich erzähle. Versprochen.«

»Vielen Dank«, rief ich ihm nach.

»Sie nehmen mir die Worte aus dem Mund, Miss Lancaster!« Er deutete mit einem Zwinkern auf mich, bevor er sich schwungvoll der Tür zum Personalbüro zuwandte.

Ein paar Minuten später versuchte ich es bei Grandma. Sacht schob ich die Tür auf, doch kaum hatte ich einen Schritt über die Schwelle getan, flog mir eine Tasse entgegen und zerschellte neben mir an der Wand.

»Raus hier!«, brüllte sie aus voller Kehle. Bewaffnet mit einem Kuchenteller, saß sie in ihrem Sessel am Fenster. Sie schnaubte wie ein kampfbereiter Stier. Wut funkelte in ihren Augen. »Ich will niemanden sehen! Schreibt euch das hinter die Ohren, verdammt! Noch



habe ich hier das Sagen. Ich entscheide, was passiert, verstanden? Ich bin Peggy Lancaster ... ich bin ...« Ihr Blick wurde stumpf, ihr Atem ging schwer. »Ich bin kein Kind, ich werde nicht zulassen, dass ihr ...«

»Grandma«, sprach ich sie vorsichtig an.

Sie schaute aus dem Fenster. »Ich muss das erst mal alles verarbeiten, Kleines.«

Unwillkürlich fühlte ich mich in die Zeit zurückversetzt, als sie ihre Diagnose erhalten hatte. Mein Inneres zog sich zusammen. Eine vergessene Unterschrift, ein verwechselter Name. Es waren Kleinigkeiten gewesen. Nichts, was sich nicht mit Stress und Überarbeitung erklären ließ. Aber das war es nicht gewesen.

»Ich ertrage es nicht, wie du mich ansiehst«, murmelte sie mit rauher Stimme und wiederholte damit, was sie damals immer wieder zu mir gesagt hatte. Sie hatte jeden von sich gestoßen, der versucht hatte, ihr zu helfen.

Damals konnte ich nicht verstehen, wieso sie mich von sich fernhalten wollte. Heute sah ich die Angst in ihr. Die Angst, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren. Entmündigt zu werden.

Sie hatte alles aufgegeben, um ganz nach oben zu kommen, nur um Jahrzehnte später einen Abgrund vor sich zu sehen und sich der Gewissheit stellen zu müssen, dass der unumgängliche Sturz grausam und tief sein würde. Ich bezweifelte, auch nur erahnen zu können, wie sehr sie gelitten hatte – und an Tagen wie diesem immer noch litt.

Ich räumte eilig die Scherben weg. Eine Pflegerin löste mich ab. »Geben Sie ihr einen Moment. Wenn ich ihr später einen Kaffee bringe und von einem wichtigen Meeting erzähle, wird sie schnell wieder putzmunter und scheucht uns alle herum. Das funktioniert jedes Mal, glauben Sie mir.«

Im Aufenthaltsraum war die Feier noch in vollem Gange. Pérez saß

mit Mr. Johnson zusammen, Ren spielte *Little Drummer Boy* auf dem Keyboard, und ein paar Bewohnerinnen und Bewohner tanzten dazu.

»Uns läuft die Zeit davon«, erinnerte mich Charlotte.

Ich rang mir ein Lächeln ab und schaute hinaus zu den schweren Wolken. »Es hat sich doch gelohnt, oder?«

»Auf jeden Fall!«, bestätigte sie.

»Ist das ...« Ich verengte den Blick. »Schneit es?«

»Ich sehe nichts«, meinte Charlotte.

Ich ging zum Fenster. Es schneite tatsächlich! Augenblicklich hellte sich meine Stimmung auf.

»Es schneit!« Ich wandte mich zu Ren um, der neben mir am Keyboard stand.

»Das passiert im Winter nun mal«, meinte er trocken und spielte unbeirrt weiter.

Ich hätte keine andere Reaktion erwarten sollen. Natürlich war mein Enthusiasmus nicht auf ihn übergesprungen.

Ich wollte mich wieder dem Fenster zuwenden, doch ein unguutes Gefühl hielt mich davon ab. Bisher hatte Rens Talent, mit der Musik zu verschmelzen, Bewunderung in mir ausgelöst. Ich hatte es geliebt, ihm zuzuhören. Doch diesmal brannte etwas anderes in mir. Ich kannte ihn mittlerweile ein wenig besser, und so fröhlich seine Melodie auch klang, sie machte mich nachdenklich. Ich glaubte, etwas in ihr zu erkennen, was mir bisher entgangen war. Ich wusste nur nicht, was.

Ein kalter Lufthauch erfasste mich. Neben mir hatte eine zierliche alte Dame die Terrassentür geöffnet.

»Es ist sehr kalt«, warnte ich sie.

Sie wickelte sich einen Schal um den Hals und zeigte mir ihre Handschuhe. »Was denkst du, wozu ich die trage, Mäuschen?«



Mit kleinen Schritten tippelte sie nach draußen, weitere Bewohnerinnen folgten ihr.

»Gib mir deine Hand«, bot ein klappriger Mann einer Bewohnerin an.

»Pah! Für wie alt hältst du mich?«

Ich musste schmunzeln. Es war ein tolles Gefühl zu sehen, was ein wenig Schnee bewirken konnte. Auch ich trat ins Freie. Die klirrend kalte Luft füllte meine Lunge und löste ein Gefühl von Freiheit in mir aus. Ich liebte diesen Moment so sehr – wenn sich alles langsam weiß färbte. Hell, klar und friedlich wurde.

Ich legte den Kopf in den Nacken, breitete die Arme aus und öffnete den Mund, um eine Schneeflocke zu fangen.

Das Personal brachte den Leuten Jacken und versuchte, sie dazu zu bringen, wieder hineinzugehen. Wirklich gelingen wollte es ihnen jedoch nicht.

Auch mir fuhr langsam die Kälte in die Glieder. Ich machte mich auf den Rückweg und klopfte mir an der Tür den Schnee von den Schuhen, als mich etwas an der Schulter traf.

Erschrocken schaute ich mich um. Einer der Bewohner hatte mich mit einem Schneeball beworfen und formte bereits den nächsten.

»Das geht jetzt wirklich zu weit!«, beschwerte sich eine empörte Pflegerin und bekam dafür selbst eine Ladung Schnee ab.

Gelächter brach aus. Gleich mehrere Bewohnerinnen bewaffneten sich, und jemand rief zum Kampf gegen das Personal auf. Schon flogen die Schneebälle kreuz und quer durch die Luft. Ich war mittendrin und fühlte mich in die schönsten Zeiten meiner Kindheit zurückversetzt. Es dauerte nicht lange, bis meine Hände rot vor Kälte waren.

Ich ging in die Hocke, um Schnee zusammenzuschaukeln, als ich bemerkte, dass Ren nach draußen getreten war. Er war zwar ohne

Zweifel ein gut aussehender Mann – hochgewachsen, breite Schultern, lange Wimpern, volles Haar –, doch die geradezu perfekten Konturen seines Gesichts wirkten wie in Stein gemeißelt. Sein Blick, wie immer dunkel und unergründlich, kam mir eisiger vor als der Schnee in meinen Händen.

Mit einem Mal verstand ich, warum mir sein Spiel vorhin keine Freude bereitet hatte. Mein Herz schlug schneller, ein Gefühl von Angst und eine erschreckende Erkenntnis überrollten mich. Ich sah, wie die Menschen um ihn herum strahlten, lachten, sich gegenseitig mit ihrer puren Lebenslust ansteckten, während Ren dazwischen wie ein Fremdkörper wirkte.

Nichts berührte ihn. Nichts drang zu ihm durch. Er war bloß ein stiller Beobachter, unfähig, sich auf das Geschehen um ihn herum einzulassen. Wenn er spielte, verschmolz er nicht nur mit seiner Musik, er verkroch sich darin, er flüchtete. Mein Inneres schraubte sich zusammen. Wieso hatte ich das nicht schon früher bemerkt? Wahrscheinlich, weil es bisher nur ihn und mich gegeben hatte. Diese Feier war eine ganz neue Situation.

Wovor versteckte er sich bloß? Was hatte ihn so weit von allem weggetrieben? Was hatte ihn derart gebrochen, dass er die Welt nicht an sich heranlassen konnte? Es tat mir weh, ihn so zu sehen.

Als er die Augen niederschlug und sich zum Gehen wandte, sprang ich auf und eilte ihm nach. »Warte!«

Im Türrahmen hielt ich ihn am Arm auf. Sein Blick rückte noch weiter von mir weg, wenn das denn möglich war. Er schaute zu meiner Hand. Der Schnee darauf schmolz auf seinem Ärmel.

»Sorry.« Ich klopfte den Schnee von seinem Hemd und rieb ihn mir von den Fingern. Warum hatte ich ihn aufgehalten? Ich war aufgesprungen, ohne nachzudenken. »Lass mich dir wenigstens eine



Entschädigung für deinen Aufwand zahlen«, stammelte ich und be-reute es augenblicklich. Das war typisch Siena. Wenn ich nicht mehr weiterwusste, versuchte ich es mit Geld. Sosehr ich mir diese Eigen-art auch abgewöhnen wollte, sie kam immer wieder zum Vorschein.

»Nicht nötig«, lehnte er ab.

»Miss Lancaster?«, sprach Charlotte mich an. Sie hielt meine Jacke im Arm.

»Gleich«, bat ich sie und wandte mich wieder Ren zu. »Dann bleibt alles wie gehabt?«

Wieso sollte es das auch nicht? Ich hatte ihn gestern ins Büro zitiert, um klarzustellen, wie es weitergehen sollte. Nichts hatte sich in den letzten vierundzwanzig Stunden geändert. Zumindest nicht aus seiner Sicht.

Er nickte und wollte gehen. Ich hielt ihn erneut davon ab und legte meine Hand flüchtig auf seine Brust, bevor mir mein Handeln be-wusst wurde. Schnell zog ich sie weg.

»Ist noch etwas?«, fragte er sichtlich genervt.

In meinem Kopf drehte sich alles. Ich wusste, dass mich sein Leben nichts anging. Das hatte er mehr als deutlich gemacht.

Dennoch fühlte es sich falsch an, nichts zu tun und nichts zu sagen. Ich hatte einen flüchtigen Blick hinter eine Tür erhascht, die er nur allzu gut verborgen hielt. Und jetzt brannte diese Angst in mir, etwas gesehen zu haben, das nicht ignoriert werden durfte, das gesehen werden sollte und im schlimmsten Fall für immer im Dunkeln blei-ben würde, wenn ich die Augen davor verschloss.

Aber genau das wollte er von mir.

Genau das stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

*Bleib weg.*

*Komm nicht näher.*

Ich war rein zufällig in einen Strudel geraten, der mich nah genug an diese Tür herangebracht hatte. Keiner von uns hatte das beabsich-tigt. Keiner hatte das gewollt.

»Wir müssen noch die Liedauswahl für die Golden Door Gala besprechen«, sagte ich so unverfänglich wie möglich.

Ren schnappte sich meine Jacke von Charlotte, warf sie schwung-voll über meinen Kopf und ließ sie auf meine Schultern sinken. Fra-gend schaute ich ihn an.

Er beugte sich zu mir vor. »Das hat auch noch bis morgen Zeit.«

Eine Bewegung neben uns ließ mich zusammenzucken. Ren riss den Arm hoch, ein Schneeball traf seinen Ellbogen und rieselte als Pulverschnee auf uns herab.

»Sorry!«, rief jemand.

»Alles gut?«, fragte Ren leise.

Stille lag wie eine Glocke über uns.

»Und bei dir?«, gab ich kaum hörbar zurück.

Er erwiderte meinen Blick. »Ich komme klar.«

»Okay«, sagte ich atemlos.

Für eine Sekunde glaubte ich, etwas in der Dunkelheit seiner Augen funkeln zu sehen. Erleichterung. Dankbarkeit.

Er nickte, als hätten wir die Uhr um ein paar Minuten zurück-gedreht und alles gelöscht, was sich an unausgesprochenen Worten zwischen uns aufgebaut hatte. Die Glocke hob sich, und diesmal hielt ich Ren nicht davon ab zu gehen.



## REN

Der Rest des Tages lief für Ren ab wie auf Autopilot. Er fand ein paar Stunden Schlaf im Backstagebereich, anschließend half er im Club aus, um sich sein Nachtquartier zu verdienen. Kisten schleppen, Tische abwischen, wie er es schon Tausende Male getan hatte, wenn er ganz unten angekommen war und Deon ihm ein Auffangnetz angeboten hatte.

»Du weißt, dass du das eigentlich nicht nötig hast«, erinnerte ihn Deon im Vorbeigehen.

Ren schnaubte abfällig und zerrte die Stühle grob vom Tisch, bevor er den Putzlappen zur Hand nahm.

»Wovon spricht er?«, fragte Harper, die den Club gerade betreten hatte.

Deon breitete die Arme aus. »Nur von dem gigantischen Haufen Moneten, der unserem Starkeyboarder unter die Nase gerieben wurde. Er müsste bloß zuschnappen.«

»Doch nicht etwa ein Plattenvertrag?«, hakte Harper nach. Sie verengte den Blick. »Du wirst doch nicht ...?«

»Nein, nichts dergleichen«, stellte Ren klar. Es brachte ihn zur Weißglut, dass Deon dieses Thema nicht lassen konnte.

Harper war längst angefixt. Verspielt funkelte sie ihn an. »Komm, rück raus mit der Sprache.«

»Es ist nichts«, knurrte er. »Dreckiges Geld, das mich zum Schweigen bringen soll. Ich werde es nicht anrühren, und damit ist das Thema für mich durch. Verstanden?«

Stille breitete sich im Club aus.

»Kein Wort mehr, versprochen«, stimmte Deon schließlich einseitig zu.

»Du hast da einen Fleck übersehen«, zog Harper Ren auf.

Ren warf ihr einen misstrauischen Blick zu, woraufhin sie ihre Lippen mit einer Handbewegung versiegelte und den imaginären Schlüssel von sich warf, bevor sie zur Bühne ging.

Er widmete sich wieder den Tischen.

»Soundprobe, wenn du fertig bist?«, rief sie ihm zu. »Wo ist denn dein Keyboard hin?«

»Hinten, ich hole es gleich«, antwortete er.

Wie ihn Siena dazu gebracht hatte, es quer durch die Stadt zu schleppen, war ihm ein Rätsel. Er wurde aus dieser Frau nicht schlau. Immer, wenn er glaubte zu verstehen, wie sie tickte, drehte sie sich um hundertachtzig Grad. Sie verlangte von ihm, professionelle Distanz zu wahren, und einen Tag später schaute sie ihn an, als könnte sie in ihm lesen wie in einem offenen Buch. Er wusste nicht, was sie in ihm gesehen hatte, aber es war ihm beängstigend vorgekommen. Er hatte sich ungeschützt gefühlt, enttarnt und wehrlos. Und gleich darauf erleichtert, weil sie nicht weiter nachgebohrt hatte.

Sie machte ihn angreifbar. Aus irgendeinem Grund hatte er sich in ihrer Gegenwart nicht unter Kontrolle. Wahrscheinlich war sie deswegen fähig, ihn zu durchschauen. Er hatte sie zu nah an sich herangelassen, was für sie viel gefährlicher war als für ihn. Das müsste ihr nach allem, was er gesagt und getan hatte, längst bewusst sein. Ignorierte sie das Offensichtliche? Oder war sie nur naiv? Egal, was es war,



er musste deutlicher werden, um sie auf Abstand zu halten. Er musste sie aus seinem Kopf bekommen.

Sie hatte spontan eine Weihnachtsfeier für eine Handvoll stinkreicher alter Leute auf die Beine gestellt und die Presse dazu eingeladen. Es gab keinen Grund für ihn, auch nur einen Gedanken an diese verwöhnte Prinzessin zu verschwenden.



Der Morgen graute bereits, als Ren den Nightblue Club verließ. Sein Atem zeichnete sich in Nebelfetzen vor ihm ab, Kälte fuhr ihm in die Glieder. Der Schneefall hatte über Nacht nicht nachgelassen. Braune Matschhügel verklebten den Bürgersteig. Auf den Straßen sah es nicht besser aus. Bei dem Wetter blieb ihm nicht viel Zeit, bevor er losfahren musste, um es rechtzeitig nach Uptown zu schaffen.

Er stapfte zum Zeitungsstand, wo die gebündelten Stapel der druckfrischen Tagesblätter achtlos in den Schneematsch geworfen wurden. Auf einer Titelseite prangte ein Foto von Siena bei ihrer Shoppingtour in der Woodfield Mall. Hatte die Klatschpresse noch nicht genug von diesem Thema?

Er klopfte eine Zigarette aus der verknüllten Packung, nahm sie zwischen die Lippen und stellte fest, dass es die letzte war. Auch sein Feuerzeug sprühte nur ein paar verlorene Funken. Genervt stopfte er die Zigarette zurück.

»Sieh dir das an!« Harper war in seinem Rücken aufgetaucht und klopfte ihm auf die Schulter. Sie zog eine der Zeitungen aus dem Stapel. »Miss Spendierhose rettet ganz Chicago im Alleingang! Für wie verblödet hält die uns? Diese Rich Bitch badet doch im Geld, und jetzt sollen wir sie feiern, nur weil sie ein paar Dollar springen lässt?«

»Hast recht«, stimmte Ren tonlos zu.

Er überflog den Artikel. Wie es aussah, hatte er Siena mal wieder falsch eingeschätzt. Sie war weder naiv noch ein Prinzesschen. Ihre Spende an die Seniorenresidenz war nur eine von vielen gewesen. Über fünfzig Notunterkünfte, Heime und Krankenhäuser waren beliefert worden.

So viel Kalkül hatte er ihr nicht zugetraut. Ihr war zweifelsohne klar gewesen, wie die Reaktion auf ihre Shoppingtour ausfallen musste. Das hatte sie für sich genutzt und mit der Spendenaktion bewiesen, wie sehr sich alle in ihr irrten. Er eingeschlossen. Aber das änderte nichts.



# 13

## THAT'S ALL

**Donnerstag, 18. Dezember 2025:** Mein Wecker klingelte noch vor Sonnenaufgang. Die Golden Door Gala stand unmittelbar bevor, und ich hatte das Gefühl, dass noch nichts erledigt war. Entsprechend gehetzt brachte ich meine Morgenroutine hinter mich und ging dabei gedanklich meine To-do-Liste durch.

Als ich das Vorzimmer betrat, fiel mir ein, dass ich die Lieferung der Blumengestecke noch nicht abgesehnet hatte. Hoffentlich war es noch nicht zu spät. Eilig ging ich weiter, stockte aber, als Ren in meinem Rücken zu spielen begann.

Der Klang des Konzertflügels erfüllte den Raum auf eine ganz andere Weise, denn er war nun in der Mitte aufgestellt. Ich tauchte regelrecht in die Melodie ein. Die sanften Töne erfüllten mich, beruhigten meine hetzenden Gedanken, brachten mich zurück ins Hier und Jetzt.

Ich konnte nur zu gut verstehen, warum sich Ren in seine Musik flüchtete. War es bei Grandma nicht genauso gewesen? Und auch bei mir, wenn ich mich in ihr Musikzimmer zurückzog. So wie bei jedem anderen, der die Lautstärke voll aufdrehte, sich Kopfhörer aufsetzte oder sein Instrument zur Hand nahm, um eine Welt aus Tönen in all ihren Farben um sich herum zu erschaffen.

Unwillkürlich drehte ich mich halb zu Ren um, hielt dann aber inne. Er kommt, spielt und geht wieder. Nicht mehr und nicht weniger. So wollten wir es beide. Eine Woche noch, dann würden wir getrennte Wege gehen.

Es klopfte zaghaft, und Charlotte schob die Tür auf. Zusätzlich zu ihrem Tablet trug sie den Planungsordner bei sich. »Guten Morgen!«

»Morgen!« Ich ging auf sie zu. »Gibst du mir die Songliste? Und such bitte die Kontaktdaten des Floristen heraus.«

Sie reichte mir ein A4-Blatt. »Wenn es um die Blumenarrangements geht, die habe ich gestern per E-Mail geordert.«

»Du bist ein Schatz.« Ich hakte den Punkt gedanklich ab. »Hat Vater die Morgenzeitung schon erhalten?«

Charlotte schmunzelte zufrieden. »Ja, hat er.«

»Sehr gut.« Zwar hatte ich den Artikel über die Spendenaktion noch nicht gelesen, Charlottes Reaktion zeigte mir aber, dass er wie erhofft ausgefallen war.

Ich setzte einen neutralen Gesichtsausdruck auf und brachte die Songliste zu Ren. Der morgendliche Schneefall hatte dunkle Flecken auf seinen Schultern hinterlassen. Seine Gelfrisur war ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden. Schneetau tropfte von ein paar gelösten Strähnen auf die Tastatur.

Ren ließ sich nicht beirren. Seine Finger flogen über die Tasten, seine Augen waren ... geschlossen, stellte ich erstaunt fest. Er spielte blind und das in Perfektion. Als wären da nur er und die Musik. Als hätte es nie etwas anderes gegeben.

Ich fühlte mich mit einem Mal wie ein Eindringling in meinem eigenen Zimmer, das er ganz für sich eingenommen hatte. Ein weiterer Schritt auf ihn zu, und ich würde seiner Musik gänzlich verfallen – mich in der Welt seiner Farben verlieren. Ich tat es nicht.



»Die Liste für die Gala morgen«, sagte ich mit brüchiger Stimme und legte das Blatt auf den Flügel, bevor ich mich dazu durchrang, mich wieder von ihm wegzudrehen, und zu Charlotte zurückging.

Ich wollte Ren aus meinem Kopf verbannen, mich ganz auf meine Tagespflichten konzentrieren, doch die innere Unruhe, die ich in seiner Gegenwart empfand, machte es mir unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Warte kurz«, bat ich Charlotte.

Ich musste etwas tun, um mich nicht ganz so schlecht dabei zu fühlen, ihn klatschnass und mitten im Spiel zurückzulassen. Andernfalls würde ich ihn den Rest des Tages nicht mehr aus dem Kopf bekommen. Ich ging ins Bad, zog ein Handtuch aus dem Regal und legte es neben die Liste.

»Danke«, sagte er kalt.

Es war seltsam, aber es hatte mir besser gefallen, von ihm ignoriert zu werden, wenn er spielte. Ich brauchte nicht lange, um zu verstehen, warum. Ließ er mich nicht zu sich vordringen, tat er es aus Selbstschutz, weil er sich nicht mit mir auseinandersetzen wollte. Speiste er mich jedoch mit einem knappen Dank ab, war es eine unmissverständliche Botschaft der Zurückweisung. Und das tat mir mehr weh, als es sollte.

»Wenn ich gewusst hätte, dass du keinen Schal hast, hätte ich gestern ein Päckchen für dich unter den Baum gelegt«, sagte ich.

Ein kaum merkliches Lächeln huschte über seine Lippen, wurde aber sogleich von seinem dunklen Blick abgelöst. »Du warst im Begriff zu gehen«, erinnerte er mich.

Seine Finger kamen auf den Tasten ins Stolpern, was ihn mehr zu überraschen schien als mich. Er schluckte einen Fluch hinunter und

spielte etwas schneller weiter. Ich ließ ihn wohl doch nicht so kalt, wie er mir weismachen wollte.

Ich beugte mich zu ihm vor. »Freu dich ruhig, dass ich mich dazu durchringen konnte, dir ein Handtuch zu bringen. Du hast mir schon mal ohne besser gefallen.«

Sein Lächeln kehrte zurück und blieb diesmal schief hängen. »Du bist ein böses Mädchen, weißt du das?« Er verpasste dem Stück einen Schlenker.

»Das stimmt nicht.« Ich beugte mich noch näher und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich bin kein Mädchen.«

Sein herber Duft vernebelte mir beinahe den Verstand. Doch ich ließ nicht zu, dass er mir die Sinne raubte, auch wenn alles in mir danach verlangte, die Hitze seiner Haut zu spüren. Die Erinnerung an uns in der Waschküche pochte heiß in mir.

»Keine Prinzessin, eine Königin«, bestätigte er mit einer Klarheit, die jeden Zweifel ausräumte.

Er wandte sich mir zu. Wahrscheinlich rechnete er damit, dass ich zurückwich, doch ich regte mich nicht. Unsere Nasenspitzen berührten sich beinahe, sein Atem umspielte meine Lippen, sein Blick wankte, fand keinen Halt an mir. Sein Mund öffnete sich leicht.

Ich vergaß alles um mich herum, doch Ren durchbrach den Bann. Er klimperte ein paar Töne von *The Show Must Go On*, was in mir das Bild meiner peinlichen Queen-Tanzeinlage wachrief.

»Ich komme, spiele und gehe«, erinnerte er mich. Hohn funkelte in seinen Augen.

»Nicht mehr und nicht weniger«, bestätigte ich.

Er hatte tatsächlich mit mir gespielt. Ich hätte mich nicht dazu hinreißen lassen sollen, ihn aus seinem Schneckenhaus hervorzulocken. Ich richtete mich auf, nahm das Handtuch und warf es ihm zu. »Wenn



du so nass zur Gala auftauchst, kannst du dich gleich in der Waschküche einfinden.«

Auf halbem Weg zu Charlotte wurde mir die unbeabsichtigte Zweideutigkeit meiner Worte bewusst. Ich biss mir auf die Lippen.

»Soll das eine Drohung oder ein Angebot sein?«, fragte Ren hämisch.

Ich kämpfte um meine Selbstbeherrschung. »Such es dir aus.«

**Freitag, 19. Dezember 2025:** Die Golden Door Gala galt seit Jahrzehnten als das prestigereichste Event der High Society von Chicago. Eine Einladung zu erhalten, war eine kaum zu übertreffende Ehre.

Wie jedes Jahr fand sie im Chicago Cultural Center statt. Allein die atemberaubende Architektur mit der größten Tiffany-Glaskuppel der Welt war schon einen Besuch wert. Vor dem roten Teppich standen die Limousinen Schlange. Prominente weit über die Grenzen von Illinois hinaus waren angereist. Millionenerben, Wirtschaftsbosse und Politiker schritten in ihrer feinsten Garderobe an ausgewählten Journalisten vorbei.

Offiziell galt die Gala als Saisonabschluss. Ein Winterball zum Ausklang eines erfolgreichen Jahres, bei dem auf langjährige Partnerschaften und neue Fusionen angestoßen wurde. Jeder Insider wusste, dass an diesem Abend Geschäfte hinter verschlossenen Türen abgewickelt wurden, die die Geschicke ganzer Staaten beeinflussen konnten. Gesprochen wurde darüber genauso wenig, wie ich mit Henry über die Vereinbarung sprach, die er mit meinem Vater getroffen hatte.

Schweigend saß ich in der Limousine neben ihm. Als er nach meiner Hand greifen wollte, zog ich sie weg.

»Ich habe gestern den Artikel über dich gesehen«, sagte er mit lo-bender Stimme.

»Das hattest du mir geschrieben«, blockte ich ab.

»Du liest meine Nachrichten ja nicht mehr«, gab er erzwungen scherzhaft zurück.

»Ich lese sie schon, ich reagiere nur nicht darauf.« Ich strich den Tüll meines champagnerfarbenen Kleides glatt, was nicht viel nutzte. Es war über und über mit funkelnden Steinen besetzt, um die Taille eng geschnürt, hatte einen tiefen Ausschnitt und eine lange Schleppe. Es saß perfekt, ließ mich strahlen und würde alle Blicke auf sich ziehen. Trotzdem fühlte es sich befremdlich an. Vor einem Jahr hatte ich es bei einer aufstrebenden Modedesignerin in Auftrag gegeben, die mittlerweile in aller Munde war. Sie hatte angekündigt, mein Wesen in diesem Kleid einzufangen. Doch alles, wofür es stand, war die Rolle einer Prinzessin, die ich nicht mehr spielen wollte.

»Du kannst mir nicht ewig böse sein«, meinte Henry.

»Nicht ewig, stimmt. Nur bis dass der Tod uns scheidet.«

Die Wagentür wurde geöffnet. Dad stand davor und reichte mir die Hand. Ich nahm sie an.

Schon badete ich im Blitzlichtgewitter, lächelte, legte meinen Kopf an Dads Schulter und verteilte ein paar Luftküsse. Nachdem Henry Dads Platz eingenommen hatte, präsentierte ich meinen Verlobungsring. Meine Maske saß ebenso perfekt wie das Kleid.

In den Veranstaltungsräumen des Cultural Centers hatte die Presse keinen Zutritt. Es wurde edelster Champagner ausgeschenkt, und Dad begrüßte die Gäste in der Preston Bradley Hall, direkt unter der beeindruckenden Glaskuppel. Mit seiner Rede heimste er mehrmals tosenden Applaus für Witze ein, die er nicht selbst geschrieben hatte. Zum Abschluss seiner ausschweifenden Worte kündigte er Ren als seine Entdeckung des Jahres an.

Aus der Menge heraus beobachtete ich, wie Ren hinter dem Piano



verschwand und seine Musik für sich sprechen ließ, was mich an den verhängnisvollen Abend in der Green Mill Lounge erinnerte.

Hätte ich die Bar damals nicht betreten, wäre ich heute auch hier, gekleidet in ebendieses Kleid und mit Henry an meiner Seite. Aber ich wäre eine andere gewesen. Nur dass niemand den Unterschied wahrnahm. Wer glaubte, dass einschneidende Veränderungen immer sichtbar waren, irrte sich.

»Miss Lancaster!«, begrüßte mich von Weitem ein Mann mit Halbglatze und Bierbauch.

»Dr. Miller von der Kanzlei Lucas, Miller, Forester«, raunte mir Henry zu, als ob ich nicht selbst wüsste, wie die Kanzlei hieß, die seit Generationen für meine Familie tätig war.

»Wie schön, dass du deine Hausaufgaben gemacht hast«, zischte ich mit gesenkter Stimme. Ich setzte ein breites Lächeln auf, trat auf Dr. Miller zu und nahm seine ausgestreckte Hand entgegen. »Lange nicht gesehen! Wie geht es Ihrer Gattin?«

Das geleerte Glas in seiner Hand schien nicht sein erster Drink an dem noch jungen Abend gewesen zu sein. Sein Gesicht war bereits rosig, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er drückte mir nasse Küsse auf die Wangen und wollte meine Hand gar nicht mehr loslassen. »Oh, sie ist hin und weg von den Orchideen, die Sie ihr zum Hochzeitstag geschickt haben, Miss Lancaster – einen Tag zu früh und versehentlich zu meinen Händen.« Er zwinkerte mir zu.

»Nur eine kleine Erinnerungsstütze«, meinte ich bescheiden. »Oh, Sie kennen Mr. Callahan, meinen Verlobten?«

Ich machte die beiden bekannt, spielte meine Rolle, begrüßte weitere Gäste, schüttelte Hände und lachte über schlechte Witze.

Die Zeit floss zäh dahin, erfüllt von monotonen Gesprächen. Immer wieder wanderte mein Blick zu Ren. Seine Finger tanzten

über die Tasten, die Klaviermusik untermalte das gleichförmige Rauschen der vielen Stimmen im Saal und ließ alles ein wenig lebendiger wirken.

Jemand in meinem Gesprächskreis machte einen Scherz, und alle – einschließlich mir – lachten aufgesetzt, als Cheryl zu mir trat.

»Entschuldigen Sie mich«, bat ich in die Runde und zog Cheryl beiseite. »Du bist meine Rettung!«

»Ich hatte gehofft, dass *du* mich rettetest! Wie hältst du solche Veranstaltungen bloß aus?«, fragte sie wehleidig.

»Siehst du dort hinten die Bar?« Ich deutete in die Richtung und zeigte anschließend zu einer Seitentür. »Und dort ist ein Notausgang, durch den das Personal zu kurzen Raucherpausen verschwindet.«

»Wie verschlagen du doch bist.« Sie grinste breit. »Soll ich uns eine Flasche Champagner organisieren?«

»Ein paar Hände werde ich noch schütteln müssen.« Mein Blick ging durch den Saal und blieb erneut an Ren hängen.

»Ah, Mr. Bodyguard«, meinte Cheryl und wackelte vielsagend mit den Augenbrauen. »Das ist das erste Mal, dass ich ihn sehe. Jetzt verstehe ich, warum du ihn vor mir versteckt hast.« Sie zwinkerte mir zu.

»Ich habe ihn nicht versteckt«, widersprach ich. »Wärest du in den letzten drei Wochen mal um sieben Uhr morgens bei mir aufgetaucht, hättest du ihn auch zu Gesicht bekommen.«

»Zugegeben, er ist heiß, aber nicht heiß genug, um mich mitten in der Nacht aus dem Bett zu holen«, entgegnete sie.

Ein dissonantes Dröhnen fuhr durch den Saal. Ren hatte Dutzende Tasten zeitgleich angeschlagen und sein Spiel damit abrupt beendet. Ich war nicht die Einzige, die zu ihm herumwirbelte und sah, dass er aufgestanden war und einem der Gäste von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Dunkelheit beherrschte seine Augen.



Mein Herz überschlug sich in Panik. Gehetzt schob ich mich durch die Menge, während das Getuschel lauter wurde. Das durfte nicht zu einem Skandal ausarten! Ich musste schnell handeln.

Am Piano erkannte ich den Gast als Dr. Miller. Er brabbelte irgendwas von einem Missgeschick. Seinem Grinsen nach zu urteilen, schob er einen obszönen Witz hinterher. Das Glas in seiner Hand war leer. Ungeniert begrabschte er Rens Jackett und taumelte nah an ihn heran, woraufhin Ren sein Handgelenk packte und den Arm des Mannes mit einer schnellen Bewegung von sich wegriss. Ein Raunen ging durch die Reihen der Umstehenden.

Ich ergriff Dr. Millers Schultern und schob mich zwischen die beiden. Aus dem Augenwinkel sah ich seinen vergossenen Drink auf den Tasten und Rens Jackett.

»Sie haben mir noch gar nicht erzählt, wie Sie Ihren Hochzeitstag begangen haben«, verwickelte ich Dr. Miller in ein Gespräch und führte ihn von Ren weg, bevor ich einer Kellnerin zunickte. »Ein Handtuch und einen neuen Drink für unseren Gast.« Ich schaute zu Ren. »Das Bad ist dort hinten.«

»Dr. Miller!« Dad war mit ausgebreiteten Armen vor uns aufgetaucht. »Wir hatten heute Abend noch gar nicht das Vergnügen. Wie wäre es mit einer kubanischen Zigarre im Nebenraum? Ich habe eine Schachtel Montecristo.« Er übernahm für mich. »Gut gerettet«, flüsterte er mir zu.

Ich schaute zu, wie er sich mit Dr. Miller durch die Menge schlängelte. Die meisten Anwesenden widmeten sich schnell wieder ihren Gesprächen. Ein betrunkenere Gast war nichts Ungewöhnliches und würde schnell vergessen sein.

Dr. Miller hätte auch quer über das Büfett stürzen und sich einen Arm brechen können, dann hätten ein paar Genesungskarten ge-

reicht. Hätte der Pianist ihm jedoch den Arm gebrochen, nur weil er einen Drink verschüttet hatte, sähe die Sache ganz anders aus.

Henry fasste mich am Arm. »Alles gut bei dir?«

»Natürlich.« Ich strich seine Hand weg und schaute mich nach Ren um. Er war nicht mehr am Piano zu sehen. Ein Kellner war damit beschäftigt, die Tasten zu reinigen.

Henry legte seine Hand an meine Wange und drehte mein Gesicht zu sich hin. »Halt dich an den Plan«, flüsterte er und umarmte mich. »Niemand kauft uns das glückliche Paar ab, wenn du dich so abweisend verhältst.«

Es war erschreckend, wie gut sich Henrys Nähe trotz allem anfühlte. Mein Verstand rebellierte, aber mein Körper entspannte sich bei der vertrauten Berührung. Doch je länger er mich hielt, desto gefangener und ausgelieferter kam ich mir vor. Das Gefühl wurde immer beklemmender, und alles in mir schrie, mich zu befreien.

Es kostete mich viel Kraft, Henry bloß sanft wegzuschieben. Ich klopfte sein Jackett glatt und richtete seine Krawatte. »Die Ironie ist, dass ich dir eine zweite Chance geben wollte, bevor du hinter meinem Rücken zu Dad gerannt bist.« Ich zog seine Krawatte enger und fügte nah an seinem Ohr hinzu: »Es ist vorbei, Henry.«

Ich wusste nicht, ob ihn nur meine Worte getroffen hatten oder vor allem die Kälte in meinem Blick dazu beitrug, dass er mich ungläubig anstarrte, nachdem ich mich zurückgelehnt hatte. So oder so begriff er in diesem Moment, dass er sich in mir getäuscht hatte. Ich würde mich nicht wieder beruhigen und einsehen, dass ich falsch gelegen hatte. Für uns beide gab es kein Zurück.

Wenn jemand mehr mitbekommen hatte als eine zärtliche Umarmung mit ein paar geflüsterten Worten, war es Cheryl. Sie wirkte irritiert, als ich Henry stehen ließ.



»Ich schaue mal, ob wir heute Abend mit einer weiteren musikalischen Unternehmung rechnen können«, erklärte ich ihr im Vorbeigehen und schmunzelte. »Ich würde ja selbst spielen, aber wer will auf einer Gala schon *Yankee Doodle* hören?«

Da es auf den Personaltoiletten nur Papiertücher gab, hatte ich ein Handtuch besorgt, bevor ich zu Ren ging. Ich kündigte mich mit einem Klopfen an und trat ein.

Mein Herz zog sich zusammen, als ich Ren vorgebeugt am Waschbecken stehen sah. Er klammerte sich daran fest, als ginge es um sein Leben. So fertig und mitgenommen hatte ich ihn noch nie gesehen. Seine Atemzüge waren zittrig, Wasser tropfte von seiner Nasenspitze und den Wimpern. Unter den halb geschlossenen Lidern suchten seine Augen gehetzt nach dem Halt, den ihm der feste Griff um das Waschbecken nicht bieten konnte.

Es tat furchtbar weh, ihn so gequält zu sehen. Es bestand kein Zweifel, dass er unerträglich litt, und es zerriss mich, nicht zu wissen, wie ich ihm helfen konnte.

Dass er keine Hilfe wollte, hatte er mir schon in der Seniorenresidenz klargemacht – und bestätigte es, als er mich bemerkte. Er richtete sich auf, sein Blick versank in Dunkelheit, Kälte schlug mir entgegen.

»Das wird langsam zur Gewohnheit«, sagte er spöttisch und nahm das Handtuch, um sich abzutrocknen, ohne mich anzusehen.

Ich gab mich gelassen und zuckte mit den Schultern. »Ich denke über eine Karriere als Handtuchträgerin nach.«

»Mir hätten die Papiertücher gereicht.« Er ließ das Handtuch neben das Waschbecken fallen und ging auf die Tür zu, vor der ich stand.

Statt ihm Platz zu machen, trat ich einen Schritt zurück und ließ das Schloss in meinem Rücken zuschnappen.

»Was soll das werden?«, fragte Ren misstrauisch.

»Nur eine kleine Hilfeleistung.« Ich lächelte unsicher.

Er beugte sich zu mir vor und senkte die Stimme zu einem bedrohlichen Raunen. »Geh mir aus dem Weg.«

Unruhe brandete in mir auf, kontrollierte mich aber nicht. Ich suchte seinen Blick und fand ihn – hielt ihn fest, weil ich wusste, dass er nicht grundlos vermieden hatte, mich anzuschauen. Wenn sich unsere Blicke trafen, gab es keine Versteckmöglichkeit mehr – keine Mauern, die hoch genug waren, keine Lügen, die nicht von der Wahrheit gelöscht werden konnten.

Hinter der Maske, die er genauso trug wie ich, sah ich seine Verletzlichkeit, die wie ein flüchtiger Funke in ihm aufflackerte und Ängste offenbarte, die ich keinesfalls in ihm wecken wollte.

Ich drehte mich in den Raum und hob mein Schminktui. »Wenn du gehen willst, geh. Aber nimm den Hinterausgang, damit dich niemand so sieht.«

Er tastete nach dem Tattoo an seinem Hals.

»Oder?« Ich deutete zum Waschbecken.

Genervt, aber einsichtig schüttelte er den Kopf und kam auf mich zu, während er sich sein Hemd aufknöpfte. »Gib her, ich kann das selbst.«

Er winkte fordernd mit drei Fingern. Ich zog das Etui aus seiner Reichweite und deutete noch einmal zum Becken. Widerwillig lehnte er sich dagegen.

»Hast du nichts Besseres zu tun?«, fragte er abweisend.

»Nein«, sagte ich schlicht und suchte die passenden Utensilien heraus.

Er schnaubte verächtlich. »Versteh einer die –«

»Reichen? Die Frauen?« Ich hob eine Braue.



»Ja ...«, sagte er dunkel.

»Weißt du, dein Tattoo hättest du nicht abdecken müssen«, erklärte ich. »Daran stört sich heutzutage auch in meinen Kreisen niemand mehr.«

Er funkelte mich an. »Und was machen wir dann hier?«

»Der Vorfall von eben ist längst Geschichte. Ein Gast hat seinen Drink verschüttet, weiter nichts«, erklärte ich. »Wenn du dich jetzt aber mit einem Veilchen im Gesicht ans Piano setzt, wird daraus ganz schnell eine große Sache. Mit anderen Worten, du kannst dein Hemd wieder zuknöpfen.«

Er regte sich nicht, schaute mich nur weiter mit seinen unergründlichen Augen an, wie um mir zu beweisen, dass es mir kein weiteres Mal gelingen würde, hinter seine kalte Fassade zu blicken. Doch als ich meine Hand nach dem Bluterguss oberhalb seines Wangenknochens ausstreckte, zuckte er unwillkürlich zusammen. Ich hielt inne.

»Es ist so gut wie verheilt«, sagte er leise.

Er konnte sich noch so unnahbar geben, seine Gefühle lagen in diesem Moment blank an der Oberfläche. Es kam mir vor, als müsste ich nur meine Finger weiterbewegen, um sie berühren zu können. Doch schon bei dem Versuch packte er reflexartig mein Handgelenk.

Ein kurzer Schreck durchfuhr mich. Die unkontrollierten Emotionen, die ihn im Festsaal überkommen hatten, beherrschten ihn offensichtlich immer noch. Eine Welle purer, alles erstickender Angst schoss durch jede Faser seines Körpers, steuerte sein Handeln, schaltete seinen Kopf aus und verhinderte, angefasst zu werden – selbst von mir, die keine Bedrohung für ihn darstellte.

»Wer hat dir das angetan?«, fragte ich unbedacht und bereute es augenblicklich.

Ren ließ mich los, und eine schmerzhaft Leere baute sich zwischen uns auf. Er nahm das Make-up aus meiner Hand und wandte sich dem Spiegel zu. »In welcher Welt lebst du, dass du glaubst, so ein Drama um ein Veilchen machen zu müssen?«, knurrte er. »Ach ja, stimmt, in der rosaroten Zuckerwattewelt da draußen. Wie wär's, wenn du wieder dorthin zurückkehrst und mich das hier selbst machen lässt?«

An das Veilchen hatte ich bei meiner Frage gar nicht gedacht. »Glaubst du wirklich, es gibt eine Welt, in der irgendjemand vor dem geschützt ist, was dir passiert?«

Er lachte hohl. »Du hast keine Ahnung, wovon du sprichst, Prinzessin.«

»Ich weiß«, entfuhr es mir. Mit einem Mal stürzte alles über mich herein, was mir die letzten Wochen zur Qual gemacht hatte. Ich riss die Arme hoch. »Schau mich an, ich habe von nichts eine Ahnung, weil niemand eine Prinzessin ernst nimmt. Ich kann nichts ausrichten, nichts ändern. Man erwartet nur von mir, still zu sein und zu lächeln, egal wie es in Wirklichkeit in mir aussieht. Du hast keine Ahnung, wie es sich für ein Kind anfühlt, mit dieser Hilfslosigkeit aufzuwachsen und im Laufe der Jahre begreifen zu müssen, dass man sie nie loswerden wird. Egal, wie sehr man es auch versucht.«

Ren musterte mich schweigend. Die Stille zwischen uns wurde nur von meinem gehetzten Atem durchbrochen. Ich wusste nicht, was über mich gekommen war, ihm das ausgerechnet in dieser Situation an den Kopf zu werfen. Wahrscheinlich hatte ich es zu lange unterdrückt.

Ren schlug die Augen nieder, wandte sich dem Spiegel zu und betrachtete sich, als beobachtete er einen Fremden.

»Doch«, sagte er. Es lag so viel Gewicht in diesem einen Wort, dass



es mir die Luft zum Atmen nahm. Als Ren weitersprach, hatte er jede Emotion aus seiner Stimme verbannt. »Ich weiß genau, wie es sich anfühlt, ein hilfloses Kind zu sein.«

Nun wusste ich, wonach er im Spiegel suchte. Nach diesem Kind. Er war längst erwachsen geworden, doch in ihm versteckte es sich immer noch vor der Welt. Egal, wie tief er es auch vergrub, es würde für den Rest seines Lebens ein Teil von ihm sein. Mit all seinen Wunden, Ängsten und Narben.

Ich verstand ihn so gut, wusste aber zugleich, dass ich nie würde nachempfinden können, wie sehr er litt.

»Was hat Dr. Miller vorhin gemacht?«, fragte ich und nahm ihm behutsam das Make-up aus der Hand. Diesmal ließ er mich gewähren, und ich begann, sein Veilchen zu überschminken.

»Es war nichts«, wehrte er ab und wirkte enttäuscht von sich selbst. »Nichts, was gerechtfertigt hätte, einen Gast so anzugehen.«

»Mach dir deswegen keinen Kopf«, versicherte ich ihm.

Ich betrachtete das abgedeckte Veilchen. Es war nichts mehr zu erkennen, als wäre nie etwas geschehen. Wie seltsam falsch sich das anfühlte.

Ganz in Gedanken ließ ich meine Finger von Rens Schläfe bis über seine Wangenknochen wandern. Ich berührte ihn kaum, bis er sich sanft in meine Handfläche schmiegte. Die Zeit schien stillzustehen. Seine Finger glitten meinen Arm hinauf, hinterließen ein zartes Prickeln auf meiner Haut. Er umfasste meine Hand, hielt sie einen Moment und löste sich dann wieder von mir.

»Das wird so gehen«, sagte er gepresst.

Wieder vermied er es, mich anzuschauen, und versank ganz in sich selbst. Er vergrub seine Hände in den Taschen und trat an mir vorbei zur Tür.

Mein ganzer Körper brannte. Unruhe breitete sich wie ein Lauffeuer in mir aus. Ich konnte ihn unmöglich mit der Überzeugung gehen lassen, übertrieben und unangemessen reagiert zu haben. Das stimmte nicht, und er musste sich vor mir nicht verstecken, wie wir das Veilchen versteckt hatten.

Ohne mir darüber im Klaren zu sein, ob es der größte Fehler oder die einzig richtige Entscheidung war, wirbelte ich herum und sprach die Frage aus, die meine Gedanken beherrschte: »Was hat er zu dir gesagt?«

Ren verharrte mit der Hand am Türknauf. Endlose Sekunden lang hingen meine Worte schwer wie Blei im Raum. Mein Blick haftete an seinem Rücken, die Angst, mit meiner Frage zu weit gegangen zu sein, brachte mein Herz aus dem Rhythmus. Ich konnte spüren, wie Ren mit sich rang, und war kurz davor, ihn zu erlösen, indem ich meine Frage als unwichtig abtat. Doch da drehte er sich gerade weit genug zu mir um, dass ich seine Augen in der Dunkelheit funkeln sehen konnte.

»*Stell dich nicht so an*«, beantwortete er meine Frage. Es war, als hätte er an einem weit entfernten Ort nach diesen Worten suchen müssen, als wäre ihm bis eben nicht bewusst gewesen, was Dr. Miller gesagt oder getan hatte, um in ihm Dinge wachzurufen, die er um jeden Preis vergessen wollte.

Schmerz wallte in mir auf. Meine Kehle war wie zugeschnürt. »Verstehe«, sagte ich mit erstickter Stimme.

Ein hohles Lachen brach aus Ren heraus und ebte sofort wieder ab. »Was gibt es da zu verstehen?«, höhnte er und warf sich mit dem Rücken gegen die Tür. Kälte ging von jedem seiner Worte aus und spiegelte sich in seinem Blick. »Ich sagte doch, es war nichts. Ein sturzbesoffener Bonzensack hat mir einen Drink übergekippt, ich



habe mich gewaschen, und damit ist das Thema erledigt. Können wir dieses Verhör jetzt beenden?»

»Klar.« Ich wollte nicht, dass er sich quälte. Also ging ich auf ihn zu und griff an ihm vorbei nach dem Türschloss. Erst aus der Nähe sah ich das tränenschwere Glitzern in seinen Augen. Es war also doch nicht erledigt, wie er behauptet hatte.

»Shit«, stieß er aus und kniff die Augen zusammen. Sein Atem ging wieder schneller und wurde mit jedem Heben und Senken seiner Brust zittriger. Er hielt die Luft an, jede Faser seines Körpers verkrampfte sich.

Mein erster Impuls war, ihm Platz zum Atmen zu geben, doch etwas in mir brachte mich dazu, eine Hand auf seine Brust zu legen. Mit einem Mal umschlang er mich fest mit den Armen und vergrub sein Gesicht an meiner Schulter.

Ich erwiderte die Umarmung und schloss die Augen. Mein Körper bebte vom heftigen Klopfen seines Herzens. Auch meines schlug wie wild. Mein Puls rauschte in meinen Ohren, mein klares Denken setzte aus, ich verlor jeden Sinn für Raum und Zeit.

Es war so befreiend und verbindend zugleich, ihn bei mir zu spüren, ihm Halt zu geben und von ihm gehalten zu werden. Ich wollte nicht, dass es aufhörte, und das tat es auch nicht.

Schließlich löste sich Ren sanft von mir. Er nahm mein Gesicht in seine Hände, sein Blick versank in meinem. Hitze wallte zwischen uns auf, packte uns, und unsere Lippen prallten aufeinander.

Ich drängte Ren zu den Waschbecken, während er mich mit der Zunge eroberte, als wollte er sich jeden Teil von mir einverleiben. Stürmisch, fordernd, aber auch suchend nach dem Halt, den wir uns voneinander erhofften.

Wir drehten uns, kalter Marmor presste sich gegen mein Gesäß.

Ein Stöhnen entkam meiner Kehle. Ich raffte meinen Rock und erlaubte Ren, mit den Händen meinen Schenkel hinaufzuwandern, bis seine Finger unter meinem Slip verschwanden, wo sich längst alles nach ihm verzehrte.

Sein Mund streifte mein Schlüsselbein, wanderte tiefer. Er strich mit den Zähnen über einen Träger meines BHs, ließ ihn von meinen Schultern gleiten und entblößte meine Brust, während mich seine Finger mit kreisenden Bewegungen immer feuchter werden ließen.

Die Berührung seiner Lippen war dagegen alles andere als sanft. Sie war ein Spiegel meines Verlangens, unseres Wunsches, mehr zu spüren, mehr zu wollen. Sehnsüchtig und echt. Er umspielte meine Brustwarzen und entlockte mir ein weiteres Aufstöhnen. Alles in mir schrie nach ihm. Nach Kontrolle. Nach Befreiung. Nach Nähe. Nur ein kleiner Teil von mir hatte Zweifel, wollte sich zurückziehen. Ihm Raum lassen, Rücksicht nehmen. Ich stieß Ren von mir, schaute ihn direkt an. Ich sah das kurze Aufflackern von Irritation in seinen Augen, das sein Verlangen kaum überdeckte. Ein Verlangen danach, gesehen zu werden. Nicht als Opfer seiner Vergangenheit, in den Trümmern seiner eigenen Geschichte. Sondern als der Mann, der vor mir stand, der selbst entscheiden konnte, wie nah er einen Menschen an sich heranließ – wie nah er mich spüren wollte.

Er hatte keine Zweifel und nahm mir damit meine.

Langsam sank ich auf die Knie, während meine Hände über seinen erhitzten Oberkörper wanderten, ihn erkundeten, jeden Muskel und seine Anspannung spürten – und all das zu einem Teil von mir selbst werden ließen.

Mit einem wilden Pochen zwischen den Beinen knöpfte ich Rens Hose auf und zog sie samt seiner Boxershorts herunter. Unweigerlich drängte sich mir entgegen, was ich so unbedingt in mir spüren wollte.



Ich nahm seine Erektion in die Hand, umspielte sie mit der Zunge und tastete nach meiner Tasche, um ein Kondom herauszuholen. Als ich es endlich gefunden hatte, riss ich die Verpackung auf, ohne mit dem Mund von ihm abzulassen. Ich wollte mir alle Zeit der Welt für ihn nehmen, genoss das Beben seines Körpers.

Doch Ren hatte andere Pläne und zog mich hoch. Kurz fragte ich mich, ob er es sich anders überlegt hatte, aber sein Blick war dunkel und entschlossen, bevor er weicher wurde, sich in mir verlor.

Er kam näher, seine Lippen berührten meine, öffneten sie. Gleichzeitig nahm er mir das Kondom aus der Hand, um es sich selbst über-zuziehen.

Sanft strich er über meine Seite, folgte den Kurven meines Körpers, bis er unter meine Kniekehle fasste. Er schob mein Bein an sich vorbei und sich in die Lücke zwischen meinen Schenkeln. Er war mir so nah, dass nur eine sanfte Bewegung meiner Hüfte fehlte, um ihn eindringen zu lassen. Unsere Blicke verschmolzen, ich sah das Abbild meiner Emotionen in seinen Augen und wusste, dass es diesmal anders war.

Bei unserem ersten Mal hatte es kein Zögern gegeben, keine Fragen – nur Hitze, Verlangen und das dringende Bedürfnis nach Erlösung. Wir hatten uns genommen, was wir beide brauchten. Ohne uns um das Warum zu scheren.

Diesmal wussten wir es.

Diesmal war es mehr.

Zwei Geschichten, zwei Welten, die aufeinanderprallten, leidenschaftlich, kompromisslos und ohne einen Weg zurück.

Ich stahl mir einen zügellosen Kuss von seinen Lippen. Dann drehte ich mich von ihm weg, fixierte ihn im Spiegel und presste mich fest gegen seine Hüfte, während ich seine Hände an meine Taille führte.

Ren packte fest zu und stieß in mich. Erst tief, dann wieder und wieder, als wollte er mit jedem Stoß die Vergangenheit aus unseren Körpern vertreiben – als wäre jeder einzelne die Antwort auf eine Frage, die wir nie laut gestellt hatten.

Kurz verloren meine Augen ihren Halt, dann riss ich den Kopf wieder hoch, umklammerte das Waschbecken und versank in der Wucht meiner Empfindungen, während ich das Bild von uns im Spiegel inhalierte. Ren, über mich gebeugt, sein Blick fest auf meinen Nacken gerichtet. Ich, flammend vor ungestillter Lust.

Nur wir.

Keine Welt dort draußen.

Kein Gestern und kein Morgen.

Hier und jetzt gab es nur noch uns.

Ich schlug die Hände gegen das Glas, wollte ihn noch näher spüren, noch tiefer.

Noch einmal.

Noch einmal.

Tiefer.

Näher.

Bis nichts mehr zwischen uns stand. Keine Zweifel, keine Masken, keine Angst. Alle Fesseln waren gesprengt, alle Grenzen überwunden, jeder Aufprall von Fleisch auf Fleisch trieb mich weiter über sie hinaus. Ich verlor mich in einem Strudel aus Verlangen, Stärke und Hingabe.

Und ich explodierte.

Wir explodierten.

Verbunden, frei, echt.

Mein Atem ging schnell, mein Körper bebte. Ren sackte über mir zusammen, schlang seine Arme um mich, als fürchtete er, mich wieder zu verlieren.



Der Spiegel war beschlagen und zeigte mir nichts mehr von unserer Umgebung. Nur noch ihn und mich. Als wären wir alles, was am Ende blieb.

Alles, was zählte.

## REN

Auch wenn die Tasten des Pianos gesäubert worden waren, fühlten sie sich noch klebrig an. Vielleicht bildete sich Ren das aber auch nur ein. Er ignorierte das Gefühl, spielte unaufhörlich weiter, und das Treiben auf der Gala wurde zu einem weißen Rauschen – wie immer, wenn er in seiner Musik versank. Alles verschwand hinter einem Schleier, übrig blieben nur er und sein Instrument.

Nur selten durchbrach etwas diesen Schleier. Ein lautes Geräusch, eine Berührung und seit Neuestem sie. Siena.

Er versuchte, sich ganz auf seine Finger über den Tasten zu konzentrieren, doch immer wieder huschte sein Blick zu ihr. Sie war wie ein Glühwürmchen in der Dunkelheit. Er konnte sie unmöglich ausblenden. Erst recht nicht nach dem, was nun schon zum wiederholten Mal zwischen ihnen geschehen war – und was nie hätte passieren dürfen.

Wäre Siena so, wie alle behaupteten, hätte es ihm keine Bauchschmerzen bereitet, sie zu benutzen. Doch sie war anders. Trotzdem hatte er mit ihren Gefühlen gespielt und sich damit ein schlechtes Gewissen eingefahren. Und wozu das alles? Um Dinge ans Licht zu bringen, nach denen nie jemand gefragt hatte? Um Geld einzustreichen, das er nie haben wollte? Es spielte längst keine Rolle mehr. Er war schon zu weit gegangen. Ein Zurück gab es nicht mehr.



# 14

## SWEET DREAMS

**Samstag, 20. Dezember 2025:** Die sanften Pianoklänge, die mich weckten, zauberten mir ein Lächeln auf die Lippen. Ich hatte keine Ahnung, wohin das zwischen Ren und mir führen würde – ob es überhaupt irgendwohin führen konnte –, aber das änderte nichts an meinen Gefühlen.

Ich zog mir meinen Morgenmantel über und warf noch einen schnellen Blick auf mein Handy, das mir eine Nachricht von Cheryl anzeigte. Es war ihr am Abend nicht schwergefallen zu erraten, was ich in meiner Abwesenheit getrieben hatte. Und *Treiben* traf es ganz gut, ich hatte wirklich alle Hemmungen fallen lassen. Und ich bereute es kein Stück.

**Cheryl**

Viel Spaß bei deinem Privatkonzert 😊

Haha.

Sie hatte mich schon auf der Gala geneckt, aber auch dafür gelobt, dass ich mich ausnahmsweise auf eine Affäre einließ, statt mich Hals

über Kopf zu verlieben. Es war egal, wie oft ich ihr erklärt hatte, dass ich nicht das Unschuldslamm war, für das sie mich hielt. Sie blieb bei ihrer Überzeugung und hielt Henry weiterhin für meine große Liebe, zu der ich zurückkehren würde, sobald ich mir die Hörner abgestoßen hatte.

Es lag nun fast drei Wochen zurück, dass ich, angezogen von der Musik, die mich geweckt hatte, mit nackten Füßen im Morgenmantel aus meinem Zimmer getreten war. Drei kurze Wochen, in denen so viel passiert war.

Nun stand ich wieder im Morgenmantel da, lehnte am Türrahmen und lauschte den Klavierklängen. Erst als Ren flüchtig zu mir aufschaute, ging ich zu ihm.

»Ich hätte es verstanden, wenn du heute nicht aufgetaucht wärst«, flüsterte ich ihm zu.

»Es ist mein Job«, sagte er abweisend.

»Schon klar«, meinte ich unsicher. »Es ist nur sehr spät geworden. Du hättest ruhig ausschlafen können.«

»Nicht nötig.«

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ich.

Er hörte auf zu spielen. »Was sollte nicht stimmen? Es hat sich nichts geändert.«

»Es hat sich alles geändert«, widersprach ich.

»Wegen einer schnellen Nummer auf dem Klo ändert sich gar nichts«, beharrte er.

Mir wurde ganz anders. »Ich rede nicht davon.«

»Schon in der Waschküche war es echt heiß mit dir.« Er musterte mich herablassend. »Wie hätte ich mir da die Chance entgehen lassen können, diesen Ritt zu wiederholen? Du wolltest es doch auch, als du mir gefolgt bist.«



»Ich bin dir nicht deswegen gefolgt«, sagte ich kopfschüttelnd.

»Belüg dich nicht selbst.« Ein hämisches Lächeln legte sich auf seine Lippen. »Ein bisschen Zweisamkeit, ein paar traurige Worte, und dein Höschen fängt an zu pochen. Ich wusste, was du brauchst, und ich habe es dir gegeben.«

Ich verstand gar nichts mehr. Was war passiert? Wieso verschloss er sich so sehr vor mir und dem, was zwischen uns war?

»Glaubst du wirklich, dass ich dir das abkaufe?«, erwiderte ich. »Ich soll diejenige sein, die sich belügt? Du belügst *dich*, wenn du dir einredest, dass du gestern nur eine Show abgezogen hast, um mich rumzukriegen. Stößt du mich jetzt weg, weil ich dir zu nah gekommen bin? Ist es das? Ich gehe dir unter die Haut, und das macht dir Angst. Aber das muss es nicht, verstehst du?«

Eindringlich schaute ich ihn an, doch meine Worte perlten an ihm ab wie Tau von einem unverrückbaren Felsen.

»Du bist nur ein guter Fick, mehr nicht«, gab er mir zu verstehen.

»Ach ja?« Ich glaubte ihm kein Wort. Um ihm zu beweisen, dass er mich nicht so einfach hinters Licht führen konnte, drückte ich ihm meinen Zeigefinger auf die Brust, drängte ihn zurück und verschaffte mir Platz auf der Pianobank. Dann löste ich den Knoten meines Morgenmantels, bevor ich mein Knie zwischen seine Beine schob. Ren wich zurück, als ich mich lasziv vorbeugte. Das hätte er bestimmt nicht getan, wenn es ihm nur um das eine ging.

»Beweis es und nimm mich hier und jetzt«, hauchte ich ihm ins Ohr und knöpfte sein Hemd auf.

»Bist du so scharf darauf, von Daddy erwischt zu werden?« Er zog meine Hand von seinem Hosenschlitz weg, doch ich ließ die andere in seine Boxershorts gleiten.

»Es ist Samstag, wir sind ungestört«, versicherte ich ihm und biss

mir auf die Unterlippe. Ich war alles andere als in der Stimmung, bis zum Äußersten zu gehen, aber darum ging es auch nicht.

Wie erwartet, hatte Ren schnell genug von dem Spiel. Er nahm meine Handgelenke, stand auf und zog mich auf die Beine. »Es turnt nicht gerade an, von einer läufigen Hündin besprungen zu werden«, blaffte er. »Tu dir selbst einen Gefallen und vergiss alles, was zwischen uns war. Sonst verlierst du noch den letzten Rest deiner Würde.«

Er stieß mich grob von sich, sodass ich in den Raum hineinstolperte. Während er zur Tür ging, schloss ich meinen Morgenmantel.

»Männer, die so reden wie du gerade, macht nichts geiler als eine willige Frau auf allen vieren«, konterte ich, schob die Schultern zurück und richtete mein Haar. »Hättest du mitgespielt, hätte ich dir geglaubt, dass ich dir nichts bedeute. Sorry, Ren, im Schauspielern habe ich dir einiges voraus. Ich erkenne es, wenn mir jemand etwas vormacht. Also lass es und rede mit mir.«

»Ist das so?«, fragte er spöttisch und wandte sich zu mir um. Die Kälte in seinem Blick ließ mich schauern. In seinen Augen lag nichts als tief sitzende Verachtung. Es war, als hätte ich ihn nie gekannt – als wäre alles, was ich hinter seiner Fassade zu finden geglaubt hatte, bloße Einbildung gewesen. Mit langsamen Schritten kam er auf mich zu. »Ich habe dich benutzt. Du warst für mich nur Mittel zum Zweck. Und es war mir egal, was es mit dir anstellen würde. Dich zu brechen, hatte ich nicht nur in Kauf genommen. Ich wollte es.«

Mein Puls raste, mein Herz wollte nicht glauben, was mein Verstand zu verarbeiten versuchte. Ich ging rückwärts, wich nicht nur vor seiner körperlichen Präsenz zurück, sondern vor allem vor seinen Worten und der unüberwindbaren Wahrheit darin. Als ich mit den Kniekehlen gegen die Pianobank stieß, erstarrte ich. Ren fing



meinen Blick auf, fesselte ihn an sich. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an, jeder Zweifel in mir erstickte. Meine Kehle war wie zugeschnürt, mein Mund unfähig, Worte zu formen.

Genugtuung zeichnete sich in Rens Zügen ab. »Dein Dad hätte mir noch so viel Bestechungsgeld anbieten können, es hätte nichts an meinen Plänen geändert«, raunte er mit bedrohlich gesenkter Stimme.

So leise und so unerträglich laut.

Schmerz wallte in mir auf.

Er sagte die Wahrheit.

Jedes einzelne Wort war genauso gemeint.

Leere breitete sich zwischen uns aus, drang tief in mein Inneres vor.

Als Ren ging, tat ich nichts.

Meine Knie wurden weich, meine Kehle war trocken, Tränen brannten in meinen Augen. Kraftlos sank ich auf die Pianobank. Wie konnte ich mich derart in ihm getäuscht haben? War ich denn wirklich so leichtgläubig? Er hatte mir von Anfang an Verachtung entgegengebracht. Aber ich hatte es nicht wahrhaben wollen. Ich hatte geglaubt, dass mehr dahintersteckte – dass er anders war, als er es nach außen hin zeigte. Doch die Art, wie er mich eben angeschaut hatte, ließ keinen Platz für Zweifel.



Rens verletzender Blick hatte sich in mir eingebrannt. Ich bekam das Bild nicht aus meinem Kopf. Es beherrschte mich, fraß mich von innen heraus auf, verschlang alles in mir. Ich fühlte mich nur noch leer.

Der Rest des Tages lief ab wie ein nicht enden wollender Traum. Rens grausame Worte hallten unaufhörlich in meinen Gedanken

wider. Sie überschrieben alles, was ich von ihm zu wissen geglaubt hatte.

Am späten Vormittag schickte Cheryl mir Memes und trieb weiter ihre Scherze. Sie konnte nicht ahnen, wie wenig mir nach Lachen zumute war.

Beim Abendessen saß ich Dad schweigend gegenüber. Das Esszimmer hatte nie leerer auf mich gewirkt. Abwesend starrte ich auf meinen deftig gefüllten Teller. Vom Geruch der Bratensoße wurde mir übel.

Dad schob sich genüsslich einen Bissen nach dem anderen in den Mund. Obwohl er mehrmals zu mir aufschaute, sah er mich nicht. Es kam mir vor, als wäre der Tisch zwischen uns in die Länge gewachsen, sodass ich für Dad nur ein verschwommenes Bild in der Ferne war und schreien müsste, um gehört zu werden.

»Noch einmal Kompliment für die gelungene Gala«, lobte er mich mit vollem Mund und angehobener Gabel. Er warf mir ein Lächeln zu und schaute gleich wieder auf seinen Teller. »Ich wusste immer, dass du ein Talent dafür hast – du weißt schon, Charity-Events planen, dich mit Cateringfirmen, Sommeliers und Floristen abstimmen. Diese kleinen, aber entscheidenden Details, bei denen ein gewisses Feingefühl und weiblicher Instinkt gefragt sind. Darin war auch deine Großmutter unschlagbar.«

»Wenn du meinst.« Ich nahm mein Besteck zur Hand.

»Die Spendenaktion mit der Winterkleidung war allerdings etwas unkonventionell«, fuhr er fort. »Wir hätten mit einem Scheck an eine Klinik und ein paar Kuschtieren für die Kinderstation einen ganz ähnlichen Effekt erzielt und dabei auch noch Werbung für die Klinik machen können, an der wir mit Aktien beteiligt sind. Unterm Strich wären wir mit einem Plus rausgegangen.«



»Und darauf kommt es schließlich an«, sagte ich.

»Genau!«, stimmte er zufrieden zu. Der Sarkasmus in meinen Worten war ihm offensichtlich entgangen. »Halt dich künftig an die Abläufe, die ich für dich ausgearbeitet habe. Du musst dich nicht mit dem ganzen Drumherum abgeben, konzentrier dich einfach auf deine Stärken.«

»Partys planen, die Villa dekorieren, Spenden sammeln?«, fasste ich zusammen, den Blick auf meinen Teller gerichtet.

Das war alles, was er mir zutraute. Mehr war bei ihm auch von seiner Schwiegermutter nicht hängen geblieben – der Frau, die ihr Glück für eine Firma aufgegeben hatte, die ihm in den Schoß gefallen war. Ich schnaubte verächtlich.

»Wenn du es so ausdrücken willst«, sagte er.

Nun schaute ich doch zu ihm auf. »Denkst du manchmal noch an Mom?«

Das gekünstelte Lächeln gefror in seinem Gesicht. Als es verflogen war, wirkte er um einiges menschlicher. Sofort machte er sich daran, das Fleisch auf seinem Teller zu malträtiertieren. »Natürlich«, presste er hervor. »Ich denke unentwegt an sie.«

Warum sprach er dann nie von ihr? Was ich von ihr wusste, hatte mir Grandma erzählt. Ich konnte mich weder an ihre Stimme erinnern, noch sah ich sie vor mir, wenn ich die Augen schloss.

»Grandma wollte immer, dass Mom in ihre Fußstapfen tritt«, sagte ich, wobei ich an mein letztes Gespräch mit ihr dachte. »So war es doch, oder?«

»Wo das hingeführt hat, wissen wir ja ...«, knurrte Dad mit vollem Mund. »Iss endlich, du hast noch gar nichts angerührt.«

Gab Dad Grandma die Schuld an Moms Tod? Sie war viel zu jung gewesen, um an einem Infarkt zu sterben. Ein angeborener Herzfeh-

ler, hatten die Ärzte gesagt. Der Stress, behauptete die Presse. War Grandma zu streng mit ihr gewesen? Vielleicht. Hatte sie es getan, um Mom vor den Schmerzen zu schützen, die sie selbst erleiden musste? Wahrscheinlich. Hätte es mich vor Schmerzen geschützt, wenn ich wie Mom aufgewachsen wäre? Oder wäre ich daran zerbrochen? Wer weiß.

»Ich habe keinen Hunger«, erklärte ich und stand auf.

Es war mit Sicherheit der Verlust ihrer Tochter gewesen, der Grandma dazu gebracht hatte, mich ganz anders zu behandeln als Mom. Und Dad hatte mich bestimmt aus diesem Grund zu einer Prinzessin aus Porzellan gemacht. Er wollte mich beschützen, also sperrte er mich in eine Glasvitrine mit goldenen Gitterstäben und erwartete, dass ich mich zum Dank auf meinem Podest drehte. Wie die Ballerina in einer Schmuckschatulle. Tat ich es nicht, lag die Schuld bei mir. Nicht bei dem bruchsicheren Glas, das meine Schreie erstickte. Nicht bei den Gitterstäben, die zu meinem Horizont geworden waren.

*Und hinter tausend Stäben keine Welt ...* Mein Magen zog sich beim Gedanken an Ren zusammen. Ich hatte geglaubt, einen Seelenverwandten in ihm gefunden zu haben. Ich dachte, dass uns etwas verbinden würde. Etwas, das uns erlaubte, einander zu verstehen. Hatte ich in Wahrheit nur meine eigenen Ängste auf ihn projiziert?

Auf dem Weg zur Tür blieb ich neben Dad stehen und küsste ihn auf die Wange. »Gute Nacht, Dad.«



Meine kargen Antworten auf Cheryls Nachrichten hatten sie hellhörig werden lassen. Sie wusste, dass etwas nicht stimmte, und bot



an zu telefonieren. Auch nachdem ich ihr geschrieben hatte, dass ich müde war und schlafen wollte, ließ sie nicht locker. Aber ich konnte nicht mit ihr reden. Ich wollte mit niemandem reden. Dazu tat es noch zu sehr weh.

**Sonntag, 21. Dezember 2025:** Als Ren zu spielen begann, lag ich längst wach in meinem Bett. Jeder Ton, den er anschlug, rief die Erinnerung an das wach, was wir geteilt hatten – nur um mir wieder bewusst zu machen, dass alles eine Täuschung gewesen war.

Mein Blick lag auf der Tür. Ich konnte unmöglich vor ihm verbergen, wie sehr er mich verletzt hatte. Doch ich wollte ihm die Genugtuung nicht gönnen, ihm meinen Schmerz zu zeigen, also blieb ich, wo ich war.

Als Martha das Zimmer betrat, tat ich beschäftigt, um mir nichts anmerken zu lassen, und verschwand im Badezimmer, wo ich erst einmal die Dusche anstellte, um die Musik aus dem Raum zu verbannen.

Ich ließ mir Zeit, stand lange vor dem Spiegel und versuchte, mich zu sammeln. Doch kaum war ich in die Dusche getreten, kamen mir die Tränen. Ich hielt sie nicht zurück, löste mich von allem, was sich in mir angestaut und mich gelähmt hatte, schrie, umklammerte meinen Körper und ging in die Knie.

Der Gedanke, dass nichts echt gewesen war, tobte wie eine Bestie in mir. Es fühlte sich so falsch an, ergab keinen Sinn. Wie ich es auch drehte und wendete, es passte nicht zusammen. Nichts davon.

Als ich mein Zimmer verließ, war Ren bereits gegangen. So kurz vor Weihnachten stand nicht viel auf meinem Terminplan. Charlotte hatte über die Feiertage frei, die Semesterferien hatten längst begonnen, und im Schatten der Golden Door Gala fanden keine erwäh-

nenswerten öffentlichen Veranstaltungen mehr statt. Ich entspannte mich mit Pilates, schwamm ein paar Bahnen im Pool und traf mich wie vereinbart mit Henry zum Brunch im Three Arts Club Café an der Gold Coast. Wer gesehen werden wollte, kam in Chicago nicht um diesen Küstenstreifen herum. Es war also nicht verwunderlich, dass ich am laufenden Band meinen Verlobungsring vorzeigen durfte und von Glückwünschen überhäuft wurde.

Gefühle löste dieses Schaulaufen kaum noch in mir aus. Auch Henry gegenüber empfand ich nichts. Es war, als hätten Rens verletzende Worte alles überschrieben, was mir bisher Bauchschmerzen bereitet hatte.

»Es scheint dir besser zu gehen«, meinte Henry, nachdem wir Avocado Toast, Burrata und Prosciutto bestellt hatten.

»Meinst du?« Ich hob meinen Mimosa und prostete ihm zu.

Er zuckte mit den Schultern. »Du hast mich den ganzen Vormittag schon nicht beleidigt.«

»Vielleicht arbeite ich an etwas ganz Großem.«

»Ich bin gespannt.« Er schmunzelte und wirkte ein wenig erleichtert.

Wenn ich ihn so sah, schloss ich nicht aus, dass wir irgendwann wieder Freunde werden konnten. In ein paar Jahren vielleicht, nachdem wir unserer Wege gegangen waren, Familien gegründet hatten und über das lachen konnten, was im Moment noch viel zu frisch war.

Aber an diesem Tag? Nein, es ging mir nicht besser, ich war nur der ständigen Kämpfe müde geworden. Henry war es nicht wert, mehr Energie als nötig aufzuwenden.

Es war wahrscheinlich diese Stimmung, die mich dazu brachte, Cheryl wahrheitsgetreu zu antworten, als sie mir wieder schrieb.



**Cheryl**

*Herzchen für die Insta-Fotos vom Brunch. Hat dir dein Piano Man heute Morgen ein Lächeln auf die Lippen gezaubert? Oder konnte Henry dich aus deinem Down von gestern holen?*

*Bleib mir weg mit dem Typen.*

**Cheryl**

*Typ A oder Typ B?*

*Beide.*

**Cheryl**

*Lass mich raten, diese Platzpatrone im Anzug hat dich abgeschossen.*

*Typ A oder Typ B?*

**Cheryl**

*Treffer! Obwohl Henry schon scharf schießt. Er trifft nur nicht.*

*Auch wieder wahr.*

**Cheryl**

*Lass dich nicht runterziehen. Wir feiern heute. Und morgen setzt du ihn vor die Tür.*

282

*Feiern klingt gut.*

Wir trafen uns am frühen Abend zum Vorglühen in der Bar des Paperside Hotels. Cheryl saß schon an einem der Tische. June und Travis waren mit von der Partie, und es überraschte mich nicht, dass Colton an Cheryls Hals hing. Allen guten Vorsätzen zum Trotz war es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis die beiden wieder zusammenkamen.

»Siena, lange nicht gesehen!«, grüßte er mich in einer Atempause.

»Oh, er kann sprechen«, höhnte ich.

Cheryl legte ihm die Hand auf die Wange und drehte sein Gesicht zu sich um. »Dabei hast du mit deinem Mund doch viel Besseres zu tun.«

Die beiden versanken in einem Kuss, der dringend Zensurbalken gebraucht hätte. Nach ein paar Cocktails stürzten wir uns ins Chicagoer Nachtleben. Die Bilder von VIP-Bereichen, überfüllten Tanzflächen und Limofahrten verschmolzen bald zu einem süßen Traum, der den Schmerz in mir betäubte.

Wann wir bei mir zu Hause gelandet waren und wie lange wir mein Vorzimmer schon als Partylocation nutzten, konnte ich nicht sagen. Ich saß mit einem leeren Glas in der Hand am Fenster und beobachtete den Schneefall, als sich Cheryl zu mir gesellte.

»Er hat dir echt das Herz gebrochen, Süße«, meinte sie mitfühlend und setzte sich zu mir.

Ich lächelte matt. »Nein, hat er nicht«, widersprach ich, besann mich dann aber. Mich selbst zu belügen, würde es nicht besser machen. Ganz im Gegenteil. »Oder vielleicht doch.«

»Mit solchen Typen ist es immer dasselbe«, sagte sie. »Du kannst sie mit süßem Nektar fangen, aber nicht lange halten. Sobald sie sich

283



satt gefressen haben, ziehen sie weiter zum nächsten Blümchen.« Ihr Blick ging zu Colton. Er und Travis saßen am Flügel, klimperten darauf herum und gaben *Somethin' Stupid* im Duett zum Besten. June stand daneben und war sichtlich begeistert, auch wenn die beiden nicht eine Note trafen. »Das Einzige, was hilft, ist, kein Blümchen zu sein.«

»Das war bei Ren nicht das Problem.« Ich suchte den Boden meines Glases nach Antworten ab.

»Erzähl«, forderte mich Cheryl auf und schenkte mir nach.

Ich hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Es ist so bescheuert. In den letzten Wochen habe ich immer mal wieder Nachrichten von einer unbekanntenen Nummer bekommen.«

»Oh, ein heißer Flirt?«, fragte sie neugierig.

Ich lachte hohl. »Eher das Gegenteil.«

»Warum hast du nichts davon erzählt?« Ein Vorwurf schwang in ihren Worten mit. »Du weißt doch, dass ich immer für dich da bin.«

»Ich erzähle es dir jetzt«, sagte ich.

Sie hob eine Braue. »Aber vorher hast du es diesem Ren erzählt, statt zu deiner besten Freundin zu kommen?«

»Nein«, widersprach ich, bevor ich zu Ende gedacht hatte. Wenn ich ehrlich war, hatte ich es ihm gesagt, weil ich gehnt hatte, dass er hinter allem steckte. Nur wirklich glauben wollte ich es nicht. »Er hat mir durch die Blume gesagt, dass er diese Nachrichten geschrieben hat.«

Cheryl riss die Augen auf. »Wirklich?«

»Ja«, sagte ich bitter. »Er hat ein Bestechungsgeld erwähnt, mit dem Dad ihn mundtot machen wollte. Damit war alles klar.«

Cheryl schaute zur Tür. Ihre Gedanken schienen zu rasen. »Wer hätte das gedacht«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu mir, legte mir

dann aber eine Hand aufs Knie und schaute mich aufmunternd an. »Vergiss ihn einfach. Der wird das noch früh genug bereuen, und jetzt Schluss mit der Trauermiene!« Sie nahm meine Hand und zog mich zu den anderen. Unser Beisammensein entwickelte sich schnell zu einer spaßigen A-cappella-Karaoke-Show. Lachend scheiterten wir bei jedem Versuch, Liedtexte auswendig zu singen. Travis schlug vor, einen Skiurlaub an den Abend zu hängen, und wollte sich für den Rest der fortgeschrittenen Nacht nicht von dem Gedanken abbringen lassen.

**Montag, 22. Dezember 2025:** Ich merkte erst, dass der Abend längst zum nächsten Morgen geworden war, als die Tür aufging. Ren trat ein, und wie ich ihn dort stehen sah – abweisend und unbarmherzig –, wurde mir heiß und kalt zugleich.

»Oh, der Pianist!«, stieß June freudig aus. »Dürfen wir ihn jetzt spielen hören?« Sie schaute fragend zu mir, doch ich fixierte nur Ren.

Verbitterung brodelte in mir. Mein Blick brannte sich tief in ihn hinein, was ihn nicht zu berühren schien. Natürlich nicht. Er hatte wahrscheinlich nicht einmal ein Herz, das verletzt werden konnte.

»Nein, lass mal«, wiegelte Cheryl Junes Bitte ab. Sie schlenderte auf Ren zu. »Wenn ihr wirklich gute Musik hören wollt, nehmen wir den Privatjet und fliegen nach New York oder Toronto oder wo auch immer ein Konzert auf uns wartet.«

Sie musterte Ren herablassend.

»Ich halte niemanden davon ab«, sagte er mit regloser Miene und trat beiseite, um die Tür freizugeben.

»Wir könnten dich mitnehmen«, schlug Cheryl vor.

»Was treibst du da für Spielchen?«, fragte Colton verwundert.

»Spielchen?«, fragte sie gedehnt. »Das war mein Ernst. Er könnte



sich in New York doch als Straßenmusiker etwas dazuverdienen. Hast du mal sein Auto gesehen? Die Karre fällt schon auseinander, wenn man sie nur schief anschaut.«

Travis lachte höhnisch. »Dann soll er doch hier spielen, und wir geben ihm Trinkgeld dafür.«

»Eine gute Idee!«, meinte June. »Darf ich mir ein Lied wünschen?«

»Vergiss es«, lehnte Ren schroff ab.

»Wie sprichst du denn mit ihr?«, warf ihm Cheryl vor. »Hast du eine Ahnung, wen du da vor dir hast? June ist die Erbin eines Millionenimperiums. Und wer bist du? Ein Niemand. Zeig gefälligst mehr Respekt.«

Ren baute sich bedrohlich vor Cheryl auf, doch Colton ging dazwischen. »Immer mit der Ruhe.«

»Ich bin ruhig«, sagte Ren, hob die Hände und trat einen Schritt zurück. Seine Augen waren zu schmalen Schlitzten verengt. Flüchtig schaute er zu mir. Ich wusste nicht, was er sich davon erhoffte. Von mir bekam er nur Schweigen.

»Wie wäre es mit einer Entschuldigung?«, verlangte Cheryl.

»Wofür?«, fragte er mit dunkler Stimme. »Ich habe dich nicht angerührt.«

»Dafür, dass du vergessen hast, wo dein Platz ist.« Sie trat hinter Colton hervor. »Du spielst nicht in unserer Liga. Das scheinst du vergessen zu haben, seit Siena dich hier aufgenommen hat wie einen verdreckten Straßenkötter. Aber weißt du was? Ein billiger Anzug von der Stange macht keinen besseren Menschen aus dir. Du wirst immer in den Dreck gehören, aus dem du gekrochen bist. Vergiss das nie.«

»Cheryl, das geht zu weit«, ermahnte Colton sie.

Cheryl deutete auf mich. »Wenn du wüsstest, was er Siena angetan hat, würdest du das anders sehen.«

»Was hat er getan?« Colton schaute mich fragend an.

»Nichts«, sagte ich tonlos.

Travis packte Ren am Arm. »Sag schon, was hast du miese Ratte dir erlaubt?«

Ren riss sich los, wurde aber sogleich von Colton gepackt. »Raus mit der Sprache!«

»Lasst ihn los!«, unterbrach ich das Handgemenge.

»Ja, lasst ihn«, übernahm Cheryl wieder.

Ren befreite sich und richtete seine Kleidung.

»Er hat hier einen Job zu erledigen, nicht wahr?« Herausfordernd schaute Cheryl ihn an und deutete dabei zum Flügel. »Dann sei mal ein braver, kleiner Angestellter und spiel uns ein Lied. Kriegst du das hin? Oder sollen wir die Polizei rufen? Ich wette, dass du ein schönes Vorstrafenregister hast. Typen wie du können doch nicht anders, als zu stehlen und zu betrügen. Und selbst wenn nicht, kannst du dir sicher sein, dass du kein Tageslicht mehr zu Gesicht bekommst, nachdem unsere Anwälte mit dir fertig sind.«

In Rens Blick loderte tiefe Verachtung auf. Cheryl erschrak und wich vor ihm zurück. Ich war mir sicher, dass sie mit dem Schlimmsten rechnete, doch Ren tat nichts, als sie wortlos stehen zu lassen. Er umrundete den Flügel und schaute auf die Tasten.

»Was ist?«, fragte Cheryl herausfordernd. Genugtuung funkelte in ihren Augen.

Ren hob den Blick in meine Richtung. Hinter all der Kälte lag etwas, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Er war enttäuscht von mir. Wie kam er dazu?

Ich schwieg weiter, woraufhin er die Augen niederschlug, sich umwandte und zur Tür ging.

»Was soll das?«, rief ich ihm nach.



Er drehte sich zu mir um. »Ich kündige.«

Verwundert schaute ich ihn an. Nach allem, was in den letzten drei Wochen geschehen war, kündigte er wirklich, zwei Tage bevor sein Vertrag auslief? Er blieb mir eine Erklärung schuldig und ging.

»Problem gelöst«, sagte Cheryl triumphierend.

Ein ungutes Gefühl machte sich in mir breit, bis es heiß hinter meinen Schläfen pochte. Ohne zu wissen, was mich erwarten würde, stürzte ich zum Flügel und erstarrte vor Schreck. Nagellack war über die Tasten gegossen worden. Es musste sich um meinen gesamten Vorrat handeln, und es konnte nur Cheryl gewesen sein, die ihn in einem unbemerkten Moment überall verteilt hatte. Er war in jede Ritze geflossen und längst ausgehärtet.

»Was hast du getan?«, keuchte ich fassungslos. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich Cheryl an.

Unbeeindruckt von meinem Entsetzen, lächelte sie zufrieden.

»Diese Lektion wird er so schnell nicht vergessen, das kannst du mir glauben«, sagte sie und wedelte mit der Hand. »Sorry, wegen des Nagellacks, den ersetze ich dir natürlich.«

»Das ist der Konzertflügel meiner Grandma!«, schrie ich sie an. »Du ... du hast ihn zerstört.«

Sie hob unschuldig die Schultern. »Wozu gibt es Nagellackentferner? Und wenn das nicht hilft, schick ihn in die Reparatur.«

Meine Gedanken überschlugen sich. Ich stürmte an ihr vorbei und zur Tür hinaus. Von Ren war nichts mehr zu sehen.

»Damit bist du wirklich zu weit gegangen«, sagte Colton zu Cheryl.

»Es ist nur ein blödes Klavier«, entgegnete sie spitz.

»Siehst du nicht, wie viel es Siena bedeutet?«, fragte er.

»Seit wann dreht sich bei dir alles nur noch um sie? Hast du vergessen, dass *ich* deine Freundin bin?«

»Das warst du bis eben. Ich kann das nicht mehr.«

»Was soll das? Lass mich jetzt nicht so stehen!«, keifte Cheryl.

»Tut mir leid«, sagte Colton im Vorbeigehen zu mir.

Ich wandte mich Cheryl zu. In ihrem Gesicht zeichnete sich das gleiche Entsetzen ab wie zuvor bei mir. Doch es wurde schnell zu Ärger.

»Schönen Dank auch«, zischte sie, schnappte sich ihre Handtasche und folgte Colton.

»Okay ... das ist heftig eskaliert«, meinte Travis.

»Das kannst du laut sagen«, murmelte ich.

In meinem Kopf drehte sich alles. Ich ging zum Flügel und schaute mir den Schaden noch einmal an. Besser wurde es dadurch nicht.

June und Travis hatten ein paar tröstende Worte für mich, bevor sie ebenfalls gingen. Nun war ich mit dem Chaos allein, das nicht nur in meinen Wohnräumen, sondern vor allem in meinem Kopf herrschte.



## REN

Ein Overall und ein Werkzeugkoffer reichten aus, um die Rezeptionistin zu überzeugen, dass er im Auftrag der Familie Lancaster gekommen war. Die freundliche Frau wies ihm die Richtung, Ren nickte knapp und machte sich auf den Weg. Sollte ihn das Personal wiedererkennen, würden sie seine Geschichte wohl kaum anzweifeln.

Er schob die Tür zu Peggy Lancasters Zimmer auf. Die alte Dame trat im Morgenmantel aus dem Badezimmer und beachtete ihn nicht weiter. Die Ähnlichkeit zu ihrer Enkeltochter war nicht von der Hand zu weisen. Sie strahlte das gleiche, unerschütterliche Selbstbewusstsein aus.

Mrs. Lancaster machte es sich in einem Sessel am Fenster bequem und nahm ein aufgeschlagenes Buch zur Hand. *A Room of One's Own*. Nachdem sie ein paar Zeilen gelesen hatte, sprach sie Ren an. »Was stehen Sie da herum?«, fragte sie, den Blick weiter auf das Buch gerichtet.

»Ich soll das Klavier stimmen«, antwortete er.

»Das können Sie wohl schlecht von dort hinten.« Sie schaute ihn auffordernd an.

»Stimmt.« Er trat ein und drückte die Tür hinter sich ins Schloss.

»Das ist schon mal ein guter Anfang, jetzt müssen Sie nur noch den Weg zum Klavier finden.« Ihr sarkastischer Unterton war nicht zu überhören.

Ren schmunzelte schief. Diese Frau hatte es wirklich faustdick hinter den Ohren. Er hatte eine zerbrechliche, verwirrte alte Dame erwartet, keinen Piranha.

Er ging zum Klavier und nahm eines der Familienfotos in die Hand. Es zeigte Siena in jungen Jahren.

»Ihre Enkeltochter?« Er hielt ihr das Bild hin.

Sichtlich genervt klappte sie das Buch zu. »Für wie alt halten Sie mich? Das ist meine Tochter, sie muss hier irgendwo sein.«

So fit, wie die Frau wirkte, war sie wohl doch nicht. Zumindest geistig war sie nicht ganz auf der Höhe. Er machte sich daran, das Klavier zu stimmen, während sie das Buch wieder aufschlug und weiterlas. Als er fertig war, setzte er sich auf den Klavierhocker und schlug das Lied an, das er in den letzten Tagen eingeübt hatte. Aus dem Augenwinkel beobachtete er Mrs. Lancasters Reaktion.

Nach einer Weile begann sie leise zu summen und sang schließlich ein paar Worte mit. In ihren Augen leuchtete eine unstillbare Sehnsucht auf, die von tiefer Trauer überschattet wurde. Sie drückte sich das Buch fest gegen die Brust. »Hör auf damit, Timothy«, flehte sie den Tränen nah. »Ich kann das nicht ertragen.«

Es stimmte also wirklich. Sosehr Basie es auch leugnete, er war mehr als nur der Pianist auf der Schallplatte. Peggy Lancaster hatte ihn geliebt und er sie. Aber das war nicht der Grund für Rens Kommen.

Er hörte auf zu spielen, erhob sich und ging auf die Frau zu. »Seaver. Sagt Ihnen der Name etwas?«



# 15

## NOTHING COMPARES TO YOU

Ein paar Stunden nach der eskalierten Partynacht hatte ich eine Mitteilung erhalten.

**Anonym**

*Vermisst du meine Musik?*

Eine Antwort verbiss ich mir. Ich verbannte jeden Gedanken an Ren aus meinem Kopf, so schwer es mir auch fiel. Stattdessen bemühte ich mich, die Wogen zwischen Cheryl und mir zu glätten – und durfte mir dafür ihre Vorwürfe anhören. Sie hatte mir helfen wollen, und ich hatte zum Dank einen Keil zwischen Colton und sie getrieben. Das war zumindest ihre Sichtweise.

Ich saß auf der Pianobank, als Martha eintrat. Sie ließ ihren Blick über das Chaos schweifen und schaute dann mitfühlend zu mir. »Du siehst müde aus.«

Ich nickte.

»Wie wäre es, wenn du dich etwas hinlegst? Ich räume das hier fix auf«, schlug sie vor.

»Das musst du nicht.« Mein Blick lag auf den Klaviertasten.

Martha kam zu mir. »Herrje!« Sie schlug sich die Hände vor den Mund.

»Es war ...«, begann ich mit brüchiger Stimme. Die Worte blieben mir im Halse stecken.

»Das lässt sich reparieren«, versicherte sie mir. »Nur wahrscheinlich nicht bis morgen, wenn Mr. Seaver wiederkommt ...«

»Er kommt nicht wieder«, sagte ich gepresst.

»Ach, Kind ...« Sie strich mir sanft über das Haar, und mit einem Mal brachen alle Dämme in mir.

Ich schluchzte, krümmte mich und drückte die Hände auf meine tränennassen Wangen. Martha zog mich fest an sich. Ich klammerte mich an sie, vergrub mein Gesicht in ihrem Schoß und verlor mich ganz in der verschlingenden Welle aus Schmerz, die jedes Gefühl von Licht und Hoffnung aus mir herausgeschwemmt hatte.

»Ist schon gut«, flüsterte Martha. »Lass alles raus.«

**Dienstag, 23. Dezember 2025:** Ohne Martha wäre ich verloren gewesen. Sie hatte mich mit Tee und Plätzchen versorgt, mir einen Tag Bettruhe verordnet und eine Erkältung vorgeschoben, damit ich ungestört blieb.

Den Konzertflügel hatte sie von einem Restaurator abholen lassen und Cheryls Nagellackaktion als Missgeschick hingestellt. Gab es kein Klavier, gab es auch keinen Bedarf an einem Pianisten, was die einfachste Erklärung für Rens Fernbleiben war.

Ich hätte mich wochenlang unter meiner Bettdecke verkriechen können. Es war alles zu viel für mich geworden. Ich wollte nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Nur vergessen.

»Ich habe den Pool aufheizen lassen«, sagte Martha, als sie mich am nächsten Tag aus einem quälenden Schlaf weckte.



Ich blieb unter meiner Bettdecke vergraben.

Meine Augen brannten, in meinem Kopf hämmerte es schmerzhaft. Es tat so weh, so unheimlich weh. Zu denken. Zu fühlen. Es war und blieb zu viel.

»Versuch wenigstens, aufzustehen«, schlug sie vor.

Mitfühlend setzte sie sich neben mich und rieb sanft meine Schulter, was mich an Grandma erinnerte. Und Grandma erinnerte mich an Musik. Und Musik an Ren. Es waren immer dieselben Kreise, in denen ich mich drehte.

Aber Martha hatte recht.

Ich musste es versuchen. Also schlug ich die Decke zurück.

Martha nickte zufrieden. Ihr sanftes Lächeln spendete mir Trost.

Mir fiel der schmale Zettel in ihrer Hand auf. »Was hast du da?«

»Nichts«, wiegelte sie ab.

»Ist das ein Scheck?«

»Willst du mir erzählen, was vorgefallen ist? Wieso Mr. Seaver seine Anstellung vorzeitig beendet hat?«, fragte sie vorsichtig.

»Der Scheck ist für ihn, oder?«, wollte ich wissen.

Martha faltete ihn zusammen. »Ich werde ihn per Post schicken. Es sei denn, du bist der Meinung, dass Abzüge angemessen wären.«

Ich schüttelte den Kopf. Per Post? Die Adresse auf seinem Lebenslauf war niemals echt. Alles, was ihn anging, war reine Fiktion. Nichts war echt gewesen.

»Leg ihn auf meinen Schreibtisch«, bat ich sie, ohne zu wissen, was ich damit vorhatte.

**Mittwoch, 24. Dezember 2025:** Seit gestern steckte Rens Gehaltscheck in meiner Handtasche, weil ich den Anblick auf meinem Schreibtisch nicht hatte ertragen können.

Ich stand an der Garderobe, war bereits in meine Jacke geschlüpft und hielt den Scheck in der Hand.

Warum warf ich ihn nicht weg? Ich wusste es nicht. Vielleicht gab er mir das Gefühl, an etwas festhalten zu können, das ich längst hätte loslassen sollen. Es tat nach wie vor zu weh, an Ren erinnert zu werden, und trotzdem nahm ich immer wieder den Scheck zur Hand und starrte auf seinen Namen.

Obwohl alles so eindeutig schien, pochte in mir das Gefühl, im Irrtum zu sein. Das Ganze kam mir wie ein Puzzle vor, das mit Gewalt zusammengehämmert worden war. Die einzelnen Teile hatten sich gefügt, aber es war nur ein verzerrtes Gesamtbild entstanden, in dem etwas fehlte. Nur was? Was übersah ich? Was verschwieg man mir?

Jedes Mal, wenn ich den Scheck hervorzog, kamen mir diese Gedanken. Und jedes Mal tat ich sie damit ab, dass ich mich bloß weigerte, die Wahrheit anzuerkennen. Ich steckte ihn wieder ein und verließ die Villa.

Während Dad die europäische Adventstradition zelebrierte, blieb er strikt dabei, dass Weihnachten am fünfundzwanzigsten stattfand und nicht schon am Abend davor begann. Der vierundzwanzigste Dezember war im Hause Lancaster seit jeher für ein Bankett mit engsten Geschäftspartnern vorgesehen. Eine Pflichtveranstaltung für mich, zu der natürlich auch mein Verlobter eingeladen war. Den Vormittag wollte ich bei Grandma verbringen. Martha hatte mir eine Keksdose mit ihren selbst gebackenen Plätzchen mitgegeben, über die sich Grandma mit Sicherheit freuen würde.

Als ich die Residenz betrat, legte die Empfangsdame den Hörer auf und kam eilig hinter dem Tresen hervor. »Ich wollte Sie eben anrufen.«

»Ist etwas passiert?«, fragte ich besorgt.



»Sie weigert sich schon seit gestern, die Tür zu öffnen«, erklärte die Frau auf dem Weg zu den Wohnräumen. »Und sie lässt immer wieder dasselbe Lied auf ihrem Plattenspieler laufen.«

Ich war mehr als beunruhigt. »Haben Sie nicht versucht, die Tür aufzubrechen?«

»So weit wollten wir nicht gehen.«

»Was ist, wenn sie gestürzt ist?« Ich wagte es nicht, mir auszuma-  
len, was passiert sein könnte, und war fassungslos, erst jetzt davon  
zu erfahren.

An der Tür angekommen, hörte ich dumpf die Musik. Sie war zu  
leise, um die Melodie identifizieren zu können. Hatte Grandmas  
Plattenspieler eine Wiederholungstaste?

Ich klopfte an. »Grandma?«

Die Pflegerin zog einen Schlüssel hervor.

»Sie hatten die ganze Zeit einen Schlüssel?«, fragte ich perplex.

Sie schloss auf. »Ich habe mir den Universalschlüssel geben lassen.«

»Und das hat vierundzwanzig Stunden gedauert?« Meine Stimme  
war um einige Oktaven nach oben geklettert. Ich hatte zu viel Angst  
um Grandma, um ruhig zu bleiben.

»So lange war es nicht«, versicherte sie mir.

Ich öffnete die Tür, und mein Blick fiel auf Grandma, die im Mor-  
genmantel einen Walzer tanzte.

»Granny?«, sprach ich sie verwundert an und sah fragend zu der  
Pflegerin.

»Sie spielt dieses Lied seit gestern bestimmt schon zum zwanzigs-  
ten Mal und hat jeden weggeschickt, der bei ihr geklopft hat«, er-  
klärte sie.

»Das klang vor ein paar Minuten noch um einiges dramatischer.«  
Ich hatte das Schlimmste befürchtet.

»Komm her, meine Kleine, tanz mit mir!«, forderte mich Grandma  
auf.

»Setz dich erst mal«, bat ich sie und begleitete sie zu ihrem Sessel.  
Ich ging vor ihr in die Knie, und sie legte eine Hand an meine Wange.

»Erkennst du, wer da singt?«, fragte sie.

Meine Augen weiteten sich. Mir war nicht nur die Stimme vertraut,  
ich kannte das Lied! Aber wie konnte das sein? Hatte Grandma die  
ganze Zeit über eine Kopie der Schallplatte gehabt?

»Das ... das bist du«, sagte ich.

Sie lächelte breit und beugte sich zu mir vor. »Ich verrate dir ein  
Geheimnis. Du musst mir aber schwören, dass du es für dich be-  
hältst.«

»Hoch und heilig«, schwor ich.

»Das Mädchen, von dem ich dir erzählt habe ...«

»Prinzessin Penelope.«

Sie nickte. »Das bin in Wahrheit ich. Es ist meine Geschichte, die  
ich dir erzählt habe.«

»Erzähl sie mir noch einmal«, bat ich.

Grandmas Blick driftete in die Ferne, weit zurück in die Vergan-  
genheit, und diesmal war es kein Nebel, den sie dort fand. Sie gab in  
ihren Worten wieder, was ich mir in den letzten Wochen Stück für  
Stück zusammengereimt hatte. Ihr Wunsch nach Freiheit, ihr Streben  
nach Glück und eine Geschichte, die romantischer nicht hätte sein  
können. Der schüchterne Pianist aus Black Metropolis, die abenteu-  
erlustige Sängerin aus gutem Hause. Ihre Zweifel, ihre Hoffnungen  
und das tragische Ende einer Liebe, die immer noch in ihrem Herzen  
wohnte – die nie verblasst war, auch wenn ihre Erinnerungen spröde  
wie Stroh geworden waren und nach und nach zu Staub zerfielen.  
Diese Liebe war geblieben.



»Aber ich bereue es nicht«, sagte sie, nachdem sie von ihrem Abschied erzählt hatte. Sie strich mir sanft über die Wange. »Denn wenn es anders gekommen wäre, hätte ich dich nicht gehabt, meine Kleine.«

Ein Kloß steckte in meinem Hals, Tränen verklebten mir die Wimpern. Ich schaute zu Grandma auf. Auch in ihren Augen glitzerte es feucht.

»Hast du die Schallplatte die ganze Zeit über vor mir versteckt?«, fragte ich.

»Timothy hat sie aufgelegt«, antwortete sie.

Ich zog die Brauen zusammen. »Er war hier?«

Sie legte sich den Zeigefinger an die Lippen. »Pssst. Er hat sich als Klavierstimmer ausgegeben und für mich gespielt. Er ist keinen Tag gealtert.«

War das wirklich passiert, oder spielte ihr ihre Erinnerung einen Streich? Ren hatte den Pianisten auf der Schallplatte nicht auftreiben können. Das hatte er zumindest behauptet, aber glauben konnte ich ihm gar nichts mehr.

Ich schaute zum Schallplattenspieler. In die Ablage darunter passen nur eine Handvoll Platten. Ich hatte sie ihr selbst gebracht und regelmäßig gegen andere ausgetauscht. Ihre Single war nicht dabei gewesen.

»Und jetzt ab ins Bett«, scheuchte sie mich mit wedelnder Hand. »Und die Plätzchen bleiben hier. Du kriegst Bauchweh, wenn du vor dem Schlafengehen zu viel Süßes isst.«

»Timothy und weiter?«, fragte ich. Mit seinem Nachnamen könnte ich ihn vielleicht finden.

»Hörst du mir nicht zu? Ins Bett sollst du gehen!« Mahnend hob sie den Zeigefinger.

»Ja, gleich.« Ich stellte die Plätzchendose auf den Tisch und ging

zum Schallplattenspieler. Das Lied war längst zu Ende, und ich hob die Nadel an. Nach ein paar Drehungen kam die Platte zum Stehen – und ich glaubte nicht, was ich da sah. Das Label war druckfrisch, die Prägung wie neu. In meinen Ohren rauschte es. Wie konnte das möglich sein?

»Ich muss dieses neue Mädchen unbedingt nach dem Rezept fragen.« Grandma knabberte genüsslich an einem Plätzchen. »Wie war ihr Name noch gleich?«

»Martha«, rief ich ihr zu.

»Ich glaube, da irrst du dich.« Sie schüttelte den Kopf. »Oliver!«, brüllte sie dann aus voller Kehle in Richtung Tür. »Wo steckt dieser Nichtsnutz wieder? Oliver!«

Eine Pflegerin eilte ins Zimmer. »Wie kann ich helfen?«

»Lassen Sie das hier einpacken«, verlangte sie. »Und bringen Sie mir einen Kaffee sowie die Oldwin-Unterlagen.«

»Sofort«, versicherte ihr die Pflegerin und nahm die Dose an sich.

»War gestern jemand hier?«, fragte ich die Pflegerin.

»Ja, ein Handwerker, glaube ich.«

»Ein Klavierstimmer?«

Sie überlegte. »Das kann sein.«

»Ein Schwarzer, älterer Herr?«, hakte ich nach.

»Nein, ein junger Mann«, meinte sie. »Dunkle Haare und ein Tattoo am Hals, wenn ich mich richtig erinnere.«

Ren war hier gewesen? Meine Gedanken überschlugen sich. Wie war er an eine neue Pressung der Single gekommen, wenn das Original angeblich zerbrochen war? Und wie kam er dazu, sie Grandma zu überlassen, nach allem, was er mir angetan hatte?



Der letzte Mensch, den ich sehen wollte, war Ren. Trotzdem stand ich wenige Stunden später vor der Weeds Tavern im Stadtviertel Lincoln Park. Die Fassade war mit Brettern vernagelt, die Tür mit Graffiti bemalt.

Ich war mir nicht sicher, ob diese Bar noch betrieben wurde oder kurz vor dem Abriss stand. Aber eines war klar: Ren wohnte nicht hier. Ich schaute noch einmal auf die Adresse, die ich mir notiert hatte. Es war definitiv der richtige Ort.

Da Ren behauptet hatte, ein Musikstudent der University of Chicago zu sein, war es naheliegend, einen Wohnort in Lincoln Park anzugeben. Das Viertel war unter Studierenden sehr beliebt. In einer Bar wohnte aber bestimmt niemand von ihnen.

»Die machen erst in ein paar Stunden auf«, sagte ein Passant im Vorbeigehen, ein junger Mann mit blutunterlaufenen Augen.

»Gibt es hier Wohnungen?«, rief ich ihm nach.

»In dem Gebäude?« Er lachte mit kurzem Blick auf meine Notiz.

»Da hat dich jemand reingelegt.«

»Sieht so aus«, knurrte ich mehr zu mir selbst als zu ihm. Im Grunde hatte ich auch nichts anderes erwartet. Leider war diese Adresse der einzige Hinweis, dem ich nachgehen konnte.

Der Typ musterte mich mit einem schmierigen Blick. »Ich hätte eine wie dich nicht versetzt. Brauchst du eine Bleibe, bis das Weeds öffnet? Uns beiden Hübschen fällt schon was ein, wie wir uns die Zeit vertreiben können.«

Ich biss mir auf die Unterlippe, lächelte und ging auf ihn zu. Sein bis eben noch schamloser Gesichtsausdruck schwankte zwischen Vorfreude und Unsicherheit. Er hatte offensichtlich nicht damit gerechnet, dass ich auf sein Angebot einging, was ich auch nicht vorhatte. »Mit solchen Sprüchen vertreibst du nicht nur die Zeit, Hübscher.«

Damit ließ ich ihn stehen und ging zurück zu meinem Wagen. Ich wollte sofort losfahren, entschied mich aber um. Ich nahm mein Handy und rief den Chatverlauf mit Anonym auf.

*Wir müssen reden.*

Gebannt starrte ich auf das Display, als mich ein lauter Knall zusammenzucken ließ. Der schleimige Typ von vorhin hatte seine Faust gegen mein Fenster geschlagen.

»Undankbare Bitch!«, schimpfte er und zog weiter.

Ich verstellte den Rückspiegel, sodass ich ihn sehen konnte, legte den Rückwärtsgang ein und preschte mit den Hinterreifen auf den Bürgersteig, bevor ich auf Drive umstellte und davonfuhr.

Der Dreckskerl hatte einen Satz zur Seite gemacht. Mit Sicherheit war ihm das Herz in die Hose gerutscht, was er nicht anders verdient hatte.



Mein Handy vibrierte während der Fahrt, und als ich zu Hause ankam, wartete Henry in einem Dreiteiler vor dem Eingang auf mich. Kaum hatte ich eingeparkt, öffnete er die Fahrertür.

»Wo hast du gesteckt?« Er wirkte sowohl genervt als auch besorgt.

»Lincoln Park«, antwortete ich und stieg aus.

Mit Schwung schlug er die Tür zu. »Du weißt, dass meine Eltern heute hier sind? Es kommt nicht besonders gut an, wenn die Gastgeberin nach den Gästen eintrifft.«

»Mein Dad ist der Gastgeber.« Ich warf einen Blick auf mein Handy.



### Anonym

*Du wirkst verzweifelt.*

»Du weißt, wie wichtig mir diese Sache ist.« Er reichte mir den Arm. Automatisch legte ich meine Hand um seinen Ellbogen. »Seit wann interessiert es dich, was deine Eltern denken?«

»Seit wann treibst du dich in Studentenvierteln herum? Willst du ausziehen?«

Vielleicht war das gar keine schlechte Idee. Solange ich weiter die Räume bewohnte, in denen schon meine Wiege gestanden hatte, würde mich Dad nie als erwachsene Frau betrachten. Andererseits lebte Henry schon seit dem ersten Semester in seinem eigenen Apartment und wurde von seinen Eltern trotzdem nicht für voll genommen. Was kein Wunder war, er benahm sich schließlich nicht gerade verantwortungsvoll.

Als ich zu ihm schaute, wirkte er nervös.

»Das wird schon«, versicherte ich ihm und drückte seinen Arm.

Der Abend verlief wie geplant. Die Gäste amüsierten sich, Dad vertiefte die Geschäftspartnerschaften mit den geladenen Investoren, und die Callahans zeigten sich erstmals stolz auf ihren Sohn. Dabei hatte er nichts weiter geleistet, als sich mit der Tochter einer einflussreichen Familie zu verloben. Und selbst das war in Wahrheit ein Fake.

»Habt ihr euch schon Gedanken über die offizielle Verlobungsfeier gemacht?«, fragte Mrs. Callahan über den Tisch hinweg, als die Nachspeise serviert wurde.

Ich hatte mein Handy auf dem Schoß liegen und schickte eine Nachricht an Anonym ab.

*Lass die Spielchen, Ren.  
Es geht um die Schallplatte.*

Henry nahm meine Hand und drückte sie fest. »Wir hatten an den Sommer gedacht, nicht wahr, Siena?«

»J-ja«, sagte ich etwas neben der Spur und sortierte meine Gedanken.

### Anonym

*Du bist diejenige, die das Spielen nicht lassen kann. Gib es auf.*

»Wäre es im Frühling nicht schöner?«, schlug seine Mutter vor.

»Ich liebe den Sommer«, sagte ich. »Eine Feier im Freien wäre wundervoll.«

Mrs. Callahan blieb hartnäckig. »Das gilt doch auch für die Hochzeit. *Die* kann im Sommer stattfinden.«

»Wir bezahlen natürlich alles«, verkündete Mr. Callahan großspurig.

»Das ist sehr zuvorkommend, aber ...« Ich suchte nach Ausreden, um die Sache weiter hinauszögern zu können.

»Wir sollten nichts überstürzen«, fiel mir Dad ins Wort. »Lassen wir die beiden doch erst einmal ihr Studium abschließen, und dann reden wir über die Kosten.«

Mr. Callahan hob sein Glas. »Ein Mann, ein Wort.«

Die Gäste stimmten mit ein, und schnell wechselte das Gesprächsthema zu Dads Erfolg bei der Baybird-Übernahme.

»Sieh zu, dass du mit diesem halben Jahr etwas Sinnvolles anfängst«, flüsterte ich Henry zu.



»Was sollte ich in der kurzen Zeit geregelt bekommen?«, gab er zurück.

»Dein Studium beenden? Zukunftspläne schmieden?«, schlug ich vor. Wenn es ihm so wichtig war, dass seine Eltern ihn respektierten, musste er sich etwas Besseres einfallen lassen als ein Lügengebilde, das früher oder später einstürzen würde.

»Du hast leicht reden«, knurrte Henry frustriert.

Stellte er sich das wirklich so vor? Glaubte er, dass mir alles leichtfiel? Ja, Geld war für mich nie ein Problem gewesen, aber das war bei ihm nicht anders. Ansonsten hatte ich für alles hart gearbeitet und trotzdem die meiste Zeit das Gefühl, nur auf der Stelle zu treten. Vielleicht hielt Henry genau das davon ab, etwas aus sich zu machen. Weil er in den Augen seiner Familie nie gut genug sein konnte. Warum es dann versuchen?

»Tu es für dich selbst«, riet ich ihm.

Er musterte mich einen Moment lang, dann nahm er wieder meine Hand. »Ich vermisse dich.«

Es versetzte mir einen Stich, die Traurigkeit in seinem Blick zu sehen. Ich hätte so viel dafür gegeben, die Zeit zurückdrehen zu können, um alles anders zu machen. Aber es war nun mal so gekommen.

Ich entzog ihm meine Hand und widmete mich den Tischgesprächen, gut versteckt hinter meiner Maske.

Nachdem sich alle Gäste verabschiedet hatten, zog ich mich in meine Räume zurück. Ich wusste nicht, wie ich Ren dazu bringen konnte, einem Treffen zuzustimmen. Meine Gedanken drehten sich eine ganze Weile im Kreis, bis ich beschloss, Cheryl anzurufen. Ich musste mit jemandem reden.

»Hey«, begrüßte ich sie. »Wie geht's dir?«

»Wie soll es mir schon gehen?«, fragte sie angefressen.

»Ich kann mit Colton reden, wenn du willst«, schlug ich vor.

»Bloß nicht!«, blaffte sie mir ins Ohr. »Dass du mit ihm geredet hast, hat mir den ganzen Ärger doch erst eingebrockt.«

»Denkst du nicht, es lag vielleicht am Nagellack?«

»Erinnere mich daran, dass ich dir nie wieder helfe.«

»Wenn du mich daran erinnerst, dass ich dich in Zukunft von meinem Konzertflügel fernhalte.«

Damit entlockte ich ihr ein Lachen. »Mal im Ernst, du kannst froh sein, dass du diesen Klaviertypen los bist. Ich meine, wie gruselig war der denn bitte drauf?«

»So einfach ist das nicht«, sagte ich monoton. Mein Kopf fühlte sich schwer an. »Er weiß etwas über meine Familie. Deshalb muss ich mit ihm reden.«

»Er ist ein verdammter Stalker! Lass die Finger von ihm, blockier seine Nummer«, riet sie mir. »Du hast Henry, dein Studium läuft, dir geht es prächtig. Mach dir das nicht kaputt.«

Doch es war mir nicht genug, ein Leben zu führen, das nur nach außen hin gut aussah, sich aber ganz anders anfühlte.

»Ich kann nicht«, beharrte ich. »Ich muss ihn treffen.«

»Wieso fragst du mich überhaupt, wenn du meinen Rat gar nicht hören willst?«, murrte sie genervt. »Du willst ihn unbedingt treffen? Dann versuch es mit Geld. Geld zieht immer.«

»Bei ihm nicht.«

Ich konnte fast schon hören, wie sie die Augen verdrehte. »Bei jedem, glaub mir.«

Den Rest des Abends rang ich mit mir, ob ich es doch auf diesem Weg versuchen sollte. Wenn er mein Geld annahm, könnte ich mir nicht länger vormachen, ihn zumindest ein bisschen zu verstehen. Ich hatte Angst vor diesem Beweis. Trotzdem überwand ich mich.



Erst öffnete ich den Chatverlauf mit Ren, entschied mich dann aber um. Wenn er und Anonym wirklich ein und dieselbe Person waren, gab es einen leichten Weg, ihn zu überführen. Ich schrieb also wieder an Anonym.

*Wenn du deinen letzten Scheck haben willst, triff dich mit mir.*

**Anonym**

*Was soll ich mit dem Kleingeld?*

*Ich hänge noch eine Null an.*

**Anonym**

*In zwei Stunden, am Ort unserer ersten Begegnung.*

Also stimmte es wirklich? Er hatte nur behauptet, dass ihm Dads Bestechungsgeld nichts wert war? Hatte er nur auf eine Gelegenheit gewartet, mir eine Summe abzuknöpfen, für die es sich noch mehr lohnte? Ich musste ihm in die Augen schauen, um mir sicher sein zu können.



Zwei Stunden später bog ich auf den Parkplatz gegenüber der Green Mill Lounge ein. Die Scheinwerfer schweiften über die Autos, vertrieben nur flüchtig die Schatten der vorangeschrittenen Nacht und ließen sie gleich darauf um einiges dunkler wirken.

Es war klirrend kalt, und trotzdem kochte mein Blut. Mein Herz schlug mir bis zum Hals.

Ich stieg aus und schlang mir die Arme um den Körper. Schotter und Schneematsch knirschten unter meinen Sohlen. Während ich mich dem Straßenrand näherte, schaute ich hinüber zur Bar, die bereits geschlossen hatte. Wartete Ren trotzdem dort auf mich? Mein Traum von vor wenigen Tagen wurde in mir wachgerufen. Die leere Bar, der Pianist, der einsam spielte.

Kannte Ren die Liebesgeschichte zwischen Peggy und Timothy, ohne mir je ein Wort davon gesagt zu haben? Wenn er wirklich ein Stalker war, wie Cheryl behauptete, wusste er vielleicht auch, wie sie sich getrennt hatten. Wollte er diese Szene nachspielen? Was für ein krankes Spiel. Mir wurde übel bei dem Gedanken.

Angst tobte in mir. Ich atmete tief durch, um mich zu sammeln, doch bevor ich weitergehen konnte, hörte ich ein Geräusch hinter mir.

Erschrocken wirbelte ich herum.

Zwischen den parkenden Autos zeichnete sich die Silhouette eines Mannes ab. Ein glühender Punkt schwebte im konturlosen Schwarz. Motoröl, Schotter, Zigarettenqualm. Alles war wie damals, nur diesmal war ich allein und wusste, mit wem ich es zu tun hatte.

Mein Herz raste in Panik. Dennoch schob ich die Schultern zurück, konzentrierte mich auf die Schatten zwischen den Wagen und schluckte meine Angst hinunter. Ich hatte mich damals nicht von ihm einschüchtern lassen, es würde ihm auch diesmal nicht gelingen.

»Der Scheck ist hier.« Ich hielt meine Handtasche hoch. »Sag mir, woher du die Schallplatte hattest, dann bekommst du ihn.«

Er zog an seiner Zigarette. Das unstete Licht flackerte über die tief in die Stirn gezogene Kapuze seines Hoodies, beschien ein scharf-



kantiges Kinn, einen tätowierten Hals. Er schnipste die Zigarette von sich, versank wieder in Dunkelheit und kam näher. In aller Ruhe schlenderte er auf mich zu und streckte die Hand nach meiner Tasche aus.

»Wieso treibst du dieses Spiel?«, warf ich ihm vor. »Was geht in deinem kranken Hirn vor, mich ausgerechnet hier treffen zu wollen? Sag schon!«

Er hielt seine Hand weiter ausgestreckt. Wut stieg in mir auf und steuerte mein Handeln, als ich mit großen Schritten auf ihn zuing. Am liebsten hätte ich ihm meine Tasche um die Ohren gehauen, doch kaum war ich in seiner Reichweite, packte er mich, zerrte mich zu sich heran und blies mir den Qualm seiner Zigarette ins Gesicht. Meine Augen brannten wie Feuer, meine Lunge rebellierte, und ich war wehrlos, als er mir den Arm auf den Rücken drehte und meine Kehle umfasste. Keuchend schnappte ich nach Luft, schlug und trat verzweifelt um mich, doch ich traf nichts, sah nichts, kämpfte nur darum, nicht die Besinnung zu verlieren.

Warmer Atem streifte mein Ohr. Ein Lachen hallte durch die Leere meiner Gedanken, bevor jedes Geräusch um mich herum in einem nervenzerfetzenden Quietschen unterging.

Grelle Lichttupfer flackerten über meinen Augen. Meine Knie sackten ein, doch bevor sie den Boden berührten, begriff ich, dass ich Autoreifen gehört hatte. Scheinwerfer waren auf mich gerichtet.

Alles in mir schrie. Ich wollte fliehen, doch ein kräftiger Ruck an meinen Haaren hielt mich zurück. Der Henkel an meiner Tasche riss, ich wurde zurückgeschleudert und schlug mit dem Kopf gegen ein Auto. Mein Schädel versank in einem pochenden Schmerz, und mit jedem Aufwallen flackerte schemenhaft meine Umgebung vor mir auf.

Zwei kämpfende Silhouetten im Gegenlicht der Scheinwerfer. Fäuste flogen, sie rangen um meine Tasche, einer gewann die Oberhand, der andere floh.

Ich tastete nach meiner Schläfe. Warmes Blut rann mir über die Finger, der Schmerz verstummte in der Panik, die mich überkam, als sich jemand vor mir auf die Knie warf. Hände packten mich an den Schultern, aber nicht, um mir wehzutun.

»Ren«, stieß ich aus.

»Er ist weg«, sagte Henry. »Dir wird niemand mehr wehtun. Versprochen.«

**Donnerstag, 25. Dezember 2025:** Am Weihnachtsmorgen erwachte ich im Krankenhaus, umgeben von einem Meer aus Blumen und Farben. Alles wirkte so bunt und friedlich auf mich, was wahrscheinlich auf die Schmerz- und Beruhigungsmittel zurückzuführen war, mit denen man mich vollgepumpt hatte.

Pflegekräfte gingen ein und aus. Ich erfuhr von der Chefärztin höchstpersönlich, dass ich mit einer leichten Gehirnerschütterung davongekommen war und in ein paar Tagen wieder nach Hause durfte.

Von Dads erstem Besuch bekam ich nur Bruchstücke mit. Er saß an meinem Bett, hielt meine Hand, und immer dann, wenn mir die Augen zufielen und ich sie wieder aufschlug, wurde aus Dad Cheryl, Martha oder Henry und einmal Grandma, was unmöglich real sein konnte.

Und dann war da Ren. Sein Blick so dunkel, so tief wie eine wolkenlose Nacht, in der ich zu ertrinken drohte. Ich versank in ihr, um mich herum das Glitzern der Sterne, die nichts weiter waren als die Scherben einer zerbrochenen Welt. Und alles, was mir Halt bot,



war die Wärme seiner Haut, als seine Fingerspitzen zart über meine Wange strichen.

Er kam näher, seine Lippen berührten beinahe mein Ohr, und er lachte. Ein fremdes Lachen, verzerrt und falsch – als hätte ihn jemand ausgetauscht, als hätte es den Ren, dessen Seele meine berührt hatte, nie gegeben.

Dieser Gedanke durchschlug das dämmrige Wohlgefühl der Medikamente in meinem Blutkreislauf und ließ die Erinnerung an das Lachen nah an meinem Ohr erneut aufwallen. Für einen kurzen Moment driftete ich in die Angst hinein, bevor die Gegenwart mich wieder einholte und mir klar wurde, dass Ren nie neben mir am Bett gesessen hatte.

Schwer atmend schaute ich mich um. Es wurde gelacht, aber es waren Cheryl, Travis und June, die an dem kleinen Tisch in meinem Zimmer saßen.

»Oh, sie ist wach!«, stellte June fest. Sie kam zu mir und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Wir wollten nur kurz Hallo sagen, ist ja schließlich Weihnachten.«

Auch Travis kam zu mir. »Entsprechend sind wir auch auf dem Sprung. Meine Ski fahren schließlich nicht von selbst die Piste runter.«

June zuckte mit den Schultern. »Eigentlich tun sie das schon, wenn ihnen jemand einen Schubs gibt.«

»Ich gebe dir gleich einen Schubs«, konterte er, und wieder lachten die beiden.

»Danke, dass ihr gekommen seid«, sagte ich leise.

Travis war mit seinem Handy beschäftigt und winkte nur flüchtig ab, ohne mich anzuschauen. »Das ist doch selbstverständlich.«

Ich schaute an ihnen vorbei zu Cheryl. Sie interpretierte meinen

Blick als eine Bitte und scheuchte die beiden aus dem Zimmer. »Siena braucht jetzt Ruhe.«

»Erhol dich gut!«, rief June vom Korridor aus.

»Sag Bescheid, wenn du ein paar Tipps für exquisite Spas brauchst«, sagte Travis noch, bevor Cheryl die Tür schloss. Sie lehnte sich von innen dagegen.

»Alle gehen davon aus, dass du von einem Taschendieb überfallen wurdest«, erklärte sie.

»Alle?«, fragte ich.

»Das medizinische Personal, die Polizei, dein Vater. Eben alle. Ich habe sie nicht korrigiert. Das war hoffentlich in deinem Sinne.«

»Ja, schon gut«, sagte ich nachdenklich. Mein Kopf dröhnte, und ich fühlte mich noch immer dämmrig. »Die Polizei war hier?«

»Ja, und scheinbar hast du denen von einem Taschendieb erzählt. Wie hätten die sonst darauf kommen sollen?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, gab ich zu. Von Grandma und Ren hatte ich fantasiert, aber von Polizisten war nichts in meinem Gedächtnis hängen geblieben.

»Die versorgen dich hier ein bisschen zu gut mit bunten Pillen, was?«, scherzte sie.

»Woher wusste Henry, wo ich war?«, fragte ich nachdenklich.

Cheryl hob die Schultern. »Woher wohl? Von mir. Hätte ich dich deinem Schicksal überlassen sollen? Jeder braucht mal einen Ritter in strahlender Rüstung.«

»Keine Ahnung, ob das so ist. Irgendetwas an der ganzen Geschichte passt für mich nicht zusammen. Oder es passt einfach zu perfekt. Weißt du, was ich meine?«

»Nein.« Sie lachte höhnisch. »Mach dir mal keinen Kopf. Der Typ hat sein Geld, und du kannst das alles endlich hinter dir lassen.«



»Ja, vielleicht.«

»Auf jeden Fall!« Sie tätschelte aufbauend mein Bein, als es an der Tür klopfte. »Und jetzt räume ich das Zimmer für ein bisschen Vater-Tochter-Zeit.«

Dad trat ein. »Hallo, meine Prinzessin.«

»Dad ...«, sagte ich leise und dankbar. Er hatte Martha mitgebracht, die eine Keksdose, gefüllt mit ihren leckeren Plätzchen, bei sich hatte.

Cheryl verabschiedete sich, und Martha half mir, mich im Bett aufzusetzen. Weihnachten im Krankenhaus war nicht das, was ich mir gewünscht hatte. Andererseits wollte ich nichts weiter als ein gemütliches, ungezwungenes Beisammensein im Kreise der Familie. Dad und Martha, die für mich längst dazugehörte. Wir lachten, schwelgten in Erinnerungen, und Dad versuchte sich sogar darin, ein Weihnachtslied zu singen. Vor dem Fenster fiel Schnee, immer wieder klopfte es, und jemand brachte Blumen und Pralinen. Wir Futterten uns durch die Schachteln, bis uns von der vielen Schokolade übel wurde. Es war nicht prunkvoll und pompös, es war genauso, wie ich es mir erhofft hatte.

Vielleicht hatte Cheryl recht. Es war vorbei. Ich konnte die Sache abhaken. Mir über die offenen Fragen den Kopf zu zerbrechen, änderte am Ende doch nichts an den Fakten.

Und trotzdem. Ein kleiner Zweifel blieb.

Dieses Lachen an meinem Ohr.

Ich kannte es nicht.

Es war mir fremd gewesen.

Fremd.

## REN

Ren packte im Backstagebereich des Nightblue Clubs seinen Kram zusammen und stopfte seine Klamotten in den Rucksack. Darunter auch den Anzug, den er in den letzten Wochen viel zu oft getragen hatte. Ihm gefiel der Gedanke, das Teil bei der nächstbesten Gelegenheit zu verbrennen.

»Hast du endlich alles geregelt?«, fragte Deon in seinem Rücken.

Ren warf ihm die halb leere Tube Abdeckschminke zu. »Hier, kannst du wiederhaben.«

»Oh, wie nett«, höhnte Deon und warf die Tube in hohem Bogen in den Müll. »Nicht ganz mein Hauttyp.«

Ren schulterte den Rucksack. »Du hast mir das Zeug besorgt, ich brauch es nicht mehr.«

»Jetzt ist also wirklich Schluss mit diesem Theater?«, hakte Deon nach.

Was sollte er sagen? Ja, er hatte getan, was er vorgehabt hatte. War es deswegen vorbei? Es fühlte sich nicht wirklich danach an. Es hätte anders laufen müssen, aber er konnte die Zeit nicht zurückdrehen.

Er wollte gehen, doch an der Tür hielt Deon ihn auf. »Hast du das Geld? Wenn nicht, kannst du bleiben, das weißt du. Du krepierst mir da draußen in der Kälte.«



»Es ist alles geregelt«, sagte Ren entschieden, löste sich von Deon und verließ das Zimmer.

»Es geht um *sie*, oder?«, rief Deon ihm nach.

Ren blieb unvermittelt stehen. An Siena erinnert zu werden, ließ alles noch einmal in ihm hochkochen. Alle Fehler, die er begangen hatte, all die Momente, die sich ihm wie glühendes Eisen in die Erinnerungen gebrannt hatten.

»Du wirst sie nicht aus dem Kopf kriegen«, warnte Deon ihn.

»Sie ist niemand.« Die schneidende Endgültigkeit seiner Worte versetzten ihm einen Stich. Doch er ließ sich nichts anmerken und ging weiter.



## THE SOUND OF SILENCE

**Mittwoch, 31. Dezember 2025:** Da June ihren Geburtstag zum Jahreswechsel feierte, war es für mich selbstverständlich, der Einladung zu ihrer Silvesterparty zu folgen. Ich betrat den Festsaal des Paperside Hotels in einem nachtblauen Abendkleid mit Spitzenoberteil und gerafftem Rock. An meinem Hals glitzerte das Diamantcollier, das ich von Henry zu Weihnachten bekommen hatte.

Es war die erste Veranstaltung seit Langem, die ich nur aus Vergnügen besuchte. Kein oberflächlicher Small Talk mit Geschäftspartnern meines Vaters, kein aufgesetztes Lachen, keine falschen Komplimente, keine Presse.

Nach meinem dreitägigen Krankenhausaufenthalt war ich in meinen Alltagstrott zurückgekehrt. Jeder Tag fühlte sich wie schon einmal erlebt an, und bald würde jede Woche der vorherigen ähneln und sich kaum von der nächsten unterscheiden – bis über den vergangenen Monaten ein Schleier lag.

Aber noch war es nicht so weit. Die Erlebnisse hingen mir weiterhin nach, und Abende wie dieser ließen mich schmerzhaft daran denken. An alles, was ich gewonnen und verloren hatte – an die Leere tief in mir.



Ich wusste noch zu gut, was mich beschäftigt hatte, als ich das letzte Mal durch diesen Festsaal gelaufen war. Ich wollte aber nicht mehr daran denken, wollte es vergessen und weitermachen, als wäre nie etwas geschehen.

Nachdem ich June gratuliert hatte, fand ich mich an der Bar wieder. Eine Woche keinen Alkohol, hatte mir die Ärztin geraten. Das lag nun acht Tage zurück.

Ich hob die Hand, um eine Bestellung beim Barkeeper aufzugeben.

»Whiskey Sour?«, fragte jemand neben mir.

»Colton?« Ich schmunzelte. Es fühlte sich wie ein Déjà-vu an, ihn hier zu sehen. Wir hatten seit seiner Trennung von Cheryl nichts mehr miteinander zu tun gehabt, und an unsere Partyexzesse in meiner rebellischen Woche erinnerte ich mich nur ungerne.

Er lehnte sich mit dem Rücken an die Bar und schob die Ellbogen auf den Tresen. »Fühlt sich an, als wäre es eine Ewigkeit her, dass wir das letzte Mal hier gestanden und über das Leben philosophiert haben.«

»So würde ich es nicht unbedingt nennen«, meinte ich und bestellte unsere Drinks.

»Leben?«, hakte er nach.

Ich lachte. »Philosophieren.«

Er setzte eine grübelnde Miene auf. »Ich finde schon, dass es passt. Aber gelernt haben wir nichts daraus. Sieh uns an, kein Monat später, und wir sind wieder genau dort, wo wir angefangen haben.«

»Vielleicht sind wir Menschen einfach so«, meinte ich und reichte ihm ein Glas.

Sein Blick schweifte über die Tanzfläche, bis er an Cheryl hängen blieb. Ich sah ihr ebenfalls beim Tanzen mit zwei jungen Männern zu. Sie amüsierte sich köstlich.

»Wir glauben, wir könnten uns ändern und aus dem Vergangenen lernen. Daran wachsen und stärker werden. Aber am Ende wiederholen wir nur die gleichen Fehler.«

»Auf unsere Unvollkommenheit!« Er prostete mir zu.

»Wirst du mit ihr sprechen?«, fragte ich, nachdem ich mit ihm angestoßen hatte.

Ein trübes Lächeln huschte über seine Lippen. »Wie du schon sagtest, wir sind alle in unseren Gewohnheiten gefangen.«

»Es fühlt sich an, wie im Kreis zu laufen«, sagte ich nachdenklich. »Ich laufe immer weiter, damit alles anders wird, aber ich bleibe in einer Grube, die ich selbst ausgetreten habe.«

»Und alles, was du siehst, sind die altbekannten Wände um dich herum«, fügte Colton hinzu und nickte dabei in Cheryls Richtung, was sie als einen Gruß deutete.

Sie hob die Hand und kam auf uns zu.

»Oh, so war das nicht gemeint.« Colton leerte seinen Drink.

»Ein kleiner Rat für mich zum Abschied?« Er war bereits auf dem Sprung.

»Das fragst du jemanden, der bis zum Scheitel in seiner eigenen Grube steht?«, höhnte ich.

»Immer raus damit«, forderte er mich auf.

»Guck nach oben«, schlug ich vor.

»Dorthin?« Er deutete zur Decke und sah hinauf.

Auch ich hob den Blick, und als ich ihn eine Sekunde später wieder senkte, war Colton verschwunden.

»Wo ist er hin?« Cheryl schaute sich nach ihm um.

»Keine Ahnung«, sagte ich wahrheitsgetreu.

»Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Was hast du zu ihm gesagt?« Argwohn lag in ihrem Blick.



»Nichts. Nur, dass er nach oben gucken soll.«

»Nach oben?« Sie suchte die Decke nach einer Antwort ab. »Ach, was soll's. Ich werde ihn schon finden. Und du bleibst hier und hörst auf, den Männern anderer Frauen den Kopf zu verdrehen, okay?« Sie zwinkerte schelmisch und verschwand wieder in der Menge.

Ich wandte mich meinem Drink zu. Es stimmte, nichts änderte sich, alles blieb, wie es war. Es wiederholte sich nur.

Seit Ren gegangen war ... Nein, seit er mir an jenem Tag das Herz herausgerissen und es mir vor die Füße geworfen hatte, war alles grau um mich herum. Die Welt bewegte sich, und ich bewegte mich mit, aber ich schwamm nicht, ich strampelte nicht gegen die Flut an. Ich ließ mich treiben, weil es sich hoffnungslos anfühlte, ausbrechen zu wollen, wenn es hinter den Gitterstäben nichts gab als den immer gleichen, ausgetretenen Pfad.

Es tat zu weh, sich dagegen zu wehren. Es war leichter, einfach mitzuspielen.

Neben mir warf sich Travis gegen die Bar. Er war vom Tanzen völlig aus der Puste und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. »Kannst du glauben, dass June Lasagne am Büfett anbieten lässt?«

»Wirklich?«, fragte ich interessiert. Das war mal etwas anderes als die üblichen Kaviarhäppchen.

»Es ist Mini-Lasagne«, verbesserte ihn June, die sich auf der anderen Seite neben mich stellte. Sie winkte dem Barkeeper zu und bestellte einen Cocktail. Dann hielt sie Daumen und Zeigefinger nah nebeneinander. »Höchstens so groß wie ein Macaron.«

»Hättest du mal besser Macarons bestellt«, meinte Travis.

»Das ist ein italienisches Büfett!«, erwiderte sie pikiert und griff dann nach meiner Hand, um mich mit sich zu ziehen. »Du musst unbedingt das Tiramisu probieren.«

»Es ist bestimmt sehr lecker, aber ich habe keinen Appetit. Außerdem bin ich müde«, sagte ich. »Ich denke, ich gehe jetzt.«

»Du bist gerade gekommen, der Abend geht erst los, und es ist schließlich Silvester!«, beschwerte sie sich.

»Ich bin wohl doch noch nicht ganz fit. Mein Kopf dröhnt. Es tut mir wirklich leid«, beteuerte ich und wandte mich zum Gehen.

»Lass sie, du hast genug andere Gäste, denen du dein Tiramisu andrehen kannst«, sagte Travis.

»Das machst du wieder gut bei mir!«, rief mir June nach.

»Versprochen!« Ich verließ den Festsaal und bat an der Rezeption um ein Taxi.

»Wir können Ihnen auch ein Zimmer bereitstellen, wenn Sie heute Abend nicht mehr fahren möchten, Miss Lancaster.«

»Nein, danke«, lehnte ich ab. »Ich warte draußen.«

Die frische Luft tat mir gut. Im Moment kam mir alles grau vor, nur der schwarze Nachthimmel nicht. Auch wenn es ironisch klang, weil Schwarz im Grunde nur ein dunkleres Grau war. Dort oben wartete eine Unendlichkeit voller Farben. Sonnen, Planeten, ganze Universen aus Nebeln und Lichtern. Ich war bloß ein kleiner Punkt in diesem Farbenmeer, und alles, was sich für mich so schwer und unüberwindbar anfühlte, wirkte in Anbetracht dessen viel kleiner und unwichtiger.

Das Taxi fuhr vor, und ich stieg ein.

»Uptown«, sagte ich. In diesem Moment schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. »Lasagne.«

»Was?«, fragte der Fahrer.

»Nichts, ich ...« In meinem Kopf rotierte es. Ich zog mein Handy hervor und googelte Garfield's Claws. Unter den ersten Treffern wurde mir ein Veranstaltungsort vorgeschlagen. Ich zeigte dem Fahrer mein Handy. »Bringen Sie mich bitte dorthin.«



»Sind Sie sicher?« Der Fahrer schaute skeptisch auf die Adresse, die ich ihm zeigte.

»Nein, aber fahren Sie trotzdem.«

Ich wusste nicht, warum ich doch noch einmal gegen den Strom schwimmen wollte – noch einmal ausbrechen und alles riskieren wollte.

Vielleicht lag es an dem, was Colton gesagt hatte. Vielleicht war es auch der Gedanke an die Unendlichkeit dort draußen und das Gefühl, dass es mehr geben musste als das, was ich in meiner eigenen kleinen Welt sah.

Und natürlich hatte ich Angst.

Ich zitterte.

Das Straßenbild veränderte sich allmählich. Die breiten Bürgersteige, Villen, Schaufenster und bunten Lichter der Cafés und Bars wichen gedrunghenen Häusern, vernagelten Türen und dunklen Gassen, vor denen zwielichtige Gestalten herumlungerten.

Garfield's Park gehörte zu den ärmsten Vierteln der Stadt mit der höchsten Kriminalitätsrate, und jeder konnte auf den ersten Blick erkennen, dass bei mir einiges zu holen war.

Mir war klar, dass nicht alle, die hier lebten, Straftäter waren. Die Menschen in dieser Gegend versuchten auch nur, über die Runden zu kommen, und es war alles andere als leicht, aus der Armut auszubringen, wenn das ganze System gegen einen arbeitete.

Ich hatte keine Erfahrung damit, arm zu sein, aber ich wusste, was es aus Menschen machte, wenn sie in Strukturen gefangen waren, aus denen es kein Entkommen gab.

»Wollen Sie wirklich aussteigen?«, fragte der Taxifahrer, nachdem er angehalten hatte.

Meine Unsicherheit stand mir ganz offensichtlich ins Gesicht geschrieben. Es war aber nicht der Stadtteil, der meine Angst schürte.

»Ich schätze schon«, sagte ich mit einem Blick aus dem Fenster.

Ein Türsteher regelte den Einlass in den Nightblue Club. Es warteten gut zwei Dutzend Leute in Silvesterfeierlaune darauf, von ihm durchgewunken zu werden. Ich war definitiv overdressed.

»Ich kann warten, wenn Sie möchten«, bot mir der Fahrer an.

»Ja, bitte«, erwiderte ich dankbar und stieg aus.

Sofort erntete ich einige Blicke, die ich ignorierte. Zielsicher ging ich auf das Ende der Schlange zu.

»Hat sich da wer verlaufen?«, hörte ich jemanden tuscheln.

»Das ist bestimmt ein Prank, die filmen uns von irgendwo.«

Die Menge bewegte sich allmählich vor.

Ein Typ mit tief hängender Jeans rückte mir auf die Pelle. »Zuckermaus, willst du uns nicht zeigen, was sich unter deinem hübschen Röckchen versteckt?«

»Eine Pumpgun«, konterte ich und trat meinerseits an ihn heran. Mit festem Blick schaute ich ihm in die Augen. »Willst du nachschauen?«

»Wuhuu!«, stieß einer seiner Begleiter aus.

»Hey, du da! Herkommen!«, rief mir der Türsteher zu und löste die Kette vor dem Eingang. »Und du, verschwinde!«

»He!«, beschwerte sich der schmierige Typ mit ausgebreiteten Armen. »Die Puppe hat's doch provoziert.«

»Buuuh!«, grölte eine Frauengruppe.

»Verpiss dich!«, rief ihm eine von ihnen zu.

Der Typ brummte etwas Unverständliches und zog ab.

Als ich am Türsteher vorbei war und bezahlt hatte, drückte mir die Kassiererin einen Stempel auf die Handfläche. »Pass dadrin auf dich auf«, riet sie mir.

Ich nickte und trat ein. Independent Rockmusik im Stil von No



Doubt und The Cardigans schlug mir entgegen. Es war dunkel im Club, kein Lichterregen, wie ich es von der einschlägigen Clubszene Chicagos gewohnt war, keine Nebelmaschine oder sonstige Effekt-hascherei.

Es gab ein paar voll besetzte Tische und eine Theke, an der pausenlos Bier ausgeschenkt wurde. Auf der überfüllten Tanzfläche gaben sich Schattengestalten dem Sog der Musik hin – eine Ansammlung grundverschiedener Menschen in einem einzigen, gemeinsamen Pulk aus Begeisterung und Leidenschaft.

Auch mich packte die Musik. Der Bass trieb den Rhythmus voran, die Sängerin sprühte vor Energie, die Gitarre verstärkte jedes Gefühl in ihren Worten – und das Keyboard ließ sie fliegen.

»Ren ...«, sprach ich meinen Gedanken aus.

Die Bühne war zu weit entfernt, um Details zu erkennen, aber ich musste Ren nicht sehen, um ihn in jeder gespielten Note zu spüren.

Er war es wirklich. Garfield's Claws war seine Band, er spielte Rock am Keyboard und kein Piano in einem Orchester, wie er es in seiner Vita angegeben hatte, um sich Zugang zu meinem Zuhause zu verschaffen.

Ich schob mich zwischen verschwitzten Körpern hindurch, war Haut an Haut mit Fremden, wurde gestoßen, angerempelt und mehrmals betatscht, bis die Bühne endlich in greifbarer Nähe war.

Die wilden Locken der Sängerin hüpfen, als sie schreiend in die Höhe sprang und das Publikum zum Grölen brachte. Dann senkte sie ihre rauchige Stimme zu einem Flüstern, krümmte sich zusammen und hauchte die nächste Strophe voller Schmerz in das abgedeckte Mikro.

Das Publikum litt mit ihr, saugte jedes Gefühl auf, reflektierte es, bis die Sängerin verstummte und auf die Knie sank.

Rens Solo begann.

Er beherrschte die Menge sofort. Die aufgeschäumte Flut aus Emotionen ebte ab, Schweigen legte sich über die Anwesenden, wie die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht sich nach einem verheerenden Sturm über die ruhige See legte.

Überall um mich herum wurden Feuerzeuge entzündet, ich sah Tränen in einigen Augen glitzern. Alles fühlte sich friedlich, aber auch hoffnungslos an, und die Sängerin hauchte zarte Worte in ihr Mikro. Die Lippen einiger Fans bewegten sich mit, die Gitarre setzte ein und erweckte zum Leben, was tief unter der ruhigen, vom Lichtermeer beschienenen Oberfläche gelegen hatte und ausbrach, als die Sängerin mit einem Satz auf die Füße kam und laut ins Mikro brüllte. Ich war vollkommen fasziniert.

Ren schaute flüchtig auf – zu flüchtig, um mehr sehen zu können als die einheitliche Masse, zu der das Publikum verschmolzen war.

Ich war erleichtert darüber und rechnete nicht damit, dass er seinen Blick ein weiteres Mal heben würde. Und diesmal sah er direkt zu mir.

Mein Herz blieb stehen, während Rens Spiel stolperte. Unglaube zeichnete sich in seinen Zügen ab, versank aber noch in derselben Sekunde in der Leere seiner Augen.

Er hatte mich wirklich gesehen. Die Angst, die mich die ganze Zeit über beherrscht hatte, wuchs ins Unermessliche. Was tat ich hier bloß? Glaubte ich wirklich, dass mein Versuch, ihn doch noch zu erreichen, etwas anderes war als eine Wiederholung der immer gleichen Fehler? Dieser Gedanke erschlug mich regelrecht und weckte den Fluchtinstinkt in mir.

Ich kämpfte mich durch die Menge zurück zum Ausgang, wollte nur noch raus aus dem Club, weg von allem. Doch kaum hatte ich die



Tanzfläche verlassen, versperrte mir die kräftige Brust eines Mannes den Weg. Breitbeinig tanzte er vor mir, schnitt mir den Weg ab und wollte mich wieder auf die Tanzfläche drängen.

»Lass mich durch,« zischte ich genervt.

Ich versuchte, mich an ihm vorbeizuschieben. Er lachte nur und rammte seinen Schritt wie ein notgeiler Hund gegen meine Hüfte. Ich war angeekelt und eingeschüchtert zugleich. Es war zu beengt, um von ihm wegzukommen, und zu laut, um auf meine Lage aufmerksam zu machen.

»Gefällt dir das?« Sabbernd packte er meinen Hintern.

Mein Körper bebte in einem Schauer aus Übelkeit und Panik. Für einen Moment setzte mein Verstand aus, dann handelte ich. So breitbeinig und mit gebeugten Knien, wie er dastand, war es nicht schwer, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ich schob meinen Fuß hinter seinen und drängte ihn mit den Ellbogen zur Seite. Er stolperte über mein Bein und ich von der Tanzfläche. Mit den Händen fing ich mich an der Wand ab, atmete tief durch und wandte mich dem Ausgang zu.

Doch der Mann war schneller. Schon stand er wieder vor mir, und er war nicht mehr allein. Zu zweit schirmten sie mich ab. Ich verschwand hinter ihren breiten Schultern. Mein Herz pochte heftig, meine Gedanken rasten.

Der zweite Mann griff in mein Haar, beugte sich zu mir vor und wickelte eine meiner Strähnen um seinen Finger.

»Du siehst aus, als hättest du Spaß nötig«, hauchte er mir seine Bierfahne ins Gesicht.

Mir wurde schlecht, ich schlug seine Hand weg und schirmte Mund und Nase vor ihm ab. »Fass mich noch mal an, und du bereust es!«

Meine Kraft reichte nicht aus, die beiden wegzuschieben. Ich

prallte regelrecht von ihnen ab und stieß mit den Schultern gegen die Wand. Die Männer drängten sich noch näher an mich heran. Ich kramte in meiner Tasche nach meinem Pfefferspray, was sie augenblicklich unterbanden.

»Lass –«, brachte ich noch heraus, bevor mir einer der Typen seine Hand fest auf den Mund presste und der andere meinen Rock hochzerrte. Er schraubte seine Finger schmerzhaft fest um meinen Oberschenkel und schob sie hinauf.

Ich packte die Brustwarze von einem der Angreifer und drehte sie. Mit einem lauten Schrei löste er die Hand von meinem Mund. Dem anderen rammte ich meinen Absatz in die Zehen und warf mich zwischen die Schultern der Männer. Endlich stolperte ich ins Freie – und geradewegs auf Ren zu.

Um mich herum war nur noch Rauschen. Keine Musik, keine Stimmen, keine Menschen. Nur verzerrte Bilder und die Stille zwischen Ren und mir.

Ein unverhohlener Vorwurf lag in seinem Blick. Er hob die Hand zu jemandem seitlich von mir und deutete auf die beiden Männer.

»Rauswerfen«, rief er, dann zog er mich mit sich. Er bugsierte mich zu einer Tür, drängte mich hindurch und zog sie hinter uns zu.

Wir waren allein in einem spärlich beleuchteten Gang, der Lärm aus dem Club dröhnte im Hintergrund.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, warf er mir vor.

»Nichts!«, schrie ich außer mir vor Angst, Panik und Wut. Ich griff nach dem Türknauf. »Ich habe gar nicht gedacht. Es war ein Fehler herzukommen.«

Ren hielt die Tür zu. »Das hätte ganz anders ausgehen können.«

»Erzähl mir nicht, dass du aufgetaucht bist, um mich zu retten«, giftete ich ihn an. Der Vorfall eben hatte jede Zurückhaltung in mir



ausgelöscht. Ungefilterter Hass beherrschte mich. »Ausgerechnet du! Ich brauche deine Hilfe nicht. Und jetzt lass mich gehen.«

»Nimm den Hinterausgang«, sagte er entschieden.

Ich rüttelte heftig an der Tür. Eine Art Klaustrophobie machte sich in mir breit. »Ich will keine Sekunde mehr mit dir allein sein! Lieber leg ich mich wieder mit den Typen dadrin an.«

»Die sind längst rausgeflogen. Außerdem hätten die doch keine Chance gegen dich, oder?« Ein flüchtiges Lächeln huschte ihm über die Lippen, verblasste jedoch augenblicklich wieder.

Mein gehetzter Atem beruhigte sich allmählich, und ich hörte auf, am Türknauf zu zerren. Ich wusste nicht, ob sich Ren über mich lustig machte oder es ernst meinte, aber seine Stimme zu hören, bei ihm zu sein, ließ mich langsam wieder zur Besinnung kommen.

Ich schaute zu ihm auf. Er wirkte versöhnlich auf mich. Und blass, aber nicht im Sinne seiner Hautfärbung. Es war vielmehr seine Ausstrahlung, die etwas Trübes an sich hatte. Als würde er kurz davorstehen, mit dem tristen Grau der Welt um uns herum zu verschmelzen und zu verschwinden.

Meine Kehle schnürte sich zu. Ich sah Ren, er schaute mich an und tat es doch nicht. Bebende Angst um ihn erfasste mich. Instinktiv wollte ich ihn festhalten, bevor es zu spät war. Ich hob meine Hand, doch die Wunden, die er mir zugefügt hatte, hielten mich zurück.

»Hinterausgang sagst du«, brachte ich mit brüchiger Stimme hervor und wich seinem Blick aus.

»Ja.«

Ich wandte mich zum Gehen, drehte mich aber sofort wieder zu ihm um. »Du warst bei meiner Grandma. Woher hattest du die Schallplatte?«

»Verschwindest du, wenn ich dir das sage?« Er wirkte unglaublich fern.

»Ja.«

»Ich habe eine neue Single pressen lassen«, sagte er knapp. »Und jetzt geh und komm nicht wieder.«

»Das beantwortet rein gar nichts«, warf ich ihm vor.

Er hob den Blick, und was auch immer er sah, als er mich anschaute, brachte ihn dazu, seiner Aufforderung ein einziges Wort hinzuzufügen: »Bitte.«

»Wieso?«, brach es aus mir heraus. Ich wollte es nur verstehen. »Warum hast du mir das angetan? Wieso musstest du mich so quälen? Sag es mir! Sag mir, was du davon hattest!«

»Sag du mir, wieso du es nicht einfach lassen kannst.«

»Ich will nur ...« Ich trat einen Schritt auf ihn zu, doch er wich vor mir zurück, als würde ich ihm Angst machen, als wäre ich die Bedrohung von uns beiden. Seine Augen wurden tränenfeucht.

»Offenbar nur noch mehr Schmerzen. Du hast allen Grund, mich zu hassen, also erspar uns das hier.«

»Ren ...« Ich berührte seinen Arm und spürte, wie er zusammenzuckte, bevor er ihn von mir wegriss.

»Siena, bitte.« Verzweiflung färbte seine Stimme. »Hat dir das alles nicht gereicht? Was muss ich noch tun, um dich loszuwerden?«

Mein Körper bewegte sich wie von selbst. Ich legte meine Stirn an seine Brust, umschlang ihn mit den Armen, und mit einem Mal strich er mir übers Haar und schmiegte sich an mich. Seine Tränen rannen über meine Haut.

»Scheiße, verdammt«, raunte er. Dann schob er mich von sich und drängte mich zum Hinterausgang. »Du verschwindest jetzt.«

»Rede mit mir!«, verlangte ich. »Du schuldest es mir!«



»Ich schulde dir gar nichts«, beharrte er. »Verschwinde, bevor mir meine Gage für heute Abend gestrichen wird.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du hast mir mein Leben zur Hölle gemacht, um an einen Scheck heranzukommen, den du nicht einmal eingelöst hast. Und jetzt schickst du mich weg, weil dir deine Gage wichtiger ist?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst. Aber das spielt auch keine Rolle.« Er ging gezielt an mir vorbei und riss die Hintertür auf. »Geh und vergiss alles.«

»Was glaubst du denn, was ich die ganze Zeit versuche? Ich würde nichts lieber tun, als dich aus meinem Gedächtnis zu löschen. Aber ich kann nicht. Und ich weiß, dass es dir genauso geht.«

»Du weißt nichts über mich.« Auch wenn seine Augen noch gerötet waren, hatte er sich wieder im Griff. »Du weißt nicht, wer ich bin und was ich getan habe, aber wenn die Wahrheit ans Licht kommt, wirst du mich hassen.«

»Ich will und ich werde nicht ...«, begann ich, schaute ihn direkt an und sprach etwas ganz anderes aus: »Wo warst du am Vorweihnachtsabend?«

»Er war auf der Bühne, wo er auch jetzt hingehört!«, rief eine Frau über den Clublärm hinweg. Die Sängerin der Band hatte ihren Kopf in den Gang gestreckt. »Setz dein Groupie endlich vor die Tür, das Publikum rastet schon aus.«

»Es ist alles gesagt, Siena«, entschied Ren.

»Nein, das ist es nicht«, widersprach ich. »Ich kann warten, okay? Mach deinen Auftritt, ich bleibe solange hier. Und dann reden wir.«

Die Sängerin schnaubte genervt, stapfte auf uns zu und griff nach der offenen Hintertür. »Schon mal was von Internet gehört? Geh auf

unsere Website, schau dir die Videos an und verpiss dich jetzt, du gestörte Stalkerin!«

Sie stieß mich nach draußen und knallte die Tür hinter mir zu.

Die plötzlich vorherrschende Stille fuhr mir bis in die Knochen. Für eine Sekunde war ich wie gelähmt, dann rüttelte ich am Knauf und klopfte, so fest ich konnte. »Ren!«, rief ich. »Lass es nicht so enden! Bitte, rede mit mir!«

Verzweiflung beherrschte mich. Ich ignorierte die Kälte, hämmerte mit beiden Händen gegen die Tür und schrie seinen Namen, bis meine Kehle brannte.

Doch nichts geschah. Bis mich ein lautes Pfeifen zusammenfahren ließ. Es knallte am Himmel und gleich darauf überall um mich herum. Bunte Farben und Lichter erfüllten die Nacht, regneten auf mich und die Stadt hernieder.

Ich stolperte von der Tür weg und schüttelte benommen den Kopf. Wieso ließ er mich so stehen? Hier und jetzt. Der Lärm um mich herum nährte die Leere in meinem Inneren und gab mir das Gefühl völliger Einsamkeit. Warum nur? Warum redete er nicht mit mir? Was hätte denn schlimmer sein können, als zu glauben, dass er Anonym war? Oder war er es doch? War es wieder nur ein Trick gewesen, um mir endgültig den Verstand zu rauben?

**Montag, 05. Januar 2026:** Ich rückte mir den Gürtel zurecht und betrachtete mein müdes Gesicht im Badezimmerspiegel. Der nachtblaue Jumpsuit, den ich mir für die Uni herausgelegt hatte, erinnerte mich zu sehr an den Silvesterabend.

Nach meinem Besuch im Nightblue Club hatte ich die Website der Garfield's Claws durchforstet, und die Sängerin behielt recht. Das Netz war voll von Ausschnitten der Bandauftritte am Abend



des Überfalls. Ich hatte mich durch Dutzende Videos geklickt und Ren in jedem zweiten auf der Bühne gesehen. Sein Alibi war wasserdicht.

Während der letzten Tage hatte ich ständig dieses fremde Lachen in den Ohren gehabt, und jedes Mal war mir ein Schauer über den Rücken gelaufen, jedes Mal hatte es mich aus dem Schlaf gerissen. Es verfolgte mich überallhin.

Von Anfang an hatte ich nicht geglaubt, dass es zu Ren gehörte. Jetzt wusste ich mit Sicherheit, dass er es nicht gewesen sein konnte.

Aber wer hatte sich dann für ihn ausgegeben? Wer hatte gewusst, welcher Treffpunkt gemeint war und was sich dort bei meiner ersten Begegnung mit Ren abgespielt hatte? So viele Fragen beherrschten meinen Kopf. Für mein Studium blieb darin kaum Platz.

Immer wieder ging ich alle Personen durch, die ich kannte, doch im Grunde spielte es keine Rolle, wem ich wovon erzählt hatte. Ich wusste nicht, wie lange mich Anonym schon beobachtete. Jeder, der es darauf anlegen würde, hätte diese Dinge herausfinden und gegen mich verwenden können. Jeder war eine potenzielle Gefahr.

Ich rückte meinen Gürtel zum dritten Mal zurecht und stützte mich schwer auf dem Waschbecken ab. Zu gerne hätte ich alles abgesetzt. Aber wozu? Für jeden anderen, der eingeweiht war, hatte sich die Sache längst erledigt. Anonym hatte sein Geld und war in der Versenkung verschwunden. Ren ignorierte mich.

Aber wer hatte etwas davon, die Erpressung Ren in die Schuhe zu schieben und dann unterzutauchen? Sollte das der große Showdown werden? Ein letzter schmerzhafter Denkkettel zum Abschied? Das war Anonym gelungen. Ich war an diesem Abend zerbrochen und fühlte mich wie ein zusammengekehrter Scherbenhaufen. Mit jeder Bewegung, jeder schmerzhaften Erinnerung schnitt ich mich an den

scharfen Kanten meiner selbst. Es wollte nicht enden, war zu einem Teil von mir geworden.

Einfach weiterzumachen, war alles, was ich tun konnte, und alles, was von mir erwartet wurde. Ich verließ also mein Badezimmer, ging zu meinem Schreibtisch und packte meine Tasche für die Uni. Auf dem Laptop war noch die Website der Garfield's Claws zu sehen. Ich klappte ihn zu.

Plötzlich flog die Tür zu meinem Zimmer auf, und ein Mann in einem billigen Anzug trat ein. Erschrocken schaute ich zu ihm auf.

»Wer sind Sie?« Mein Blick fiel auf die Marke an seinem Gürtel, als er auch schon mit einem zerknüllten Schreiben herumwedelte. In meinen Ohren rauschte es mit einem Mal, mein Kopf war wie leer gefegt.

»Steuerfahndung«, sagte er knapp. »Packen Sie das Nötigste, Ma'am, und keine krummen Dinger.« Seine Worte drangen kaum zu mir vor, und während ich noch versuchte, einen Sinn in dem zu finden, was gerade geschah, strömten Polizisten in meine Räume und durchsuchten alles. Einer von ihnen zog mir den Laptop unter den Händen weg und reichte ihn an einen Kollegen weiter. »Eintüten, der ist beschlagnahmt.«

»Das können Sie nicht machen«, sagte ich, nachdem ich meine Stimme wiedergefunden hatte.

»Wir können es, und wir tun es«, widersprach der Steuerfahnder. »Bewahren Sie hier Firmendokumente auf? Im Schrank, in einer Schublade, egal wo?«

Firmendokumente? Was dachte er, wo er war?

»Das ist mein Schlafzimmer«, protestierte ich und ging auf ihn zu. »Ich verlange eine Erklärung!«

»Beruhigen Sie sich, Ma'am«, knurrte er ungehalten. »Packen Sie endlich, Ihre Zeit läuft.«



»Zeigen Sie mir den Durchsuchungsbeschluss!« Ich wollte nach dem Zettel in seiner Hand greifen, doch zwei Polizisten drängten mich von ihm weg.

»Sie machen es sich nur schwerer, wenn Sie hysterisch werden!«

»Befolgen Sie die Befehle, oder wir verhaften Sie.«

Ich wusste nicht, wie mir geschah, und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Mit einem Mal stand Martha neben mir. Sie war genauso aufgelöst wie ich und drückte mir einen meiner Reisekoffer in die Hand. »Das habe ich rasch für dich zusammengepackt.«

»Martha, was ...?«, flüsterte ich.

Sie schaute mich genauso verwirrt und fassungslos an, wie ich mich fühlte.

Die Beamten führten mich nach draußen. Überall waren Polizisten. Sie durchsuchten jeden Winkel, warfen um, was nicht angeschraubt war, leerten die Schubladen auf dem Boden aus und schleppeten unzählige Dinge aus der Villa.

Es raubte mir den Atem, als ich sah, wie sie Vater in Handschellen abführten. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Er sagte nichts, schaute mich nur schuldbewusst an und senkte dann den Blick.

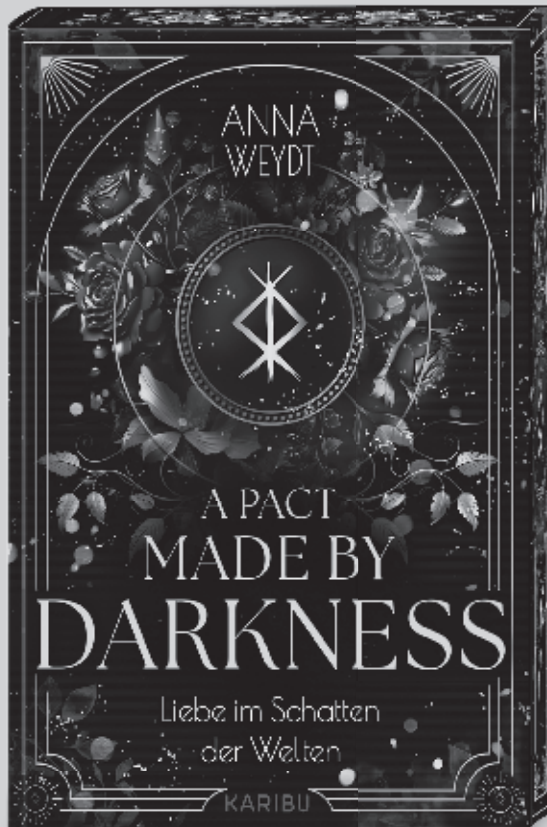
Der Boden unter meinen Füßen wankte. Die kalte Härte der Realität traf mich mit voller Wucht. Meine Gedanken rasten, das Gefühl der Ohnmacht überwältigte mich. Als mein Handy vibrierte, zog ich es wie ferngesteuert hervor und las die Nachricht.

#### **Anonym**

*Du hast es nicht anders verdient.*

#STARCROSSEDLOVERS  
#SLOWBURN  
#HIDDEN TRUTHS

DER PACKENDE AUFTAKT DER ROMANTASY-DILOGIE

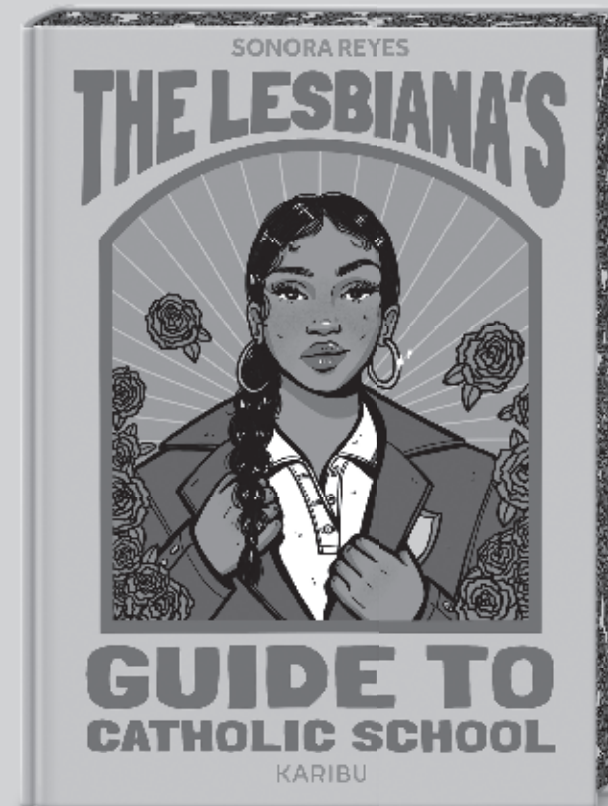


ANNA WEYDT / **A PACT MADE BY DARKNESS**  
ISBN 978-3-96129-484-8 / AB 14 JAHREN

[WWW.KARIBUBUECHER.DE](http://WWW.KARIBUBUECHER.DE)

QUEER, KLUG, UND EIN  
BISSCHEN VERLIEBT

YAMI HAT EINEN PLAN –  
ABER DIE LIEBE HAT IHREN EIGENEN



SONORA REYES / **THE LESBIANA'S GUIDE TO CATHOLIC SCHOOL**  
ISBN 978-3-96129-464-0 / AB 14 JAHREN

[WWW.KARIBUBUECHER.DE](http://WWW.KARIBUBUECHER.DE)

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2025

© 2025 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«), zu gewinnen, ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz

Farbschnitt: Christian Keller

Innenillustration und Flipbook-Effekt: Jennifer Alice Jäger

Lektorat: Franziska Jaekel

Layout & Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-526-5

Printed in Germany

[www.karibubuecher.de](http://www.karibubuecher.de)

Redaktionsanschrift:

Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14b, 80801 München

[www.edelverlagsgruppe.de/kontakt](http://www.edelverlagsgruppe.de/kontakt)

[www.karibubuecher.de/kontakt](http://www.karibubuecher.de/kontakt)



*Ihm zu vertrauen, ist ein  
Risiko. Ihn zu lieben – eine  
Gefahr.*

Siena Lancaster lebt in einer Welt aus Glamour und Schein: Zukünftige Erbin des Familienimperiums, Vorzeigestudentin, souverän vor jeder Kamera. Als ihr Vater den mittellosen Pianisten Ren engagiert, der sie an den verschneiten Wintertagen Chicagos mit seinem Klavierspiel unterhalten soll, prallen zwei Welten aufeinander. Ren entfacht ihre Liebe zur Musik neu und verstrickt sie zugleich in ein gefährliches Spiel aus Anziehung und Misstrauen. Doch je stärker sich Siena zu Ren hingezogen fühlt, desto deutlicher spürt sie, dass etwas nicht stimmt. Ein Unbekannter bedroht sie – und Ren weiß mehr, als er zugibt ...



Die erste Contemporary Romance  
von Erfolgsautorin Jennifer Alice Jager  
mit exklusivem Flipbook-Effekt

ISBN 978-3-96129-526-5

WG: 1221



€ 17,99 (D)

[www.karibubuecher.de](http://www.karibubuecher.de)

KARIBU